Frithjof Melzer

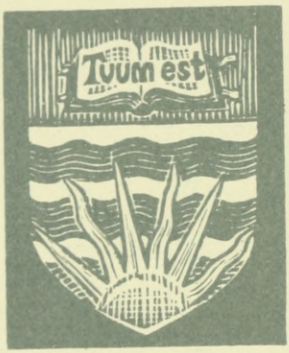
美爾卓

Malaria und Opium

STORAGE-ITEM
MAIN

LP9-Q12E
U.B.C. LIBRARY

THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Hella Frenkel

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library

http://www.archive.org/details/malariagoldopium00melz

Walther Bötzner

Malaria
Gold und Opium

Mit Stötzners Hei lung kiang-Expedition in die unerforschte Mandschurei

von

Frithjof Melzer

Mit einem Bild Walther Stötzners, 2 Karten und 105 Illustrationen
nach Original-Photographien

Einband und Schutzumschlag von Karl Stratil

Verlag E. Haberland / Leipzig C 1

Copyright 1929 by E. Haberland, Leipzig
Übersetzungsrecht in alle Sprachen vorbehalten
Printed in Germany

Walther Stößner

zu eigen

Zum Geleit

Es ist mir eine ganz besondere Freude, zu diesem Buche das Geleitwort schreiben zu dürfen.

Das Buch hat eine Reihe von Vorzügen, die es weit über den Durchschnitt der deutschen Reiseliteratur stellt. Vor allem ist es interessant — in einem Zug von Künstlerhand geschrieben, ohne auch nur in Nebendingen den festen Boden der Tatsachen zu verlieren und Mangel an Tatsachen durch unkontrollierbare Phantasien zu ersetzen. Daher ist es auch ein ernster Beitrag zur Erkenntnis der politisch, wirtschaftlich und kulturell immer mehr in den Vordergrund tretenden Mandschurei wie des Fernen Ostens überhaupt. Schließlich besteht die Eigenart des Buches darin, daß es Kunde gibt von der Arbeit — ich bin versucht zu sagen: aus der Werkstatt eines deutschen wissenschaftlichen Pioniers. Das Leben und Wirken des so erfolgreichen und doch so wenig bekannten Asienforschers Walther Stötzner während dessen Arbeit an Ort und Stelle wird uns bis ins kleinste vor Augen geführt. Aus der Schilderung wächst eine deutsche Persönlichkeit mit allen ihren Eigentümlichkeiten empor, die man liebgewinnt und auf deren hingebende Pionierarbeit jeder Deutsche nur stolz sein kann.

Aus allen angeführten Gründen wünschte ich, daß das Buch von recht vielen künftigen Geographen, Zoologen, Geologen und Forschern auf völkerkundlichem Gebiet gelesen würde, die in der Vorbereitung für ihre wichtigen Berufe stehen; sie werden nicht nur Genuß während des Lesens, sondern auch reiche Anregung für die Gestaltung ihrer praktischen Forschertätigkeit finden. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Buch der Wissenschaft selbst nichts gäbe. Im Gegenteil: ich wünsche zu unterstreichen, daß die wissenschaftliche Forschung in dem Buch des Herrn Melzer sehr viel nützliches und bisher unbekanntes Material findet, wenn es auch erst Herrn Stötzner vorbehalten bleiben muß, die Ergebnisse seiner Expedition in vollem Umfange zu veröffentlichen.

Also: Glück auf den Weg für das gute Buch!

Berlin-Lichterfelde West, Ende September 1929

Georg Cleinow,
Geheimer Regierungsrat

Walther Stötzner ist das Buch zugeeignet. Walther Stötzner, dem deutschen Asienforscher, der ebenbürtig neben den bekannten lebenden Forschern steht, freilich nicht die geringste Anlage zur Eigenreklame besitzt. Stötzner ist in China, seinem jahrzehntelangen Arbeitsfeld von Tibet bis zur Nordmandschurei, wahrscheinlich besser bekannt als in seiner deutschen Heimat. Es wäre mir die größte Genugtuung, wenn ich zu meinem bescheidenen Teil dazu beitragen kann, daß das anders wird.

Man kann die Expedition, von der ich berichte, natürlich nicht mit den Großunternehmungen vergleichen, die womöglich von mehreren Staaten finanziert, mit allen Forschungsmitteln reichhaltig ausgestattet und von einer Reihe von Fachwissenschaftlern begleitet werden. Zweck und Aufgabe derartiger Expeditionen ist ganz anders. Dabei wird eine klare und umfassende Erforschung aller objektiv feststellbaren Tatsachen und Zusammenhänge erstrebt. Aber subjektiv auf die Menschen eingestellte Ergebnisse wird man von den Großunternehmen nur ausnahmsweise erwarten dürfen. Die große Karawane mit einer Masse von Fremden und mit zahlreichen eingeborenen Helfern schließt meist den persönlichen Kontakt mit der Bevölkerung aus. Der Forscher könnte nur schwer an die einzelnen Menschen herankommen, weil sie sich aus verständlicher Scheu und Angst vor den Fremden abschließen und absichtlich falsche Auskünfte geben. Da der Teilnehmer eines Großunternehmens auch nicht ständig oder auch nur längere Zeit allein unter der eingeborenen Bevölkerung leben und mit ihr alle Sorgen und Freuden teilen kann, wird er in der Regel an den Äußerlichkeiten haften bleiben. Die völkerkundliche Forschung, die die Lebensaufgabe Stötzners ist, muß also — wie wir es diesmal auch getan haben — mit ganz kleinen, bescheidenen Expeditionen arbeiten. Das ist die Grundlage des Erfolges. Auch wir haben es noch gespürt, daß die Landeseinwohner, die vorher noch nie Europäer gesehen hatten, sich zuerst scheu vor uns zurückzogen; erst die gemeinsamen Erlebnisse erschlossen uns die Seele der Völkerschaften, gaben uns die Möglichkeit, die unvermeidlich falschen Anfangseindrücke zu korrigieren.

Was ich an Eindrücken von der Deutschen Hei lung kiang-Expedition

mitbringen konnte, verdanke ich vor allem Stötzner. Ohne besondere Vorkenntnisse, anfänglich ohne Beherrschung der Landessprachen, wäre ich wohl auch zu so verhängnisvollen Fehlurteilen gekommen, wie sie noch heute manch ein flüchtiger Weltenbummler oder Asienforscher aus der Luxuszug-Perspektive — mag er dreist Rang und Namen haben — der deutschen Öffentlichkeit zuzumuten wagt, hätte mir nicht Stötzner mit seinen reichen asiatischen Erfahrungen zur Seite gestanden. Dafür habe ich ihm zu danken.

Das heißt aber nicht etwa, daß er für die auf den folgenden Seiten niedergelegten Auffassungen verantwortlich zu machen wäre. Stötzner würde gewiß manches anders formuliert haben, als ich es aus nüchtern-sachlicher Veranlagung getan habe. Er wird mir auch bescheinigen, daß ich mich von jeder Gefühlsduselei und jedem Hörigkeitsverhältnis freizuhalten gewußt habe. Und wo ich rein menschlich von dem gemeinsamen Erlebnis in dem Lande spreche, das wir als erste Europäer entschleiern durften, wo ich auch die kleinen Kleinigkeiten male, die erst die Situation voll anschaulich machen, wird er es recht verstehen: Ich will nicht allein von einem kleinen Ausschnitt selbstloser deutscher Forschung zeugen, ich will damit zugleich den lebendigen Zusammenhang mit dem stillen, zähen Ringen um das Schicksal des eurasischen Kontinents herstellen und Gedanken weltweiter Verantwortung anklingen lassen, für die wir zu Hause unter den Sorgen des Alltags im Deutschland des Versailler Diktats nur zu selten Muße finden.

Kann ich so zur Weitung des deutschen Blickfeldes im kontinentalen Ringen der Völker ein wenig nur beitragen und dem Leser dazu ein anschauliches Bild vom Leben und Geschehen im unbekannten und unerforschten Nordostasien vermitteln, so hat die Reise ihren Zweck erfüllt.

Ich schließe den Dank an alle jene an, die mir s. Z. die Teilnahme an Stötzners Hei lung kiang-Expedition erleichtert haben: den Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft Dr. e. h. Schiele, den Reichsverkehrsminister Dr. h. c. Koch, den Preußischen Staatsminister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Dr. h. c. Becker, die Reichsbahnhauptverwaltung, das Verkehrskommissariat der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken, den Chinesischen Gesandten in Berlin Dr. Chiang Chao Yüe, den Deutschen Landwirtschaftsrat, die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, den Verlag August Scherl, die Direktion der Telegraphen-Union, an meinen verehrten Lehrer Geheimrat Prof. Dr. Max Sering und an meine liebenswürdige Verlegerin, Frau Olinda Haberland. Sie alle werden es mir nicht verübeln, wenn ich

ohne jede konventionelle Rücksicht, wie sie vor 20 Jahren gewohnheitsmäßige Pflicht gewesen wäre, von den Dingen so spreche, wie sie sich mir gegeben haben.

Besonders danke ich Herrn Dr. Dr. Friedrich Lange, Berlin, der die Kartenskizze auf Seite 17 gezeichnet hat, und der Deutsch-Russischen Luftverkehrsgesellschaft, die mir einige Photos zur Verfügung gestellt hat.

Zwei Bitten habe ich an den Leser: Ich spreche ausschließlich von der Nordmandschurei, die ich zu kennen glaube, und möchte nichts von den Eindrücken und Urteilen auf das eigentliche China verallgemeinert wissen. Das gilt auch, soweit ich die russischen Dinge streife, für Rußland. Zum anderen: wo ich chinesische oder solonische Worte wiedergegeben habe, habe ich versucht, die Dialektform möglichst genau zu verdeutlichen, wobei ich mir bewußt bin, daß wir selbst in wissenschaftlicher Lautschrift den Klang nicht klar zum Ausdruck bringen können, geschweige denn bei meiner auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erhebenden Umschreibung.

Wer die Ergebnisse der agrarwirtschaftlichen und agrarpolitischen Studien im Zusammenhang der nordostasiatischen Wirtschaftsumwälzung in wissenschaftlicher Betrachtung sucht, wird sie in den vom Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft bei Paul Parey-Berlin herausgegebenen „Berichten über Landwirtschaft" finden. Die rein wissenschaftlichen Expeditionsveröffentlichungen sind Stötzner vorbehalten. Die lebendige Erläuterung des Textes ist der Expeditionsfilm, den Stötzner mitgebracht hat.

Vom deutschen Flugzeug zur chinesischen Bimmelbahn

Da stehe ich nun mit meinen beiden kantigen Offizierkoffern und weiß nichts mit mir und der Umwelt zu beginnen. Was kann ich mit allen europäischen Sprachkenntnissen anfangen? Wozu habe ich versucht, mir wenigstens einige chinesische Redewendungen nach dem Sprachführer anzueignen? Nun ich versuche, mich verständlich zu machen, ist alles umsonst. Diese erste Begegnung mit China hatte ich mir doch anders vorgestellt... Überhaupt mit der europäischen Überheblichkeit, so man sich solche noch soweit erhalten hat, ist es schnell zu Ende.

In der glühenden Sonne der gut 35° des mandschurischen Sommers bin ich der Gegenstand der Neugier einer schnell auf 50, 60 anwachsenden Schar von Chinesenjungen, die mit flinkem Kichern und Schubsen auf mich einreden, die sich immer wieder vor Lachen ausschütten wollen, weil ich nur mit den Schultern zucke und den Kopf schüttle und mir — vorsichtig und schüchtern in der ungewohnten Situation — die schmutzigen Finger fernhalte, die meinen Anzug betasten. Bis ein alter Chinese das kleine Volk auseinanderjagt und — dasselbe vergebliche Fragespiel beginnt. Auch seine paar russischen Worte helfen nichts.

Aber der Chinese ist höflich. Man komplimentiert mich ans Telephon im Stationsraum, wo die Stimme auf der anderen Seite ein paar englische Brocken spricht, die freilich nur bis zur Feststellung meiner Nationalität langen. Dann kommt sogar einer an den Apparat, der Deutsch kann; d. h. „Guten Tag" und „Wie geht's". Der chinesische Bahnhofsvorstand hat aber wenigstens sein Vergnügen dran. Und ich komme über den ersten Teil der peinlichen Wartezeit weg. Die Jugend hat sich inzwischen verlaufen. Ich bin allein.

Dieser blöde Europäer interessiert nicht mehr!

Auch die Umgebung, die ich nun in Ruhe betrachten kann, begreife ich nicht: Ein großer freier Platz, Sand und Staub, der in der glastenden Sonne vom leichten Wind aufgewirbelt wird. Drum herum ein paar Telegraphenstangen. Ab und an fährt mit Geschrei und Gekreisch ein russischer Karren einen Chinesen spazieren. Von jenseits des Platzes tönt Musik, d. h. noch begreife ich sie nicht als solche: chinesische Militärmusik in piepsigen Tönen, dazwischen Trommel und Trompete.

Das Stationsgebäude, in dessen Schatten ich lehne — das Ende des Kleinbahnstrangs, der mich mit der Zivilisation verbindet —, ist ein flacher schmutziger Lehmbau, in der Mitte eine Halle von 10×10 m, an beiden Seiten die Räume des Bahnpersonals, die üblichen Chinesenbuden mit dem breiten Liegekang, auf dem die Leute die Zeit verträumen, bis — in 6 Stunden — der nächste Zug abgeht. Ruhe und Frieden, die niemand stört, die zu stören ein Frevel schiene.
Das ist der Endpunkt der Kleinbahn, die mich von Onon hsi an der Chinesischen Ostbahn zur Hauptstadt der Hei lung kiang-Provinz Tsitsihar, gebracht hat. Hier bin ich in der Hauptstadt der nördlichsten Provinz der Mandschurei und Chinas überhaupt, 30 km nördlich der großen Expreßstrecke, die den Anschluß an den Sibirienexpreß nach Harbin und Mukden und weiter hinunter nach Peking und Schanghai herstellt. 30 km vom Luxuszug, 30 km, die für mich zwei Welten trennen ...
Noch ahne ich nur die Stadt Tsitsihar selbst, deren Geräusche gedämpft herübertönen. Noch weiß ich nicht, welches Gesicht mir hier China, abseits der landläufigen Fremdenstraße, zeigen wird. Aber ich weiß, daß diese Provinz, deren Fläche der Deutschlands entspricht, voller Überraschungen und Wunder für mich sein wird, der ich mit Walther Stötzner zusammen als erster Europäer in ihr Inneres eindringen darf.
Und ich überdenke die letzten Wochen ...

So wird man Forschungsreisender!

Vor sechs Wochen ahnte ich noch nicht, daß ich aus dem engen Europa herauskommen könnte. Als Stötzner im April 1927 zu seiner Deutschen Hei lung kiang-Expedition ausreiste, hatte ich kaum einen Augenblick mit dem Gedanken seiner Begleitung gespielt. Ich bewunderte Stötzner, der es in unersättlichem Forscherdrang nicht mehr auf seinem Gut Ölsengrund bei Gottleuba i. Sa. ausgehalten und zur Finanzierung der Expedition kurzerhand das Gut verkauft hatte. Drei große Asienreisen hatte er schon hinter sich: Eine durch den Kaukasus, Westturkestan, Nordpersien und das Elbrusgebirge, die nach Ausplünderung durch Räuber mit einer schweren Malariaerkrankung ihren vorschnellen Abschluß gefunden hatte. Dann die zweite Reise vom Kaukasus über Turkestan durch das asiatische Rußland bis in das mittlere Sibirien, über den Altaihauptrücken quer durch die ganze Mongolei und weiter nach Peking und durch Korea, um schließlich von Japan aus zurückzuführen. Die dritte Reise war den Yangtsekiang hinauf in das unerforschte Tibet gegangen, wo der Kriegsausbruch

die ordnungmäßige Abwicklung verhinderte. Stötzner übernahm dann die deutsche Gesandtschaftswache in Peking, um nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit China an der Ostfront als Reserveoffizier Dienst zu tun.

Schon die früheren Reisen hatte er auf eigenes Risiko durchgeführt. Jetzt beim vierten Male hatte er sein ganzes Vermögen aufs Spiel gesetzt und Frau und Kinder mitgenommen, um völlig ungebunden zu sein. Wohl hatte die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft Unterstützungen gewährt, auch das Sächsische Kultusministerium, Museen interessierten sich für die Expeditionsausbeute; aber was macht das bei den außerordentlichen Unkosten einer Forschungsreise aus? Das arme Deutschland von heute kann nun einmal seine Forscher nicht so unterstützen, wie es im Ausland selbstverständlich ist, wenn es freilich auch für manchen Ausländer im Einzelfall größere Beträge zur Verfügung stellt, als Stötzner bisher insgesamt bekommen konnte. Aber Stötzner geht es ja nicht um den klingenden Lohn; er hat nicht die Anlage, durch seine Forschertätigkeit Millionär zu werden. Er ist auch von der rührenden Bescheidenheit des Mannes, dem es um die Sache geht; er versteht es nicht, sich zum Mittelpunkt einer Weltsensation zu machen, und bereitet seine Expeditionen viel zu sorgfältig vor, als daß durch Zwischenfälle die Behörden und die Nachrichtenagenturen auf ihn aufmerksam würden. Er will der Forschung, der Erkenntnis, der Wissenschaft dienen, und er ist stolz darauf, es als Deutscher für den Ruf der deutschen Wissenschaft zu tun. Allein die Opferung seines Gutsbesitzes beweist, daß er einer von jenen Idealisten ist, auf die Deutschland stolz sein kann.

1927 hatte dann Stötzner das Unglück, in Harbin, der Metropole der Nordmandschurei, monatelang festgehalten zu werden, weil gleichzeitig Sven Hedin in Peking zu seiner mongolischen Reise rüstete. Die chinesischen Behörden hatten nichts gegen Stötzner. Wohl aber gegen Sven Hedin. Die Chinesen schätzen Sven Hedin nicht. Sie werfen ihm vor, daß er sich bei früheren Reisen nicht an die Abmachungen mit den Behörden gehalten und insbesondere wissenschaftliche Funde, die aus China nicht herausgebracht werden sollten, heimlich mitgenommen habe. Der erwachte Nationalismus hat die Chinesen auch auf dem wissenschaftlichen Gebiet eifersüchtig werden lassen, schließlich angesichts der jahrtausendealten chinesischen Kultur nicht ganz unberechtigt. So suchte man zunächst die Reise Sven Hedins überhaupt zu verhindern; man argumentierte dabei mit der Möglichkeit von Unruhen in dem sowieso schon aufgewühlten Land durch das Erscheinen der bei Sven Hedin üblichen Fremdenkarawane in Bataillonsstärke. Man

warnte vor der immer mehr merkbaren Fremdenfeindlichkeit. Man machte darauf aufmerksam, daß Massenexpeditionen wenigstens völkerkundlich kein hundertprozentiges Ergebnis bringen könnten. Man zog die Verhandlungen hin und schloß schließlich nach Monaten mit ihm einen Forschungsvertrag, der neben anderen drückenden Bestimmungen vor allem die ständige Begleitung durch chinesische Wissenschaftler vorsah, die praktisch einer — zeitweise auch militärischen — Überwachung gleichkam.

Stötzner mußte nun vor Antritt seiner Expedition in Harbin warten, bis dieser Vertrag mit Sven Hedin perfekt war, weil die Chinesen Sven Hedin nicht die Möglichkeit geben wollten, sich auf die wesentlich günstigeren Abmachungen berufen zu können, die Stötzner nachher auch anstandslos bewilligt wurden. Aber Stötzner verlor dadurch die beste Reisezeit und war dann noch während des ersten Expeditionsabschnitts vom Pech verfolgt. So mußte er nach schwerer Malariaerkrankung und Verlust wichtiger Instrumente den Winter über nach Harbin zurück. Freilich hatte er im Forschungsgebiet die entscheidenden Verbindungen anknüpfen und die grundlegenden Feststellungen treffen können, die den zweiten Expeditionsabschnitt erst fruchtbar machten.

Soweit wußte ich Bescheid, als am 4. Juni 1928 ein Brief von Stötzner kam, in dem er mich dringend einlud, nun doch noch schnell auf ein Vierteljahr ihn zu begleiten. Ich schrieb sofort zurück, daß kaum daran zu denken sei. Aber schließlich nach einer Woche kümmerte ich mich doch darum und — Glück muß der Mensch haben — nach weiteren acht Tagen konnte ich, auf Grund einiger Unterhaltungen auf dem Empfangsabend für die Ozeanflieger Hünefeld, Köhl und Fitzmaurice, an Stötzner meine voraussichtliche Ausreise mitteilen. Am 25. Juni ging das endgültige Telegramm nach Harbin ab und am 3. Juli war es soweit.

Daß sich die letzten Reisevorbereitungen überstürzten, ist kein Wunder, standen mir doch nur zehn Tage zur Verfügung, um meinen plötzlichen Entschluß in die Tat umzusetzen. Aber schließlich saß ich abends um 11 Uhr in der dreimotorigen Maschine auf dem Tempelhofer Flugplatz.

Flugfilm Berlin—Moskau. Nun ja, ich bin auch sonst wohl ein etwas rückständiger Mensch; jedenfalls hatte ich noch nie in einem Flugzeug gesessen, obwohl schließlich die Luftdroschke in der Verkehrssicherheit heute schon lange mit den altvorderlichen Beförderungsmitteln konkurrieren kann. Es ist halt nur noch nicht ganz billig, und aufs Schnorren verstehe ich mich nicht in ausreichendem Maße — auch das wohl ein Zeichen meiner Rückständigkeit ... Jeden-

falls habe ich es jetzt gewagt und bin wenigstens als bescheidenen Anfang die Strecke von Berlin nach Moskau geflogen.

Dieser Flug ist für jeden, der Sinn für die historischen Verbundenheiten zwischen Mittel- und Osteuropa hat, ein Erlebnis, nicht allein der ästhetische Genuß des Nachtfluges auf der befeuerten Strecke bis zum Polnischen Korridor, nicht allein die im ersten Morgengrauen erwachende Ostsee vor Danzig. Aus der Vogelperspektive rollt sich ein Flugfilm der osteuropäischen Landschaft ab, der uns auch die Völkerschaften und ihre geschichtliche Vergangenheit klar vor die Augen treten läßt.

Wer je daran gezweifelt hat, daß Ostpreußen und die weitere Ostseeküste bis Riga kulturell von Deutschland bestimmt sind, der kann sich auf einem Flug eindeutig davon überzeugen. Nicht nur die Anlage der Städte zeigt den unzweifelhaft deutschen Charakter ihrer Begründer und des bestimmenden Teils ihrer Bewohner bis in die Gegenwart; ebenso überzeugend spricht auch die Anlage der Dörfer und Gehöfte auf dem flachen Lande. In dem auf der Strecke Berlin— Danzig—Königsberg—Riga überflogenen Gebiet bis zur Ostgrenze des Memelgebiets habe ich ausschließlich die germanische Dorfanlage gesehen und innerhalb der Dörfer nach den verschiedenen Stämmen die deutsche Gehöftanlage mit nur gelegentlichen Konzessionen an slawische Bräuche. Hier überwiegt offensichtlich der Eigenbesitz mit vernünftiger Schlageinteilung und rationeller Ausnutzung des anbaufähigen Bodens bei geregelter Wasserwirtschaft.

Der nächste Abschnitt, der bis über Riga hinaus an die russisch-lettländische Grenze reicht, zeigt ein typisch verändertes Gesicht: Auch hier ist an dem überwiegend deutschen Kultureinfluß, dem das Land, neben der ausgesprochen deutschen Stadt, seine Urbarmachung verdankt, nicht zu zweifeln. Die Dorf- und Gehöftanlage ist bis knapp an Riga überwiegend deutsch. Erst von Riga auf Smolensk zu wird allmählich die slawische Dorfanlage häufiger, ohne jedoch schon zu überwiegen. Die Anlage der Gehöfte selbst aber ist anders und ändert sich hinter Riga immer mehr. Hier tritt stärker der slawische Charakter in Erscheinung. Der Eigenbesitz ist auch nicht mehr so stark, wenn man von dem geringeren Intensitätsgrade der Felder, von dem gelegentlichen Brachliegen kleiner Flächen, von dem schlechteren Gebäudezustand und der unrationellen Schlageinteilung schließen kann. Die Wasserwirtschaft ist ungünstiger, Wiesen und Weiden sind nur noch wenig vorhanden und schlecht gehalten. Der Saatenstand ist dünner, die Viehzucht vernachlässigt. Dies Bild zeugt davon, daß die Urbarmachung des Bodens und die zivilisatorische Ansetzung der Bevöl-

kerung einwandfrei deutscher Planung, deutscher Anleitung und auch unmittelbar deutscher Arbeit in den vergangenen Jahrhunderten zu verdanken ist. Aber hier ist zum großen Teil slawische Bevölkerung, neben deutschen Bauern, seßhaft gemacht worden. So hat das Land und die Landwirtschaft das unauslöschliche Gesicht deutscher Kultur bekommen, doch das Mienenspiel ist stark slawisch. Der slawische Volksteil kann die Form nicht oder nicht mehr so erfüllen. Dort, wo Aufteilung oder nachträgliche Besitzverschiebung stattgefunden hat, zeigt sich auch sofort die slawische Flureinteilung, die sich in Rußland bis zur Parzellierung in kleinste, wild durcheinandergewürfelte Handtücher steigert.

Dann an der russischen Grenze der gewaltige Eindruck eines kulturlosen Zwischengürtels: Sumpf und ungepflegter Wald. Das kann im alten russischen Regime und kann auch heute kein Zufall sein. Hier ließe sich eine Exportlandwirtschaft auf der Basis der Viehwirtschaft etablieren, die für Produktion und Absatz günstiger läge als jeder andere russische Strich. Aber politische Gründe der möglichsten Trennung des eigentlichen Rußland von den Randvölkerschaften haben zu der unwirtschaftlichen Wirtschaftsmaßnahme geführt. Um so selbstverständlicher ist es, daß wir von hier aus bis Moskau ausschließlich slawische Formen finden. In der Dorfanlage überwiegt die lange Reihe, soweit nicht Katen um ehemalige Gutshöfe stehen.

Drei Formen der Agrarverfassung heben sich deutlich ab: Einmal die Gemengelage aus altem Eigenbesitz oder auch von aufgeteiltem Gutsland. Hier ist alles in Fetzen zerrissen, Handtücher von 100—800 m Länge und 1—5 m Breite, alle verschieden bestellt, ein Gipfelpunkt unrationeller Fluranlage, — damit ja keiner zu kurz kommt oder zu gut bedacht wird, zwingen sie sich alle gegenseitig zur Unwirtschaftlichkeit! Das zweite sind die Staatsbetriebe, die ehemaligen Güter, und die genossenschaftlich oder sonst kollektiv weitergeführten Mittel- und Großbesitze. Sie sind verhältnismäßig am besten in Kultur. Die geschlossenen Flächen werden einheitlich bestellt. Allerdings liegt mindestens ein Drittel der alten Kulturfläche brach, vorzugsweise das frühere Wiesen- und Weideland, wie überhaupt von systematischer Viehzucht nichts zu merken ist. Dann kommt als neuere Errungenschaft die sogenannte Kollektivwirtschaft, bei der die Dörfer ihre Flächen gemeinsam nach einheitlichem Plan in der Dreifelderwirtschaft bestellen. Das Flugbild ist der Gipfel der Unwirtschaftlichkeit, weil ein theoretisch möglicher Gedanke sinnlos durchgeführt wird. Ein Fortschritt könnte die Kollektivwirtschaft sein, wenn die Bestellung der einheitlichen Fläche auch gleichzeitig und gemeinsam erfolgt. Man

hat aber den Eindruck, daß jeder Kollektivwirt seine alten Einzelstreifen behalten hat und sie nur nach dem vorgesehenen Plan bestellen muß. Die Kräfteverzettelung bleibt also; nur ist die Schädigung der Nachbarstreifen durch einen schlechten Wirt noch größer, weil Schädlinge usw. ein sehr viel weiteres und bequemeres Feld für ihre Tätigkeit finden. Daß der Felderzustand sehr zu wünschen übrigläßt, daß die Wasserwirtschaft nicht geregelt ist und frühere Versuche der Gutsbesitzer nicht fortgesetzt werden, daß endlose anbaufähige Flächen brachliegen, braucht kaum besonders betont zu werden. Inzwischen haben wir den Maschinenwechsel in Königsberg hinter uns auf eine kleinere russische Maschine der Deutsch-Russischen Luftverkehrs-Gesellschaft, die Zwischenlandung auf dem primitiven Flugplatz von Riga und die Paßkontrolle in Smolensk durch eine wenig scharmante Sowjetbeamtin. Hier, wo neben den windschiefen Baracken des Flugplatzes Sowjetmilitär den wenigen Passagieren Platzpatronenschießen mit M.-G.s vorführt, während Zollbeamte in Zivil an allen Paketen in der Flugzeugkabine die Umhüllung einreißen, um dann alles zu plombieren, hat man das Gefühl, daß die Distanzierung zur westlichen Kultur demonstriert werden soll. Denn in Moskau nachher ist die Paßkontrolle und die Gepäckrevision so liebenswürdig und entgegenkommend, wie nur irgend zu erwarten.

Die letzten Minuten vor der Landung auf dem weiten Moskauer Flugplatz werde ich nie vergessen. Mittags um ½2, nach 10½ Stunden reiner Flugzeit, bei herrlichster Sicht und strahlender Sonne haben wir das beispiellos eindrucksvolle Bild von Moskau: den Glanz der Goldkuppeln der Erlöserkirche und des Kreml. Alles andere tritt gegen diese leuchtenden Symbole der russischen Kultur zurück. Wer zum erstenmal nach Moskau kommt, sollte es im Flugzeug tun. Er sieht dann auch das heutige Rußland mit ganz anderen Augen und wird frei von der drückenden Erdenschwere, die fast überall, besonders in Moskau, auf einem lastet, wo man in unmittelbarer Berührung mit den Dingen ist.

Lenin-Moskau. In Moskau sind die Formalitäten schnell erledigt. Ein eigens herausgekommener Beamter des Verkehrskommissariats nimmt sich meiner an, besorgt das Geldwechseln und mein Gepäck. Bis zum Abend bin ich mir selbst überlassen, um das zu sehen, was sich unter den Goldkuppeln der Erlöserkirche und des Kreml abspielt.

Ich habe das Gefühl, das sich bis zur Rückreise zur Gewißheit steigert, daß in Moskau bereits die asiatische Vorahnung sich auftut.

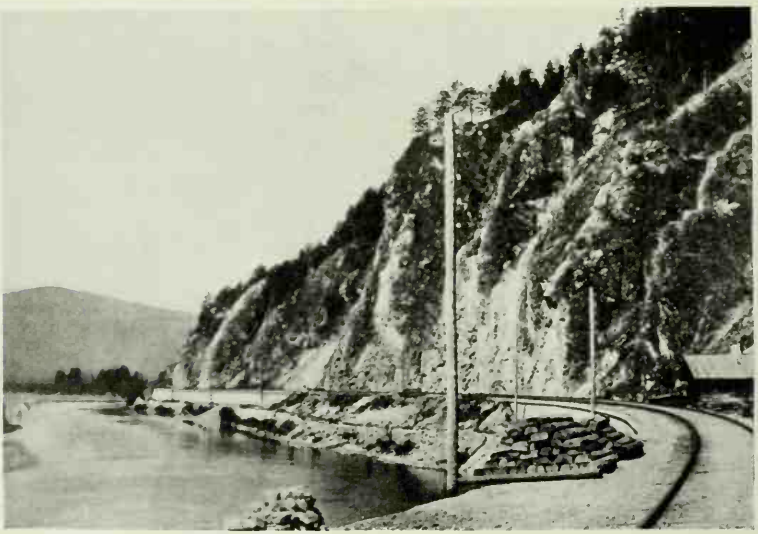
Zunächst ist es erfreulich, daß man an einigermaßen brauchbaren

Autos auf den holprigen Straßen fast nur deutsche sieht: Mercedes und Adler. Alle anderen, amerikanische, englische, französische und russische, sind in schlechtem Zustand; ebenso die Autobusse. Auch die Elektrischen blenden nicht gerade vor Sauberkeit. Der mich anfänglich begleitende Sowjetbeamte spricht von einer projektierten Untergrundbahn und verweist auf die Ausbesserung des Straßenpflasters, das freilich frühestens in zwei Generationen einen europäischen Eindruck machen dürfte. Besonders macht er mich auf zwei Kirchen aufmerksam, die abgerissen werden. Lunatscharsky unterhalte die architektonisch und geschichtlich bedeutenden Kirchen, während die anderen, besonders soweit sie den Verkehr behindern, allmählich abgerissen werden. Die Kirchen stünden doch leer; freilich sehr im Gegensatz zur Provinz, wo an der langen Strecke des Sibirienexpreß immer wieder zu den verschiedensten Tageszeiten auch Prozessionen an den Stationen — gerade im Augenblick des Aufenthaltes des Zuges — vorbeizogen.
Was man an repräsentativen Bauten sieht, stammt fast ausschließlich aus der Zarenzeit, natürlich mit den nicht zu übersehenden Sowjetemblemen. Nur zwei neue Bauten verfehlen nicht den Eindruck: die Börse der Arbeit, ein ansprechender, schlichter und dabei doch straff emporgereckt kantiger Ziegelneubau, der von dem Können auch der lebenden Generation zeugt, und das Lenin-Monument, dieses einfache, dunkel hingelegte Blockhaus auf dem weiten Platz an der Kremlmauer, das durch seine Schlichtheit imponiert und zweifellos als eine Art Heiligtum auf die russische Psyche eine, in dem Massenbesuch merkbare, werbende Wirkung für den Bolschewismus ausüben muß.
Das frühere Moskau mag in seiner Art schöner gewesen sein. Das heutige macht aber eher den Eindruck des ewigen Rußland. Es herrscht der Muschik, der Arbeiter, der aus Not oder Berechnung schlecht angezogene Mensch, der Krüppel, der schmutzige Straßenjunge. Eleganz zeigt sich nicht auf der Straße. Nur Sowjetbeamte gehen besser. Es wird entsetzlich viel und aufdringlich gebettelt, obwohl die Sowjets alle paar Tage das herumlungernde Volk abschieben. Aber bei dem unsagbaren Elend ist es schnell wieder da. Wovon sollen denn auch sonst die ehemaligen Offiziere und die anderen Ausgestoßenen der neuen Gesellschaft leben? Wo es schon bei der herrschenden Arbeiterklasse schlecht genug bestellt ist!
Freunde führen mich in die Wohnungen von Arbeitern, die als überzeugte Kommunisten an sich ein Loblied auf die neue Ordnung singen und doch alles andere als zufrieden sind. Sie vergleichen hämisch ihre Buden, in denen sie zu sechsen und achten, z. T. zwei Familien in einem Zimmer, hausen, mit den großen Sowjetbureaus, sprechen von

Blick auf die Moskwa und den Kreml in Moskau (Zu Seite 7)

Das Lenin-Mausoleum und Gebäude der Sowjet-Regierung in Moskau
(Zu Seite 8)

Mozkavorewskabrücke in Moskau (Zu Seite 8)



Transsibirische Eisenbahn am Bajkalsee (Zu Seite 12)

der Mühseligkeit des Anstehens auf die notwendigsten Lebensmittel in stundenlanger Schlange bei den Kooperativen. Man erzählt von den Dörfern in der Umgegend, daß dort sogar die Frauen der Bauern, die ihr Korn hatten abliefern müssen, vor dem ersten Morgengrauen schon vor dem Backhaus sitzen, um ihr Markenbrot zu bekommen! Ist es da ein Wunder, daß man vor Drohungen aus der eigenen Anhängerschaft darauf verzichtete, das geplante Zentralverwaltungsgebäude dort an der Moskwa neben der auf den täglichen Einsturz wartenden Brücke — über die auch die sonst rücksichtslos jagende Droschke nur im Schritt fahren darf — zu errichten, wo jetzt in emsiger Tag- und Nachtarbeit ein Fabrikneubau entsteht?

Überhaupt die Droschken, die Iswostschiks, ohne die das Moskauer Straßenbild nicht denkbar ist. Alte, abgeklapperte Gäule davor; aber gejagt wird wie toll! Was in den Weg kommt, beiseitegebrüllt oder angefahren. Nach hinten sieht sich kein Kutscher um; da mag die Straßenbahn klingeln oder das Auto hupen! Wozu ist denn der Fahrgast da? Er muß doch auch etwas zu tun haben! Mag er nach hinten aufpassen, wenn er nicht mit dem Iswostschik überfahren werden will! Denn die Elektrische denkt gar nicht daran, etwa wegen einer schäbigen Bourgeoisdroschke langsamer zu fahren...

Für den ortsansässigen Fremden ist das Leben auch nicht gerade berauschend. Gewiß, er kann sich um diese Zeit etwa die überall feilgebotenen Kirschen und Erdbeeren aus der Krim kaufen. Er kriegt auch sonst allerhand, wenn er die doppelten bis dreifachen Preise wie bei uns in Deutschland anlegen will. Aber für einigermaßen europäische Wohnung hat man bei Dollarvorauszahlung auf 3 bis 6 Jahre je Zimmer an die 500—800 Dollar für das Jahr zu erlegen.

Und der liebenswürdige Sowjetbeamte, den ich auch nach diesen Dingen frage, hat, ganz gleich, ob gut oder schlecht, immer den Hinweis, daß sich der neue Staat im „Aufbau" befände. Gewiß, es ist manches im Aufbau geleistet worden, auch auf sozialem Gebiet. Aber kommt es schon den Massen zugute? Wird es Bestand haben? Wieviel ist schon wieder verschwunden? Die besondere Sorge auch der Sowjets ist die Verwilderung eines Teils der weiblichen Jugend, die kindliche Massenprostitution. Man hatte ein Musterheim errichtet, das mit viel Stolz fremden Besuchern gezeigt wurde — bis eines schönen Tages einige Insassen ein hübsches Feuerwerk veranstalteten. Das Heim ist nicht wieder aufgebaut worden...

Mein freundlicher Begleiter lehnt die Einladung zum Abendbrot als Dank für seine außerordentlichen Bemühungen ab:

„Im neuen Rußland gibt es keine Trinkgelder mehr. Der neue Geist

des Staates der ehrlichen Arbeit verbietet das. Jeder tut seine Pflicht, und der Arbeiterstaat bezahlt jeden gerecht nach seiner Pflichterfüllung."
Ein stolzes Wort, ein Grundsatz, der nur Achtung abzwingen kann. Mit warmem Händedruck verabschiede ich mich von dem Beamten.
Aber Grundsätze sind auch im neuen Rußland dazu da, daß man sich nicht nach ihnen richtet. Der Gepäckträger nachher ist gleich der erste, der für Trinkgeld dankbar ist, auch die Schlafwagenschaffner, die Speisewagenkellner und sogar die Zollbeamten in der Grenzstation Manchuria haben Verständnis dafür. Freilich lag mir dabei nichts an Sondervorteilen, sondern an der freundlichen Behandlung, für die man dankbar ist, wenn man sich auf eine Woche in ein Eisenbahnabteil einsperrt.

Sieben Tage sibirische Bahn. Nun, ich hatte sie mir schlimmer vorgestellt. Die Fahrt ist sicher kein reines Vergnügen, auch wenn man ein Abteil I. Klasse ohne den eigentlich zuständigen zweiten Passagier erwischt hat. Jedenfalls habe ich dabei eine sonst in Europa unbekannte Krankheit entdeckt: die Eisenbahnkrankheit. Sie ist wohl am ehesten der Seekrankheit vor der Katastrophe zu vergleichen. Man ist nicht voll denkfähig, schläft entsetzlich viel, ißt reichlich und schwankt bei den ersten Schritten außerhalb des Zuges auf jeder Station; dazu summt einem wie nach einem längeren Flug das Ohr noch lange von dem Rollen der Räder nach. Die Russen und Asiaten, denen die lange Fahrt offenbar nichts ausmacht, sind zu beneiden. Für sie ist die Entfernung ja auch nicht so endlos; sie denken, wenn überhaupt, in anderen Räumen, Weiten und Zeiten.
Man ist eben in Asien und kann nicht europäische Maßstäbe anlegen, auch nicht für den Wert des Menschen. Daß ein zerlumpter Junge, vom Zugpersonal geduldet, zwei Tage auf einem der großen Kästen unter einem Wagen als blinder Passagier mitfährt, fällt nicht weiter auf. Und als unser Zug kurz nach Swerdlowsk (Jekaterinburg) einen Menschen überfährt, regt sich eigentlich niemand darüber auf oder wundert sich auch nur. Man knobelt, ob es Selbstmord oder Ungeschicklichkeit war! — Immerhin ...
Sonst geben sich die Russen eine anerkennenswerte Mühe, die Reise erträglich zu gestalten. Das Personal ist höflich, entgegenkommend und sauber. Es versucht auch immer wieder, gegen Schmutz und Staub anzukommen, ein selbst bei regnerischem Wetter hoffnungsloses Beginnen. Besonders schlimm ist es in den russischen Waggons — nach unseren Begriffen die III. Klasse. Gibt sich hier auch das Personal

ebenso Mühe wie in den internationalen Wagen, so zwingen doch die Ausdünstungen der Russen und Asiaten zur ständigen Lüftung und damit zur immer neuen Verschmutzung.

Die Heizung der Lokomotiven mit Holz fast auf der ganzen Strecke spielt dabei eine große Rolle. Dazu kommt der nicht gerade erstklassige Zustand der Wagen. Endlich ist es eine Eigentümlichkeit der sibirischen Bahn, daß die ganze Strecke im Oberbau mit Sand beworfen ist, der auch nach Regen schnell hochwirbelt. Sogar dort, wo der Strang durch Fels hat durchgebrochen werden müssen, wo also eine natürliche Unterlage vorhanden war, ist Sand darüber geschüttet! So ist das Wagenmaterial in allen Führungsstellen durch den Staub ausgeleiert; auf jeder zweiten Station muß repariert werden. Auch der Oberbau würde mit Schotter oder Steinschlag auf die Dauer billiger sein und ein schnelleres Fahren gestatten. Aber Wirtschaftlichkeit in diesem Sinne spielt offensichtlich keine Rolle. Sonst würde man nicht einfach Rohholz als Schwellen legen, das bei dem Übermaß an Holzschädlingen in den endlosen Strecken des wilden Waldes und bei den starken Temperaturschwankungen alle Augenblicke erneuert werden muß. Auch die fast ausschließlich verwendeten Handweichen ohne Sicherung dienen nicht gerade der Personalersparnis, der Fahrgeschwindigkeit und der Betriebssicherheit. Bei zweckmäßiger Verbesserung der Strecke und des rollenden Materials könnte man wohl rund 48 Stunden für die Fahrt Moskau—Manchuria sparen. Daß es geht, zeigt die gemeinsam von Russen und Chinesen betriebene Chinesische Ostbahn von Manchuria an, die bei besser gepflegten Wagen und Bahnkörper wirklich europäische Schnellzugsgeschwindigkeiten entwickelt.

Man soll dabei nicht vergessen, daß der Sibirien-Expreß die russische Paradestrecke ist, die schon aus Prestigegründen gegenüber anderen Strecken bevorzugt wird. Manches, so z. B. die Preise im Speisewagen, ist zweifellos darauf eingestellt, daß der durchreisende Fremde, der meist ja nicht russisch kann, sich sehr stark sein Urteil über den Sowjetstaat nach seinen Erfahrungen auf der achttägigen Fahrt bildet.

Aber die sibirische Strecke ist auch die Lebensader des riesigen russischen Reiches, bei dem es sowieso hier und da an den Außenrändern im Gemäuer knistert. Was die Russen — wie ich es ja nachher auf der Rückfahrt am besten vergleichen konnte — an Erneuerung, Ausbau und Umbau an der Strecke leisten, ist schon außerordentlich. Freilich nicht immer systematisch. Die Erneuerung der Strecke selbst und die Errichtung neuer fester Brücken ist einwandfrei. Aber welchen Sinn hat es,

wenn auf dem langen eingleisigen Teil irgendwo zwischendurch mit der Anlage des zweiten Gleises begonnen wird? Finge man an einem der beiden Enden an, so könnten Teilstrecken schon in Betrieb genommen werden. So werden, wenn nicht schon vorher das Geld ausgeht, die Zwischenstücke zerfallen, ehe der Anschluß hergestellt ist. Die Zeit der französischen Eisenbahnanleihen mit den damaligen Luxusbaumethoden ist nun einmal vorbei!

Emsig ist man dabei, an allen wichtigeren Stationen Getreidespeicher, Silos und Viehverwertungsanlagen zu errichten. Die Verkehrsfrage und die Agrarfrage sind nicht umsonst die beiden großen Probleme, die für die nächsten 30 Jahre das Schicksal jeder russischen Regierung und Rußlands überhaupt entscheiden. Dazu allerdings passen schlecht die Revolutionsruinen, die hier und da an der Bahn, nach Osten zu immer häufiger, stehen, Ruinen von Gebäuden, die der rationellen Bodennutzung dienten: landwirtschaftliche Fabriken der verschiedensten Art, Güter, Wirtschaftsgebäude, Viehgroßfarmen und dgl.

Ich spreche mit einem mitreisenden russischen Redakteur darüber, der aus Smolensk kommt und eine Zeitung in Tschita übernehmen soll, ein Kollege also, der vor dem Kriege schon Journalist an einer bürgerlichen Zeitung war und in der nicht ganz unfreiwilligen Kriegsgefangenschaft Deutsch gelernt hat. Er empfindet die Ruinen lediglich als ein an die Reisenden, besonders die Fremden, gerichtetes Zeichen für den unabänderlichen Sieg der Revolution, für das Ende der Knutenherrschaft der alten Machthaber...

Dabei ist er nach manchen anderen Äußerungen auch jetzt nur um des Brotes willen Bolschewick. Wenn andere Russen dabei sind — von denen man meist einige deutsche Kenntnisse vermuten kann, ist doch bis zur russischen Ostgrenze Deutsch die einzig mögliche internationale Verkehrssprache —, so klopft mein Redakteur große Sprüche, sekundiert von einem Revolutionsinvaliden, der mit seiner reichlichen Staatspension nach Vergnügen herumkutschen kann und das Recht in Erbpacht bekommen hat, auf alles, was sich nicht ganz einwandfrei bolschewistisch ausnimmt, maßlos zu schimpfen. Auch von anderen Russen wird er scheu gemieden und doch — devot bedient... Sind wir paar Deutschen im Zug mit dem Redakteur allein, so kann man sich ganz vernünftig mit ihm auch über Rußland unterhalten, freilich ohne die inneren Verhältnisse zu berühren. Auf derartige Fragen antwortet er nur mit der Bemerkung, daß er diesen oder jenen Reisenden für einen G. P. U.-Agenten halte. So weiß er auch in seinem III.-Klasse-Abteil, das er mit einem Deutschen teilt, jeden Zuzug dadurch zu vermeiden, daß er sich auf den Stationen langlegt und jämmerlich stöhnt. Er

macht auch mit langen Bartstoppeln in seiner zerrissenen Kluft einen jämmerlichen Eindruck; bis er kurz vor Tschita, wo Frau, Kind und Schwiegereltern ihn erwarten, sich rasiert, einen neuen Anzug herausholt und sich von uns als vollendeter Kavalier verabschiedet.
Vorher in Werschne Udinsk hatte uns ein Burjatenhäuptling verlassen, der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der russischen Mongolei, ein Mann von vollendeten Formen. Er hatte uns auf der Strecke schon öfter auf das Aussehen der Soldaten aufmerksam gemacht, an den mit Drahtverhau gesicherten Brückenköpfen und auf den Bahnhöfen, auf das Militär, das sich nur in den Emblemen an der Mütze von den Russen unterscheidet, die wir im Kriege vor uns hatten; nur selten einmal ordentlich angezogen und wenig diszipliniert. Dafür läuft alles, was ein Schießeisen tragen darf, sehr stolz und ununterbrochen damit herum, auch im Zuge. Ich glaube, daß die Leute damit schlafen. Und nun wird der Burjat von seinen Leuten, auch Zivilbeamten, begrüßt: stramm, soldatisch und mit Ehrerbietung. Er hat schon ein Recht, stolz zu sein ...

Weiße Kulis! Pünktlich, wie wir in Moskau abgefahren sind, kommen wir in der Grenzstation Manchuria an, auf chinesischem Boden.
Das also ist das in Revolutionen erzitternde China? Das Reich Tschang tso lins und der Kuo min tang?
Chinesische Soldaten und Gendarmen stehen in guter Haltung am Zug mit aufgepflanztem Bajonett, kurze Kommandos, die Leute in ihren sauberen hellen Uniformen mit dem schwarzen Kragen- und Ärmelaufschlag, der Schirmmütze und mit den um den Leib und über die Schultern geschnallten Patronengurten geben den Weg zum Zoll für die wenigen Reisenden frei. Neue Kommandos. Die Gewehre werden geschultert, die Soldaten, die vorher mit fünf Schritt Zwischenraum den ganzen Zug entlangstanden, marschieren ab und verteilen sich auf die geräumige Zollhalle und die anderen Teile des umfangreichen, luftigen Bahnhofs. Wie sie vorbeiziehen, sehe ich neben den kantigen Backenknochen, die den Inbegriff des mongolischen Gesichts ausmachen und zunächst mit den leicht schräg eingeschlitzten Augen eine Unterscheidung fast unmöglich machen, auch Weiße, Russen — als einfache Soldaten unter Chinesen. Auch einige Unteroffiziere und Offiziere haben einst in der Zarenarmee gedient.
Weiße als Söldner in chinesischen Diensten! Das ist der erste Eindruck an der Schwelle des Reiches der Mitte.
Der zweite, noch ehe man den ersten recht begreift, ist noch nieder-

schmetternder: Die Gepäckkulis — alle in halb europäischer, halb chinesischer Arbeitskleidung, schmutzig, verschwitzt, die Louis-Mütze auf dem Kopf, durch den übergeworfenen, ärmellosen, blauen Kattunkittel mit weißen chinesischen Schriftzeichen, dem auch sonst nachher überall üblichen Zeichen der Konzession im Verkehrsgewerbe, den chinesischen Behörden als verantwortlich abgestempelt — stürzen mit lautem Geschrei in die Abteile und bemächtigen sich des Gepäcks. Ich erwische dabei zwei ganz ordentliche Burschen, die sich eifrig um mich bemühen. Der eine der beiden ist Russe. Als es ans Bezahlen geht, will ich das Geld selbstverständlich dem Russen geben. Der aber lehnt es ab, verweist mich an den Chinesen. Und noch in meiner Gegenwart gibt der dem Weißen — ein — Drittel — ab!!

Der Weiße nicht nur als Landsknecht, nicht etwa nur als selbständiger Kuli — als Untergebener und Gehilfe des chinesischen Kulis! Das symbolisiert die Stellung der Russen heute in der Mandschurei. Eine Illustration der Änderung der Verhältnisse im Fernen Osten durch die russische Revolution. Wie wird das sich für die ganze weiße Rasse auswirken?

Nun, zunächst ist auf der Chinesischen Ostbahn, der ich mich für einen Tag noch anvertraue, nichts weiter zu merken. Die Vertretung der Wagons lits, der internationalen Schlaf- und Speisewagen-Gesellschaft, nimmt die Europäer in Obhut. Ich muß es offen sagen: In Rußland hatte ich mich schon allmählich mit Asien vertraut gemacht; jetzt fühle ich mich aber wieder unter der Betreuung russischen Personals in den mustergültig sauberen Wagen europäisch geborgen.

So könnte ich China vergessen, würde nicht die Sonnenglut auch die leiseste Bewegung unerträglich machen, würden nicht auf allen Stationen die Kordons chinesischen Militärs, immer mit Russen dazwischen, stehen und ihre friedlichen soldatischen Künste zeigen. Die Stationen sind sauber und ordentlich, das Publikum, das seine Neugier befriedigt, besteht überwiegend aus Europäern, nicht nach der neuesten Mode angezogen, oft auch in auffallender Ärmlichkeit, vor der Revolution geflohene Russen, die hier ihr kärgliches Unterkommen gefunden haben, einzelne auch, denen es besser ergangen ist, zum Erholungsaufenthalt aus der Emigrantenmetropole Harbin.

Darüber flattert die merkwürdigste Fahne der Welt, die so recht die noch in der Nordmandschurei herrschende Unsicherheit versinnbildlicht, die Fahne der Ostbahn: die obere Hälfte ausgefüllt mit den fünf chinesischen Farben, deren jede wieder von einem der alten Herrschaftsgebiete zeugt; Rot: Han, das eigentliche China — Gelb: Maen, die Mandschurei — Blau: Chui, die Farbe der Mohammedaner —

Weiß: Mung, die Mongolei — Schwarz: Sidsang, Tibet. Die untere Hälfte ist die blutrote Fahne Sowjetrußlands, die Fahne, auf die man sonst hier spuckt. Noch ist die Ostbahn im Gemeinschaftsbetrieb von Russen und Chinesen. Noch! Wie lange noch? Nachdem es früher, bis 1917, ein praktisch rein russischer Betrieb war, die mit französischen Spargroschen erhaltene strategische Bahn, auf der bis 1917 in der unmittelbaren Verbindung von Wladiwostock zur Sibirienstrecke die amerikanische Munition gegen Deutschland heranrollte ...

Die erste Überraschung. Um 2 Uhr 28 mittags am 12. Juli hält der Zug an der Ostbahnstation Tsitsihar, Nonnhsi. Wie mir noch die zwei deutschen Ostasiaten im Zug Glück auf den Weg wünschen und ich nach Kulis für mein Gepäck suche, erscheint auf dem sonst fast leeren, weiten Bahnsteig ein langer, etwas wüst aussehender — Amerikaner, kommt auf mich zu und winkt mit der Hand. Ich werde von niemand erwartet. Stötzner soll ich nach der Verabredung erst hinter Mergen im Forschungsgebiet treffen. Aber wie dieser Khaki-Mann mit dem in den Nacken geschobenen Trapperhut weitergestikuliert und „Grüß Gott, Herr Melzer, herzlich willkommen in Hei lung kiang!" sagt, ist es doch Stötzner!

Nun bin ich aller Sorgen ledig, wie ich im unbekannten Land unter Menschen, die ich nicht verstehe, die Expedition erreichen soll. Der Kleinbahnzug zu der 30 km nördlich liegenden Provinzhauptstadt geht gleich. Also besorgt mich Stötzner hinein, während er selbst die Sachen, um deren Besorgung willen er noch einmal zur Bahn zurückgekommen war, aus der Herberge mit dem stolzen Namen „Hotel Bristol" holen und in einer halben Stunde mit dem Autobus nachkommen will.

Ich stehe auf dem Perron des Kleinbahnwagens, der so niedrig ist, daß ich nicht aufrecht stehen kann. Das hat auch den Vorzug, daß ich noch nicht gleich aus nächster Nähe China zu riechen brauche. Allerdings muß ich gestehen, daß mir der chinesische Geruch noch nicht so in die Nase steigt wie der russische auf der Grundlage der Juchten und der Nebengerüche, an die ich aus dem Feldzug nicht gerade sympathische Erinnerungen habe. Außerdem will ich etwas sehen und mir bei der Hitze Luftzug sichern, an den ich drinnen in dem zum Brechen überfüllten Miniaturwagen nicht denken könnte.

Schon ist das erste Rencontre da. Ein Viertel der nun natürlich chinesischen Fahrgäste sind Soldaten und Polizisten, die während der Fahrt und auf den Haltestellen durch den ganzen Zug laufen und sich wichtig tun, natürlich auch unzählige

Fragen an mich richten. Insbesondere interessieren meine Buchstaben F. M. auf den Koffern, die man von allen Seiten betrachtet und beklopft. Bis schließlich ein Gendarm das Zielen mit dem Gewehr markiert und dazu „tak, tak, tak" macht. Das also ist es! Man vermutet M.-Gs. darin, Maschinengewehre. Das ist das M! Den tieferen Grund erfahre ich auch nachher: Der Militärgouverneur der Provinz, der General Wu, war bei dem japanischen Attentat auf Tschang tsolin ums Leben gekommen und noch kein neuer Gouverneur da. Man befürchtete Unruhen, zumal gerade in den letzten Tagen Sowjetagenten in der Nähe der Ostbahn dingfest gemacht sein sollten. Zum erstenmal war es auch passiert, daß ein Expreß auf offener Strecke von einer mehrhundertköpfigen Räuberbande überfallen und ausgeplündert worden war, wobei einige Passagiere getötet und verwundet waren, darunter auch der verdiente deutsche Professor von Ahnert aus Harbin, die Seele der dortigen Gesellschaft zur Erforschung der Mandschurei.

Man vermutete in mir also auch einen Unruhestifter, der gleich M.-Gs. mitbrachte. Wäre ich das, so müßte ich mehr als töricht sein, hätte ich meine dunklen Absichten gleich außen auf den Koffer geschrieben. Aber welcher Dummheit hält ein einfacher Chinese einen Weißen nicht für fähig! Und wie soll ich den Leuten die Harmlosigkeit der Buchstaben klarmachen?

Da hat sich bei der emsigen Betrachtung ein Polizist auch schon an einer Kofferecke seine Hose eingerissen, redet zuerst, schimpft, schreit und tobt, um schließlich auf mein Achselzucken hin sich durch zwei Fußtritte gegen den Koffer zu rächen. Ich denke an meine chinesische Grenzempfehlung des Berliner Gesandten Dr. Chiang, die gebührend durch das ganze Abteil herumgereicht wird und mir endlich Ruhe verschafft.

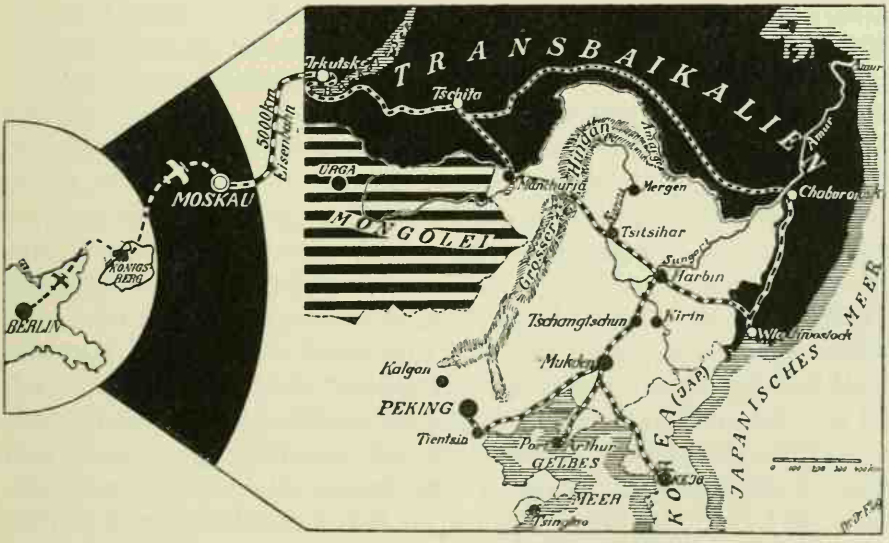
Freilich werden meine Sachen weiter besprochen und befühlt; aber der Chinese sieht nun einmal mindestens ebensosehr mit den Händen wie mit den Augen. Dabei fällt mir die, wenigstens scheinbare, Sauberkeit der Hände, vor allem der Fingernägel auf, die auch der einfachste Mann auf seine Weise pflegt. Allerdings weit kann die Sauberkeit nicht her sein. Die Anzüge zeugen jedenfalls nicht davon. Und das unausgesetzte Spucken, in dem es auch kleine Kinder und Frauen schon zu einer erstaunlichen Virtuosität gebracht haben, fördert nicht gerade die Vermutung besonderer Hygiene. Besonders schlimm ist es beim Rauchen, das auch ein Gebiet der Idealkonkurrenz zwischen Männern, Frauen und Kindern ist. Der feine Mann raucht Zigarette, mit jener unnachahmlichen Geste: Man kann einige Minuten mit einem Chinesen sprechen, ohne zu ahnen, daß er raucht. Plötzlich holt er die ein-

gezogene Hand aus dem weiten Ärmel und daraus die zwischen Daumen und Zeigefinger nach innen gehaltene Zigarette und macht einige tiefe Züge und läßt Zigarette und Hand ebenso wieder verschwinden. Die anderen haben die zwanzig bis dreißig Zentimeter lange Pfeife mit dem winzig kleinen Kopf, der immer wieder nachgestopft werden muß. Das Hauptvergnügen scheint aber das Spucken dabei. Nicht mit der Eleganz etwa unserer Schiffer im hohen Bogen mit Ziel auf Distanz. Hier kommt es darauf an, möglichst laut und schmatzend unmittelbar vor sich Pfützen an Pfützen zu fabrizieren. Das gehört zum guten Ton bei jung und alt, bei hoch und niedrig.

So ist die Ankunft auf dem Bahnhof Tsitsihar nach einer Stunde schon eine Erlösung.

Nun lehne ich hier im Schatten des Bahnhofs und döse und denke zurück, während vor mir über den staubigen Platz ab und an mit Geschrei und Gekreisch ein Russenkarren fährt, meist mit chinesischem Kutscher, als Droschke an dem blauen Überwurf mit den weißen chinesischen Zeichen kenntlich, den ähnlich auch die Gepäckträger in Mandschuria trugen.

Ich warte auf Stötzner, der mich hier abholen wollte, statt der angekündigten halben Stunde schließlich 2½ Stunden. In Asien kann man es mit der Zeit nicht so genau nehmen.



Chinas einzige Kolonie

Das ist die Mandschurei. Sie ist nicht China, gilt ihr auch der gelbe Streifen der chinesischen Fahne. Aber auch Tibet schließt ja schwarz das chinesische Farbenbild, wo doch seit Jahrhunderten schon die chinesische Macht sich auf einen schmalen Grenzstreifen beschränkt.

Freilich die Macht hat China in der Mandschurei. Und bald wird die Mandschurei auch wirklich China sein. Nicht das alte China der jahrtausendealten Kultur, das allein uns vorschwebt, wenn wir von dem Reich der Mitte sprechen. Das ist und bleibt der Süden. Kultur läßt sich nicht einfach verpflanzen.

Sind die Häfen des Südens die Schmuckfassade, hinter der Peking und die Schönheiten der viel abgebildeten und von Fremden besuchten Tempel und Klöster sich verbergen, so ist die Nordmandschurei die Hinterfront Chinas. Es ist hier wie überall: Das Vorderhaus kennt man, wer aber weiß vom Hinterhaus und den Kellerwohnungen? Gilt das schon für China, so erst recht für die Mandschurei, abseits von dem Strom des Fremdenverkehrs.

Bis 1906, wenige Jahre vor der chinesischen Revolution, war die Mandschurei verbotenes Land. Da erließ die Kaiserin-Witwe die Freiheits-Edikte, die auch den Anstoß für die Zuwanderung chinesischer Bauern in die Mandschurei gaben. Damals zählte das Land, die drei östlichen Provinzen, wie die Chinesen sagen — sie sind zugleich die nördlichsten — Hei lung kiang, Kirin und Mukden, knapp 6 Millionen Einwohner. Anfang 1928 schätzte man die Zahl auf über 25 Millionen; und von Jahr zu Jahr wächst die Bevölkerung um weitere Millionen. Die Südmandschurei ist bereits fast vollständig erschlossen, wenn sie auch immer noch Menschen aufnehmen kann. In etwas geringerem Maße gilt das auch für Kirin und den südlichen Teil von Hei lung kiang. Noch fast völliges Wildnisgebiet, eben erst in der beginnenden Erschließung, ist der große nördliche Teil von Hei lung kiang, das Gebiet zwischen der russischen Grenze am Amur und der Chinesischen Ostbahn, unser Forschungsgebiet. Allein im Frühjahr 1927 sind nach der Schätzung der Eisenbahndirektion in Harbin hier herauf 1 Million Chinesen gekommen, im Frühjahr 1928 noch etliches mehr.

Das ist die mandschurische Völkerwanderung, die wir hier an Ort und Stelle erleben werden, eine Völkerwanderung, die wenigstens an Umfang weit über die historische Völkerwanderung des ausgehenden Altertums hinausgeht. Und ihre Bedeutung für Asien ist auch nicht so sehr viel geringer. Hat doch die Mandschurei geopolitisch etwa die gleiche Schlüsselstellung für Nordostasien wie Indien für Südasien!
In diesen Jahren seit 1906 ist die Mandschurei, das alte Reservat der Mandschus, zur chinesischen Kolonie geworden. Zu einer Kolonie, die ausgebeutet und zugleich kultiviert wird. Man kann sie nicht auf eine Stufe mit Kolonien europäischer Mächte stellen. Auch chinesische Kolonialpolitik hat ihr besonderes Gesicht. Aber eine Kolonie sieht immer anders aus als das Mutterland. Um so mehr bin ich gespannt darauf, wie chinesische Kolonialpolitik in ihren ersten Anfängen aussieht.
Was an chinesischen Ansiedlern hereingeht in den Amurbogen, kommt über die Provinzhauptstadt Tsitsihar. Hier streifen sie das alte China ab und werden zu den Freibeutern der Wildnis, die der Vortrupp der Kolonisation sind. Die Stadt Tsitsihar zeugt bereits davon.

Am Außenrande der chinesischen Kultur.

Stötzner hat mich mit meinem Gepäck in zwei der kleinen vierrädrigen russischen Pferdewagen gepackt, eine Art Phaeton, die auch im Straßenbild die anderen Fahrzeuge verdrängt haben. Nur am Yamen stehen noch ein paar von den alten chinesischen Wagen, zweirädrige, federlose Karren mit Maulesel. Rikshas sind überhaupt nur ein Dutzend in der Stadt. Kolonialgesicht! In den Äußerlichkeiten hat man von Rußland übernommen, was brauchbar erscheint, wenn es auch niemand einfallen wird, die russische Herkunft zuzugestehen. Dazu kommen noch einzelne Eingeborenenkarren, hochrädrige Arben von dogcartähnlicher Bauart, und die rücksichtslos durch die engen belebten Straßen rasenden Autos der Provinzverwaltung, die den in der Luft herumschwirrenden Staub schier unerträglich machen. Dabei steht schon vor jedem Haus eine Wassertonne, aus der die Hausbesitzer alle Stunde die Straße besprengen müssen. Aber wer kann gegen die Glut der mandschurischen Sonne an, die einem schon beim ruhigen Sitzen im Schatten den Schweiß aus allen Poren treibt?
Die Russenwagen, die nur wenige Cents kosten, werden von aller Welt benutzt; der Chinese hat auch an den kleinsten Gängen zu Fuß keinen Spaß. Besonders die Soldaten, die sich oft zu sechst im zweisitzigen Wagen von dem armseligen Schinder herumfahren lassen. Die Soldaten sind überhaupt ein Kapitel für sich! Mit dem Militär an

der Ostbahn, das von der Bahn ausgerüstet und besoldet wird, sind sie nicht zu vergleichen. Überall laufen sie in Unmengen zu allen Tageszeiten herum, bald mehr, meistens weniger ordentlich angezogen und, abgesehen von dem unvermeidlichen Fächer, mit irgendwelchem schönen Zierat ausstaffiert, bei Regen auch mit Schirm. Die Uniformen sind vernachlässigt. Die Fußbekleidung ist im allgemeinen der leichte chinesische Tuchschuh, darüber nach einem Stück Strumpf eine gelbe oder schwarze Miniaturwickelgamasche. Und wichtig tun sie sich in der Aufmachung, schon um ihr massenhaftes Auftreten zu begründen. Sie scheinen die Herren des Landes zu sein. China ist die freieste Republik der Welt, hat man mir gesagt und betont es auch hier wieder bei jeder Gelegenheit. Daher haben die Soldaten die Freiheit, eigentlich mit jedem zu machen, was sie wollen. Entsprechend anspruchsvoll treten sie auf und reden bei den Einheimischen in alles drein, nur nicht in die Familie.

Die Familie ist heilig. Sie kommt vor dem Staat. Das ist die Grundlage der chinesischen Kultur wie der chinesischen Politik. Hier ist der Ursprung der Entwicklung Chinas durch die Jahrtausende, zugleich die Erklärung auch für staatliche Organisationsmängel. Ein Beispiel dafür aus den letzten Wochen aus der Millionenstadt Harbin: Der Mittelpunkt eines von Tausenden besuchten Tempelfestes war die Vollziehung der fürchterlichen Strafe an Gattenmördern. Eine Frau hatte mit ihrem Geliebten und ihrer Mutter den Mann ermordet und zerstückelt. Bei der Unantastbarkeit der ehelichen Treue durch die Frau war schon die Liebelei ein todeswürdiges Verbrechen. Dazu der Mord und dann noch die Zerstückelung, die die Heimkehr des Toten in die heimatlichen Gefilde unmöglich macht.

Ist die Ahnenverehrung überall die Grundlage des religiösen Kultes, so kommt in der Mandschurei, dem Kolonialland, noch dazu, daß die Geschlossenheit der Ahnenreihe, gebunden an den Boden der ursprünglichen Heimat, durch die besondere Art der Beerdigung sichergestellt werden muß. Die Chinesen hier stammen ja aus allen Teilen Nord- und Südchinas. Dorthin muß die Seele des Toten zurückkehren können. Das kann sie nur, wenn die unverletzte Leiche nicht in den Boden kommt, sondern im Freien ausgesetzt wird. Die Art der Aussetzung ist verschieden, richtet sich auch nach dem Vermögen. Der Reiche nimmt einen großen schweren Sarg aus dicken, bunt bemalten Bohlen, der auf den eigenen Acker gestellt, u. U. auch noch mit einer Backsteinummauerung, mit einem kleinen Loch für die Seele, umgeben wird.

Der Arme hat nur ein paar dünne Bretter, die leicht mit Erde beworfen werden. Oft wird er auch einfach auf — nicht in — den Boden gelegt und darüber ein kleiner Hügel geschüttet. Was dann weiter damit wird, kümmert keinen. Da spült das Hochwasser gelegentlich die Särge weg, da mögen die Wölfe die Hügel ausscharren und die Kreuzottern sich in den zerfallenen Särgen einnisten. Die einmal bestattete Leiche interessiert nicht mehr, wenn nur der Seele und dem Ahnenkult Genüge getan wird.

Dazu muß aber die Leiche unverletzt sein. Darum sind ja auch bei Hinrichtungen die Verwandten schnell dabei, ergreifen den eben abgehauenen Kopf und nähen ihn sofort wieder an den Rumpf. Um so schlimmer das Verbrechen der Gattenmörder, die dabei erwischt wurden, wie sie die Leichenteile aus der Stadt herausbrachten, um sie zu verscharren. Die Strafe für alle drei war natürlich der Tod. Die Ehefrau war zu „langsamem Tod" verdammt, der mit allmählichem, zentimeterweisem Abschneiden der Extremitäten und Glieder begann. Ihre Mutter wurde erdrosselt, aber unter stundenlangem Würgen, so daß sie immer wieder Luft schnappen konnte. Und der Liebhaber wurde mit glühenden Eisen stückweise zerfleischt und verbrannt. Morgens begann das Tempelfest; abends war es zu Ende. Das ist die Hochhaltung der Familie, die auch für die freie Republik China sakrosankt ist.

Doch was heißt überhaupt Republik?

Das ist die typisch westeuropäische Ausdrucksweise, die wir mit Gewalt überallhin übertragen wollen. Im chinesischen Kulturkreis kann man mit derartigen Begriffen nicht arbeiten. Wenn man es tut, dann kommen solche Farcen heraus, wie in den ersten Jahren nach der Revolution das Pekinger Parlament: Vor jeder wichtigeren Abstimmung wurde den Abgeordneten, die nicht etwa gewählt waren — wie sollten in China, wo man nicht einmal weiß, ob es eine Bevölkerung von 400 oder von vielleicht schon 600 Millionen hat, Wahlen durchgeführt werden? — ein Essen gegeben, bei dem in jedem Kuvert 50 Dollar steckten.

Die Parlamentsspielerei ist längst vorbei. Auch offiziell regieren jetzt nur noch die Provinzgouverneure, die in der letzten Zeit in der Nankinger Nationalregierung eine höhere Spitze einstweilen anerkannt haben. Sie muß aber immer mit dem Ehrgeiz ihrer verschiedenen Stützen rechnen und ist daher kaum eher als fester Faktor einzusetzen, als bis sich durch die überlegene Macht eines einzelnen eine neue feste Dynastie herausgebildet hat, die schon die nötige Ahnentafel wird zu-

sammenstellen können. General Wu z. B., der ermordete Gouverneur von Hei lung kiang, wurde im wesentlichen aus eigener Machtvollkommenheit Militärgouverneur, ohne jede militärischen Vorkenntnisse, weil er über genügend Geld zur Bezahlung der Truppen verfügte. Darum machte ihn auch Tschangtsolin zu seinem Kriegminister. Mit Maß ist es nun einmal so, daß jeder bessere Posten nicht etwa bezahlt wird, sondern gekauft werden muß. Das bekommt man schon von seinen Untergebenen oder kraft seiner Machtvollkommenheiten wieder herein. So will es die göttliche Ordnung in der Mandschurei. Wu also betrachtete die ganze Provinz als sein Privateigentum. Die Steuern sind gering; um so höher dafür die Pachten mit etwa 50 % des Rohertrages. Da die Besiedlung erst in den letzten Jahren angefangen hat und Neuland nur in Pacht zur Urbarmachung vergeben wird, ist also die mandschurische Völkerwanderung zugleich das beste Geschäft für den Gouverneur.

„Hotel" Nünkiangtshun. Stötzner versucht zunächst, für uns in einer japanischen Herberge Unterkunft zu finden. weil es bei den Japanern meist sauberer ist als bei Chinesen und ich mir erst allmählich die europäischen Begriffe abgewöhnen soll. Der japanische Wirt aber — wie so viele japanische „Hoteliers" ehemaliger Offizier, der eine eifrige Korrespondenz nach Japan unterhält, die unmöglich allein den geringen geschäftlichen Bedürfnissen und den verwandtschaftlichen Beziehungen dienen kann — ist unverschämt und will uns, ohne sich vom Fleck zu rühren, mit einer Handbewegung in einen, zwar luftigen und sauberen, aber nicht einmal mannshohen Raum verweisen, den wir auch noch mit Chinesen teilen sollen. So verlassen wir unter Protest das Lokal und finden für dasselbe Geld ein Zimmer für uns und die ständig einquartierten Wanzen in der ersten chinesischen Herberge, dem „Hotel" Nünkiangtshun.

Ich habe keinen Grund zum Klagen, habe ich doch sogar ein Feldbettgestell mit Brettern, auf dem ich mit meinen Mänteln, Decken und dem mich nun ständig begleitenden Bettzeug, dessen wichtigster Bestandteil eine Filzunterlage ist, mein Lager machen kann. Mit Tee werden wir empfangen, dem ungesüßten, grünen chinesischen Tee, vor dem ich gewarnt worden war, der mir aber bei der Hitze überraschend gut, kochendheiß, schmeckt und bekommt. Kaltes kann man bei der überall herrschenden negativen Sauberkeit ja sowieso nicht trinken. Im übrigen löscht heißer Tee oder auch heißes Wasser viel besser den Durst. Sonst Sauberkeit in dem mit Fliegengaze vergitterten Zimmer verlangen kann man nicht. Die Gerüche stelle man sich vor: Das Zimmer

liegt am Hof, um den rund herum die nur erdgeschossigen Wohnungen liegen, aus denen alles Schmutzwasser, aller Unrat, alles herausgekippt wird auf den Hof. Die Toilettenverhältnisse erwähne ich lieber nicht. Jedenfalls von Fäkalienverwertung, die sonst in China so vorbildlich sein soll, keine Spur. Wie sie hier überall vor sich geht, habe ich erst später entdeckt. So habe ich einen kleinen Vorgeschmack von chinesischer Volkshygiene. Was mich nicht hindert, ausgezeichnet zu schlafen.

Mein neuer Name: „Wunderschön und Berühmt".

Am nächsten Tage kommen die offiziellen Besuche, die ein Europäer, der etwas auf sich hält, bei der leitenden Provinzbehörde machen muß. Der Yamen ist ein stiller, ruhiger Flachbau, noch ganz in dem alten chinesischen Stil: einfach und eindrucksvoll, dabei an allen Balken und vielfach an den Wänden mit originellen Ornamenten in Holz geschnitzt oder in Stein gehauen, stets mit gleichbleibendem Motiv und doch jedes als solide Handarbeit in etwas anderer Ausführung. Auf dem dritten Hof lassen wir uns auf dem Sekretariat des Zivilgouverneurs melden. Die Karten übergibt man erst persönlich und empfängt dafür die des Besuchten. So geht es auch bei den einfachsten Leuten, die selbst nicht lesen und schreiben können. Früher waren das große rote Karten, richtige Fahnen, mit schwarzen Schriftzeichen; dann wurde das Format kleiner, schließlich gab es weiße Besuchskarten mit Handschrift und nun ist es genau wie bei uns gedruckt. Diese Entwicklung kann man in jedem Haus verfolgen, weil überall die Karten und Fahnen der früheren Besucher an die Wände gesteckt und geklebt sind, um die vornehme und umfangreiche Bekanntschaft zu dokumentieren. So werden auch die Karten von Stötzner und mir noch jahrelang in Hunderten von Chinesenbuden die Wand zieren.

Während wir noch kaum mit dem freundlichen Yamensekretär Hopiesiang die Karten gewechselt haben, steht schon der Tee vor uns, und der Beamte überreicht uns unter förmlicher Verbeugung mit nach oben halb offen zusammengelegten Händen jedem eine Zigarette. Das sind Förmlichkeiten, die sich nachher immer wiederholen, nicht nur bei Privatleuten, sondern auch bei jedem offiziellen Anlaß, und sei es nur die Prüfung unserer Pässe von irgendeinem Polizeiposten draußen im Lande. Man male sich die Perspektiven aus, wenn bei uns jeder Polizeibesuch und jede Gerichtssitzung mit Tee und Zigaretten eingeleitet würde ...

Man spricht über dieses und jenes, vor allem über mich und unsere gemeinsamen Absichten, während daneben die unteren Beamten mit

Pinsel und Tusche ihre Briefe auf das dünne chinesische Papier malen. Ho pie siang, der ein wenig Englisch spricht, geht mehrmals zum Generalsekretär hinüber und verabredet für uns schließlich eine Unterredung mit dem Außenminister der Provinz.

Der Außenminister Yü Chuen ist einer der wenigen Chinesen, die ich auf der Expedition getroffen habe, die einen gewissen europäischen Eindruck machen und jedenfalls in jeder Beziehung sympathisch und gesittet wirken. Dabei trägt er sich durchaus chinesisch nach Kleidung und Haltung und betont auf eine angenehme Art den national bewußten Chinesen. Er empfängt uns freundlich mit Tee und Zigaretten, läßt sich unsere Pässe zeigen und spricht viel — englisch — von der Freundschaft zwischen Deutschland und China. Wir dürfen es uns als Ehre anrechnen, daß er erklärt, daß Deutsche und Chinesen ja eigentlich dasselbe seien; und es ist eine gute Empfehlung, daß das nachher auch in meinem chinesischen Paß steht.

Yü unterhält sich lange und freundlich mit uns, wie überhaupt jede Unterhaltung endlos ist und nach asiatischen Zeitmaßstäben sich abwickelt. Er fragt nach Woher und Wohin und nach allen möglichen Familiengeschichten. Bei uns würde so etwas als neugierig gelten. Bei den Chinesen ist es natürlich auch Neugierde — ich kann mir kein Volk vorstellen, das auch nur annähernd so neugierig ist. Aber hier ist die Neugier mehr geworden: man hat sie zur Sitte, zur Gepflogenheit, zur Höflichkeit erhoben. Je mehr man fragt, desto höflicher ist man. Man verzichtet auf die Neugierde nur dann, wenn man den anderen verletzen will. So müssen wir uns über die unnützen Fragen freuen und Gegenfragen in Hülle und Fülle stellen. Mit dem Betasten und Probieren fremder Gegenstände ist es ähnlich; man kann das nicht als Zudringlichkeit im europäischen Sinne abtun.

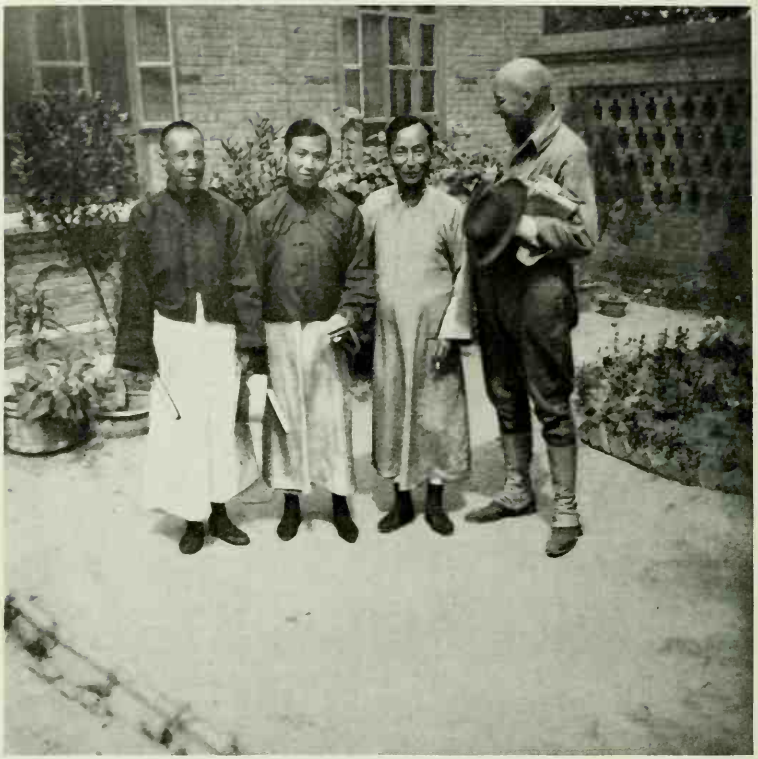
Dabei geht die Unterhaltung mit gutem Humor von statten. Als wir unser Quartier Nünkiangtshun nennen, meint er, daß das zwar das beste wäre, aber doch nicht gut. Es gäbe in der ganzen Provinz überhaupt keine guten Herbergen. Und in allen Herbergen — oh! — „so many insects". Er zählt sie alle auf und verdeutlicht ihr Wesen. Und er hat recht!

Ehe wir gehen, ist noch eine wichtige Frage zu klären, nämlich die, wie ich heiße. „Melzer" läßt sich chinesisch nicht schreiben, und für die weitere Reise komme ich ohne chinesische Papiere und chinesischen Namen nicht aus. So knobelt er mit seinen Freunden, um eine ähnlich klingende Zusammenstellung chinesischer Worte für mich zu finden. Schließlich verkündet er meinen neuen Namen: „Mei li dzoa" mit dem Ton auf dem „o", wobei die Vokale etwas zusammengezogen und

Vornehme alte Chinesenkarren mit Mauleseln am Yamen
(Zu Seite 17)

Tsitsihar-Hotel (Zu Seite 15)
Der große Fuhrhof, rechts und links die Hotelzimmer

Hauptstraße in Tsitsihar (Zu Seite 15)
Transport eines lebenden Schweines in die Schlächterei



Stötzner im Gespräch mit dem Außenminister Yü, einem seiner Beamten und unserem Freunde Ho pie siang vor dem Hause Yüs (Zu Seite 27)

abgerissen gesprochen werden. Und mit schmunzelnden Komplimenten übersetzt Yü den Namen: „beautiful famous“. Nun weiß ich wenigstens, daß ich „wunderschön und berühmt“ bin!!

Wanzenpetersilie und warzige Seewalzen.

Wir wollen uns Ho pie jiang, der uns einen ganzen Tag noch behilflich ist, erkenntlich zeigen. So laden wir ihn zum Essen im ersten chinesischen Restaurant, in dessen sauberer Hinterstube wir allein sind. Für mich ist es zugleich das erste Exerzieren mit Eßstäbchen, die fabelhaft einfach zu handhaben sind, wenn man erst den Trick heraus hat. Man bestellt hier nicht nach Portionen oder Gedecken, sondern läßt sich in einer bestimmten Zahl von Schüsseln eines Normalformats die gewünschten Gerichte in der anzugebenden Reihenfolge bringen. Dann bleibt alles bis zum Schluß des Essens auf dem großen Tisch, der schließlich über und über mit Schüsseln bedeckt ist, aus denen man immer wieder je nach Gefallen zulangt. Jeder hat nur ein kleines Tellerchen vor sich und langt sich darauf mit den Stäbchen die Speisen, wenn er sie nicht gleich in den Mund jongliert. Nur den Reis gibt es in besonderen Schüsseln, aus denen man unmittelbar in den Mund schaufelt. Für Suppen und Saucen hat man kleine kellenförmige Löffel. Dazu sei vermerkt, daß es, wie beim Teetrinken, zum guten Ton gehört, zu schmatzen und zu schlürfen, wie man auch den Gefallen an dem Gastmahl durch vernehmliches Rülpsen kundtut, während die gegenteilige Ventilierung durchaus nicht anstößig ist. Es gehört schon einige Überwindung dazu, sich dem anzupassen, um nicht ohne Not den Gastgeber, der es nicht anders kennt, vor den Kopf zu stoßen. Wenn nur das Abgewöhnen nachher etwas leichter wäre!

So also sah dann das kleine Festmahl aus:

Vorgerichte: Tee, der alle Dinge einleitet, aber während des Essens nicht mehr getrunken wird.
Getrocknete Melonenkerne, kandierte Walnüsse, getrocknete gesalzene Erdnüsse, Kürbiskerne, gesalzene Pfirsischkerne und gezuckerte Erdnüsse.
Dazu einen gut schmeckenden, gelben Schnaps, Hao tshing dju, aus kleinen Porzellanschälchen in der Form von Eierbechern, heiß, wie alle chinesischen Schnäpse.

Kalte Gänge: faule Enteneier, fast geschmacklos, bräunlich, gallertartig, aber nur mit leichtem Geruch nach H_2SO_4; es wird einem nicht ganz übel dabei, man kann das sogar essen.
Gurkenschnitzel mit kaltem Huhn, angemacht mit Krabbenschwänzen

und chinesischem Essig. Dazu, wie zu allen folgenden Gerichten, nimmt man die pikante dunkle Sojasauce, die ähnlich der englischen Sauce ist, aber sehr viel milder. Alle Gerichte sind natürlich fein geschnitten und gescherbelt, und zwar vor dem Kochen, Schmoren oder Braten, weil ja nur mit den Stäbchen gegessen wird.

Die Triebe von im Dunklen gekeimten Bohnen mit Seetang, chinesischem Essig und Wanzenpetersilie. Es wird einem nicht ganz so schlecht danach, wie man meinen sollte. Die Bohnenkeime schmecken nach nichts, und der Seetang nach nicht viel mehr. Dafür ist die Wanzenpetersilie, die genau so riecht, wie die zerquetschten Wanzen in der Herberge — Geschmacksvergleiche anzustellen, bin ich erfreulicherweise nicht in der Lage — ungenießbar; und ihr Geruch bleibt bis zum Ende des Essens über dem Raum, er ist die unvermeidliche Begleiterscheinung jedes wirklich guten Essens hier!

Kaltes Schweinefleisch.

Warme Gänge: In Öl gesottene Riesenkrabbenschwänze mit Gewürz.

Warzige Seewalzen (brr!) mit gepökeltem Schinken, Bambussprossenscheiben (brr!), Krevettenschwänzen und Gurkenscheiben.

Huhn in Fett gesotten mit grünen Paprikaschoten.

Warme Bambussprossen.

Dazu gibt es einen anderen heißen Schnaps, den Kao liang, der aus der mannshohen Hirse mit rötlichen Körnern gewonnen wird, ein fast wasserhelles Zeug, das überall begehrt und zu haben ist, aber so abscheulich riecht, daß ich es ein zweites Mal nicht über mich gebracht habe.

Zur Erfrischung von Gesicht und Händen werden saubere, in kaltem und heißem Wasser ausgeschwenkte Tücher gereicht.

Nachspeisen: Gekochter chinesischer Karpfen in Fischsuppe.

Heiße japanische Birnen im eigenen Saft gekocht.

Reis mit jungem Schweinebraten und Fisch- und Gemüsebouillon.

Man nippt noch einmal an allem herum. Die Tücher kommen wieder und heißes Wasser zum Mundspülen. Dann Zigaretten und Tee. Das Festmahl ist zu Ende!

Eigentlich ist damit das Essen noch nicht vollständig. Von Rechts wegen endet jede derartige Einladung im — Freudenhaus, natürlich auf Kosten des Gastgebers, soweit nicht, wie es sich für den besseren Chinesen gehört, der Gast seine feste Freundin hat, in die er sich mit anderen Freunden aus der guten Gesellschaft teilt. Der festen Bindung der Frau an die eheliche Treue entspricht die gewisse Ungebundenheit des Mannes. Man heiratet jung. Der Mann sorgt für die Nach-

kommenschaft, läßt aber seine Frau in Ruhe, sobald sie mit den Kindern im Haus genug zu tun hat. So kommt auch der Mann verhältnismäßig frisch in die Ehe und es sind bessere Voraussetzungen für einigermaßen gesunde Nachkommenschaft gegeben — soweit das bei den Gesundheitsverhältnissen in der Mandschurei überhaupt möglich ist. Der Mann lebt sich erst nach dem wichtigsten Teil der Ehe aus, während man bei uns oft meint, der Mann solle sich vor der Heirat die Hörner ablaufen ... Dadurch, daß das Freudenhaus eine ganz selbstverständliche und honorige Angelegenheit ist, ist den Freuden auch der trübe Reiz der Heimlichkeit und Lüsternheit genommen. Und das Freudenmädchen übt kein unbedingt anstößiges Gewerbe aus. Es ist durch den Schnitt eines Haarponys, den sonst keine Frau trägt, gekennzeichnet. Aber niemand wird ihm die Heirat verwehren, durch die die Frau vollkommen als gleichberechtigt in die gesellschaftliche Schicht des Mannes einrückt.

Bei dem Essen hatte Hopiesiang auch seinen ältesten Sohn und seinen etwas jüngeren Schwager mitgebracht. Nichts ist selbstverständlicher. Werden die Mahlzeiten nicht nach Portionen oder Gedecken berechnet, so ist es ja auch gleichgültig, wieviel Personen davon essen. Man kann also, wenn man eingeladen ist, noch mehr Gäste, fast nach Belieben, mitbringen. Das kommt auch daher, daß die Chinesen unsere Art der Essenbereitung im Hause nicht kennen. Wer irgend kann, kauft sich alles fertig auf der Straße in den Eßläden oder von den fliegenden Händlern, die Tag und Nacht laut singend durch die Stadt ziehen. Sonst besucht man eins der zahlreichen, gut gehenden Restaurants. Dazu gibt es nicht, wie bei uns, eine feste Verteilung der Arbeit und Ruhe zwischen Tag und Nacht, wenn auch bestimmte Gewerbe an den Tag gebunden sind, und das Geschäftsleben sich naturgemäß in der Hauptsache am Tage abwickelt. Der Chinese — das mag auch am Klima liegen — arbeitet und ruht, wie es ihm gerade paßt und wie es sich gibt. So ist in der Stadt nie völlige Ruhe, nie aber auch ein gleichmäßig bewegtes Leben.

Die drei mandschurischen Nachtigallen.

In das erste Dösen des Schlafes hinein tönen die Geräusche der mandschurischen Nacht, aus denen sich bald klar die drei beherrschenden Stimmen abheben, die einen morgens wieder in die mandschurische Gegenwart zurückrufen, die Gesänge der mandschurischen Nachtigallen.

Es ist nicht so romantisch mit den Nachtigallen wie bei uns. Es sind nicht einmal ausgesprochene Nachtgestalten oder ausschließlich nächt-

liche Sänger. Aber sie verdienen, ihren Dichter zu finden. In ihnen lebt die tiefdunkle mandschurische Nacht auf ...

Die ausgesprochene Nachtigall, das Tier, das überall seinen nächtlichen Gesang ertönen läßt, wo menschliche Niederlassungen sind, das auch fast nur in den Nächten singt, ist — man entschuldige! — der Esel. Dieses arme geplagte, geschundene Tier, dem jeder Lasten aufzubürden bereit ist, das fast bei jeder schweren Arbeit helfen muß, in der Stadt und auf dem Feld, das vom ersten Morgengrauen bis zum sinkenden Abend die überladene, oft auch noch von einer ganzen Familie besetzte Karre durch die Wegelosigkeit der umliegenden Steppe, durch den Schlamm der Feldwege und durch den Pulverstaub der Dörfer und Städte zu ziehen hat, das im ewig gleichmäßigen Schritt den engen Kreis von 6—10 Meter Durchmesser um den göpelartigen Bewässerungsbrunnen oder die primitive Steinmühle 10, 12, 16 Stunden fast ohne Unterbrechung herumgeht, geschunden, gestoßen und geprügelt, mit Stockschlägen und Fußtritten bedacht, wo es einem Menschen zu nahe kommt, ohne ein freundliches Wort oder eine Ermunterung, ohne Pflege, verwahrlost und verkommen, ohne einen Stall, in dem es sich legen kann, ohne Futter — das ist der mandschurische Esel. Nun in der Nacht hat er Ruhe, ist herausgejagt auf eine Pferdekoppel oder mit langem Strick in der beginnenden Steppe angepflockt und kann sich sein Futter allein suchen, falls sein Herr nicht auf der Reise ist und er auf dem abgezäunten Teil des Herbergshofs eingesperrt, wo man ihm kärgliches Futter vorgeworfen hat. Und nun schreit er mit allen seinen Leidensgenossen sein Leid und seine Sehnsucht, in den wenigen Wochen des warmen Sommerwetters besonders stürmisch, hinaus. Vielhundertstimmig ist hier um Tsitsihar der Chor. Und ist einmal eine Pause, so erschüttert der erste Schrei, der die Stille bricht, um so mehr. Nur die Esel in den Herbergen bleiben meist stumm; sie werden bei dem ersten Versuch am Abend zur Ruhe geprügelt und wagen sich erst wieder heraus, wenn im Morgengrauen die knüppelbewehrte Hand nicht so schnell zur Stelle ist ...

Die andere, feinere und doch auch schrillere Stimme wird am Tag nur von den Geräuschen der Straße übertönt: Die Pfeife des Samowars, der fast in jedem Hause steht und auf der Straße vor jedem der offenen Läden und am Eingang der Herbergen. Wann wir auch ins Zimmer kommen, wo wir in einem Laden etwas kaufen, steht sofort heißes Wasser für uns da. Es kommt aus dem Samowar, der fast ohne Unterbrechung 24 Stunden im Betrieb ist. In der verhältnismäßigen Stille der Nacht tönt erst ein leises Summen, das allmählich zum Zischen übergeht, um schließlich in einem langen schrillen Pfeifen zu enden.

Der späte Nachtwandler weiß, daß das Wasser hier brodelt und kocht; so er Lust hat, tritt er heran und lädt sich selbst zu einer Schale heiß Wasser zu Gast. Niemand wird sie ihm auch nach Mitternacht verweigern. Die Gastfreiheit ist die große Stärke der Chinesen. Bald kann man die verschiedenen Arten von Samowaren unterscheiden: die großen, geraden Weißblechtonnen mit der schwergewichtigen, scharfen Pfeife, die zu Anfang nicht summt, sondern brummt; den dickbauchigen Kupferkessel mit der behäbigen Trillerpfeife, die zum Schluß sich vor schriller Vergnüglichkeit fast überschlägt; und den großen Teekessel, schon kein Samowar mehr, dessen brodelnder Dampf herauszischt, während der Deckel zu klappern beginnt. Dazwischen all die vielen Modulationen vom gellenden Diskant bis zum brummenden Baß. Man weiß bald, wo diese oder jene Nachtigall hingehört und wo die Leute auf ihren Samowar achtgeben oder ihn erst eine Weile sich hören lassen — gewiß nicht aus Freude an seiner Nachtigallentätigkeit.

Der Dritte im Bunde ist überall dort zu finden, wo mehr Menschen ihren ständigen Wohnsitz aufgeschlagen haben und die geregelte Verbindung mit der Gottheit suchen, die bösen Geister bannen wollen. Leise, fein abgetönt in wirklich oft himmlischer Musik, im lauen Nachtwind tönen die Windglocken der Tempel, klingen und singen zur Ehre der Götter und der Ahnen, rufen zur Beugung der Knie, zum Opfer des Weihrauchs und zum stumpf-demütigen Kotau. Im Sturm schrillen sie angstvoll um das Wohlergehen der Frommen — und welcher Chinese wäre es nicht? — und rechten fast zänkisch mit den bösen Mächten, die in der rohen Gewalt des Sturmwindes sich kundtun. Sie sind die feinsten und empfindsamsten unter den mandschurischen Nachtigallen. Kaum je finden sie in ihrer stets wachen Arbeit Ruhe, kaum je steht die Luft tatsächlich still. Freilich, wenn die Ecke des Tempels, an der sie hängen, abbröckelt, wenn der kleine Klöppel herausrostet, wenn der Sturm sie abreißt oder ein unternehmungslustiges Vogelpärchen die schon nicht mehr frei schwingende Glocke sich zum Nestplatz wählt, dann ist es aus mit der silberhellen Stimme. Keiner wird sich rühren zu ihrem Schutz, die sie doch die Menschen beschützte.

Zu welch merkwürdigen Schätzen rufen oft die Glocken! Da hat vor der Stadt die Tochter eines früheren Gouverneurs eben einen prächtigen Tempel fertigstellen lassen. Er dient nur nebenher der Ahnenverehrung, ihrem großen Vater und seinen Vorfahren. In der Hauptsache ist er ein allgemeiner Gottestempel, dessen wichtigste Stücke die plastische Darstellung der Hölle in zwei geräumigen Nebenhallen sind. Da sind Vorstellungen versinnbildlicht, die an ähnliche Moralmärchen bei

uns erinnern. Die Auswahl und Darstellung zeugt aber von einer unübertrefflich raffinierten Grausamkeit. Wesentlich dabei ist, daß die Frau — wo doch der Tempel von einer Frau gebaut ist! — als das Element des Bösen gezeigt wird. 99 % der Hunderte von armen Sündern sind Frauen und Mädchen, vielleicht mit dem erzieherischen Hintergrund, daß die in Harbin noch bei dem Tempelfest in Erscheinung getretene strenge Zucht hier in dem einer Wildnis gleichenden Kolonialland längst sich, z. T. bis zur absoluten Unmoral, gelockert hat. — Das deutsche Märchen klingt an „Fritz, Fritz, die Brücke kommt!" bei den Brücken, die nur der Gerechte überschreiten kann, während der schlechte Mensch von den lauernden Teufeln herabgerissen wird zum Kochen und Rösten und Strecken und Pressen, zu Qualen, die sich nur ein asiatisches Hirn mit seiner nie versagenden Grausamkeit ausgedacht haben kann. Auch Teufels Großmutter ist da und die Waage, von der, die zu schwer befunden, in die Hölle kommen. Und auf einem Turm stehen die Seelen und halten Ausschau, ob die Hinterbliebenen auch richtig opfern und für die Seele sorgen.

„Ein Journalist, also ein — gentleman!"

Noch einmal strolchen wir durch die Straßen, auf denen sich das ganze Leben der gut 30 000 Einwohner zählenden Stadt abspielt. Alle Läden sind offen, soweit nicht der eigentliche Verkaufsbetrieb sich überhaupt auf der Straße abspielt. Man steht und handelt und feilscht, natürlich nachdem erst die Höflichkeitsfragen gestellt sind. An feste Preise ist nicht zu denken. Jeder fordert soviel, wie er glaubt, seinem Gegenüber abnehmen zu können. Für den Europäer sind die Preise besonders hoch; den kann man ja einwickeln, da helfen auch die Nachbarn und zufällig vorübergehende Chinesen dabei. Und wenn wir dann weggehen und auch im nächsten Laden nichts kaufen, auch unser Freund Ho pie siang seinem Unwillen Ausdruck gibt, laufen sie einem nach und lassen ab. So sind heute am letzten Tag die Preise erheblich niedriger als zuerst. Aber auch so dauert der kleinste Kauf unendlich lange. Der Chinese scheint ein geborener Kaufmann, der auch dem geriebensten europäischen Händler erfolgreich Konkurrenz machen kann. Die Häuser, alle im Flachbau, sind im allgemeinen nach der einfachen chinesischen Manier gebaut: Zwischen Balken werden ungebrannte Lehmziegel mit Lehm festgeschmiert, gelegentlich darüber noch eine Lehmschicht gestrichen. In den Nebenstraßen sind die Gehöfte mit bis mannshohen Lehmmauern umgeben, in den Außenbezirken geradezu festungsartig gesichert. Die wenigen nach europäischer Bauart errichteten Häuser, die den Gesamteindruck nicht gerade heben, sind mit

guten grauen Lehmziegeln gebaut. In einem umständlichen Prozeß wird der Lehm mit Erde gemischt. Von diesen zähen, grauen und braunen Schichten wird mit der Hacke das Rohprodukt abgeschlagen und unter Anfeuchtung zu Ziegeln geformt. Nach dem Brennen in Köhleröfen werden die heißen Ziegel mit einer kalten Kalkbrühe abgeschreckt und haben dann eine fast unbegrenzte Lebensdauer.

So sind wir allmählich bis zu dem Haus des Ministers Yü gebummelt, von dem ich meinen Paß noch abholen muß. Bevor er mir dieses Instrument, einen doppelten festen Aktenbogen im Format 38×26 Zentimeter, aushändigt, liest er uns den handschriftlichen chinesischen Text vor und erläutert den Sinn der verschiedenen roten Stempel. Es steht ein fast vollständiger Abriß meines Lebenslaufes drin, dazu der Zweck meiner Reise und die Freundlichkeiten, die er uns neulich gesagt hatte, mit denen er nun alle Behörden usw. auffordert, mich in jeder Weise zu unterstützen. Nun wird mir auch klar, warum er gestern immer wieder intensiv nach meiner Beschäftigung fragte und sich immer wieder vergewisserte, daß ich auch nicht in Geschäften reise.

Mit Ernst und Freundlichkeit sagt er zur Begründung dafür, daß er mir den besten Paß gebe, den er ausstellen könne — und so steht es auch drin: daß ich nicht ein Kaufmann wäre oder ein Händler oder einem Gewerbe nachginge oder sonst ein Geschäft betriebe, das nicht ganz einwandfrei wäre; ich wäre ein „news-paper-man, also" — man beachte die Logik! — „ein gentleman". Ein Journalist, also ein Ehrenmann!! Freilich gibt es in der Hei lung kiang-Provinz keine Zeitung. Immerhin bleibt die Logik interessant genug als Beitrag für die Wertung der Berufe und Stände durch die Behörden; ein Kaufmann jedenfalls gilt von vornherein nicht als einwandfrei.

Zum Abschied warnt Yü uns noch vor den Räubergefahren. Er erzählt davon, daß ein sogar mit Maschinengewehren ausgerüsteter Trupp japanischer Soldaten wenige Tagemärsche von Tsitsihar spurlos verschwunden sei.

„Yes, die Räuber in Hei lung kiang sind schlimm! So viele und so schwer zu fassen. Aber es werden schon weniger werden, wenn wir alle fremden Agenten festgesetzt haben. Yes, die Japaner, wir wissen nicht ganz sicher, ob sie wirklich Räubern in die Hände gefallen sind."

Die Japaner sind nun einmal bestgehaßt bei den Chinesen. Wo ein Japaner sich schutzlos außerhalb einer Stadt zeigt, wird er totgeschlagen. Von dem fanatischen Haß kann man sich kaum eine Vorstellung machen; er überwindet sogar den angeborenen Instinkt, lebensgefährlichen Begegnungen aus dem Wege zu gehen. Das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen ist geradezu ideal dagegen!

So viele japanische Agenten sich hier auch aufhalten, sie sitzen alle in der Stadt oder im Bahnbereich und werden sich hüten, ohne Not über Land zu fahren. Dafür sind sie Meister der Herstellung und des Vertriebs von Massenartikeln minderster Qualität. Was schlecht ist, ist im Zweifel japanisch. Dabei wird es von denselben Chinesen, die auf Japan vor Wut kochen, in Massen gekauft. Soweit denkt der Chinese nicht. Und macht man ihn darauf aufmerksam, so weist er stolz auf deutsche Ware, die es auch gibt, so etwa auf Odol; bei näherem Hinsehen steht zwar „made in Germany" drauf, es ist aber eine plumpe japanische Fälschung! Eine japanische Geschäftspraxis, die sich nicht nur auf diesen Einzelfall beschränkt. Der Chinese merkt ja doch nichts. Und wie sollte ein Europäer, der sich darum kümmern kann, überall in die gottverlassenen Gegenden Chinas hinkommen können, wo das Zeug verkauft wird? Die deutschen Vertreter kommen doch nicht aus den Großstädten heraus. So wird eine Folge der modernen Propaganda gegen japanische Waren die sein, daß der bisher japanisch deklarierte Schund nun mit anderen Herkunftsvermerken versehen wird!

Der Esel

Der Teekessel

Die Windglocke

(Zu Seite 27—30)

Der kleine Samowar

Der große Samowar

Das Steppenauto mit 19 Erwachsenen, 2 Kindern und Gepäck hält am Tor eines Steppendorfes (Zu Seite 33)

Das im Moraste festgefahrene Auto wird herausgezerrt. Am Auto Stötzner (Zu Seite 36)

300 Kilometer im Steppenauto

Nun geht es los. Die 300 km bis zu dem letzten größeren Vorposten chinesischer Kultur und Macht, bis zu der Kreishauptstadt Nünkiangshien — die auf allen europäischen Karten noch mit dem alten Namen Mergen aus der einige Jahrhunderte zurückliegenden Zeit ihrer Herrlichkeit als Provinzhauptstadt steht und deren Kreis etwa die Fläche von Bayern hat — wollen wir in einem Tage hinter uns kriegen. Einen Tag im Autobus — das gibt's! — durch die Steppe! Und es klappt. Wir haben gutes Wetter; seit zwei Wochen hat es nicht mehr geregnet. Da ist der Boden im allgemeinen soweit abgetrocknet, daß man bei einiger Geschicklichkeit durchkommen kann. Und geschickt sind die chinesischen Chauffeure.

„Habt Ihr auch Autos?" Aber erst müssen wir den Autobus erwischen! Am Abend hat Stötzner schon verhandelt. Um 7 Uhr früh holt der Wagen denn auch unser Gepäck ab. Aber als wir schon drin sitzen, reut es den Fuhrherrn, daß er als festen Preis 7 Dollar (Harbin-Geld = 11 Mark) vereinbart hat. Im letzten Augenblick will er uns noch herussetzen; d. h. man braucht das nicht ernst zu nehmen. Das ist lediglich ein Erpressungsmanöver, welches mit der leisen Hoffnung auf Erfolg doch immer versucht werden muß. So bleibt es denn dabei, und der Fuhrherr sagt auch hübsch „Danke schön".

Als es losgeht, sind wir, außer dem Chauffeur, glücklich 19 Erwachsene, darunter 2 Frauen und 2 Kinder. Dazu überreichlich Gepäck, wenn auch nicht alle soviel haben wie ich. Aber was für ein „Autobus" ist das! In Deutschland könnte man mir noch etwas zuzahlen und ich würde doch lieber darauf verzichten, mich unter ähnlichen Verhältnissen einer derartigen Menschenfalle anzuvertrauen. Wenn da etwas passiert, kann man nur durch Zufall gesund wegkommen.

Doch man sage das ja nicht einem chinesischen Chauffeur! Wie wir so davorstehen und die Karre betrachten, kommt er stolz auf uns zu, stößt Stötzner leutselig an und fragt:

„Habt Ihr auch Autos? Wir, wir Chinesen, wir haben Autos! Das

ist ein chinesisches Auto! In Deutschland gibt es sicher keine Autos. Ja, chinesische Autos sind gut."
Und dabei schlägt er mit einem Hammer an dem vor Schmutz und Sand starrenden Motor herum.
Stötzner darauf: „Lieber Freund, der Wagen ist gut für dich. Aber es ist ein schlechter Wagen, und ist nicht einmal ein chinesischer Wagen, sondern ein amerikanischer. In Deutschland gibt es solche schlechten Autos nicht. In Deutschland gibt es so viele Autos, daß du sie gar nicht zählen kannst. Aber die deutschen Autos sind so gut und so teuer, daß die Chinesen sie gar nicht benutzen und nicht bezahlen können. Darum gibt es hier keine deutschen Autos!"
Geglaubt hat der Chinese es nicht. Nicht einmal, daß es ein amerikanisches Auto ist. Es geht eben für den primitiven Chinesen nichts über China; und es ist ihm unvorstellbar, daß es irgendwo im Ausland bei den Barbaren besser sein könnte, daß auch nur irgend etwas, was er gut findet, nicht von Chinesen hergestellt würde.
Dabei steht groß die Firma dran: „International". Man sieht außer diesen Wagen nur einige Ford und General-Motors, also ausschließlich amerikanische. Aber alle zusammen sind ein ausgesprochener Schund, nicht zu vergleichen mit dem, was wir zu Hause von diesen Weltkonzernen kennen, ganz offensichtlich minderwertige Ramschware, die ausschließlich für den Export nach China gebaut ist, in primitiver eckiger Bauart mit dünnstem Blech, kantigem, schlechtem Holz und mit miserablen Lederimitationen, soweit überhaupt „Polstersitze" vorhanden sind. Dazu Motoren, die sich für die Wartung durch Chinesen eignen, denen es nichts ausmacht, ob mal ein Pfund Sand mehr oder weniger darin schmiert.
Wie ist doch der faule Witz von dem Fordwagen, der auf der Landstraße einen Maulesel trifft? Der Mulus beschnüffelt den Ford von allen Seiten und fragt schließlich ganz aufgeregt: „Was bist du?" Der Ford antwortet stolz: „Ich bin ein Automobil!" Und der Maulesel drauf: „Du, wenn du ein Automobil bist, bin ich ein Rennpferd!"
Aber fahren tun die Chinesen und ebenso die in chinesischen Diensten stehenden russischen und koreanischen Chauffeure damit wie der Deubel! Das geht durch die Straßen von Tsitsihar um all die winkligen Ecken mit Gehup und wirbelnder Staubfahne, und die alle hundert Schritt stehenden Polizeidoppelposten mensendiecken eifrig zur Verkehrsregelung nach dem Muster des Berliner Potsdamer Platzes oder des Bahnhofsplatzes in München — mit „weißen" Handschuhen, bitte sehr! Und draußen, außerhalb der Stadt, geht es im schlanken 30-km-Tempo, auch mal 40, ohne Weg und Straße, nur selten mal in

einer Spur, meist so durch die freie Steppe, die um diese Zeit schon bald kniehohes Gras hat. Zeigt sich dann irgendwo ein Mensch und gestikuliert noch womöglich, als ob er mitfahren wollte, so werden noch einmal 5 oder 10 km draufgelegt. Man kann nie wissen! Das ist so die Art der Steppenräuber, der Chungchuzen, die neulich erst drei Autos nacheinander zum Halten gezwungen und ausgeplündert haben. Der Chauffeur meint dazu beruhigend, er habe keine Angst, den Chauffeuren passiere nichts, weil die Räuber wüßten, daß Chauffeure arme Schlucker sind; außerdem, wie soll das Räubergewerbe gedeihen, wenn kein Chauffeur mehr fährt? Daß er trotzdem schnell zufährt, ist ein Zeichen von Menschenfreundlichkeit. Aber was soll er machen, wenn ihm ein Gewehr vorgehalten wird? Und das Erstaunlichste ist ja eigentlich, daß bei diesem Rasen durch die Steppe nichts passiert, wenn man auch ein paarmal mit dem Kopf gegen die Decke haut. Bei uns jedenfalls hätte ein Chauffeur, der bei dem Gelände dies Tempo wagen würde, mit fristloser Entlassung und Entziehung des Führerscheins zu rechnen.

Was für eine Fuhre ist dabei unser Autobus?! Festes Verdeck, an der Seite Glasfenster, die nicht mehr vollzählig vorhanden sind, vier lose in den keine 4 m langen Innenraum hereingestellte Bänke ohne Lehne, die eigentlich nur für je drei Personen berechnet sind — so daß auf dem Chauffeursitz noch ein zweiter Chinese mitkauern und das Gepäck notdürftig draußen angebunden werden muß — darüber so niedrig das feste Verdeck, daß ich nicht einmal richtig gerade sitzen kann. Das Ganze fest geschlossen und die einzige benutzbare, auf chinesische Maße berechnete Tür neben dem Chauffeur.

Steppe und Steppenvolk. Gleich hinter Tsitsihar beginnt die Steppe: den schmalen Streifen bebauten Landes haben wir in 10 Minuten hinter uns, nachdem am Ortsausgang die Polizeiwache erst das Auto gründlich durchsucht und die Pässe kontrolliert hat, wie es unterwegs in jedem Dorf noch einmal erfolgt; die Polizeistuben sind dabei mit List und Tücke in irgendeiner abgelegenen engen Straße mit möglichst winkeligem Zugang untergebracht. Nun ja, Ordnung muß sein!

Dafür hat die Steppenfahrt ihren besonderen Reiz. Stundenlang diese endlose Fläche, ohne Haus und Menschen. Ab und an sieht man mal die Telegraphenstangen, die der einzige Anhalt sind, wo sonst jede schärfere Kontur fehlt. Von Straßen oder auch Wegen keine Spur. Jeder Wagen fährt eine Tour, die er gerade an dem Tage für richtig hält; das richtet sich vor allem nach dem Wetter, weil auf weiten

Strecken Sumpf steht. Auch so geht es noch oft durch Wasser, das seit dem letzten Regen vor 14 Tagen noch nicht versickert ist. Kurz vor Mergen holen wir denn auch ein anderes Auto ein, das im Schlamm steckengeblieben ist. Hilfsgeräte haben die Wagen nicht dabei; hätte unser Chauffeur nicht zufällig zuletzt denselben Weg gewählt, so wäre nichts übriggeblieben, als zu dem nächsten, vielleicht 50 km entfernten Gehöft zu laufen und von dort Pferde oder Ochsen zum Herauszerren zu holen. Die Passagiere können solange warten, wenn sie nicht vorziehen, zu Fuß die Reise fortzusetzen. Dies Auto hat noch Glück gehabt: mit vereinten Kräften schaffen wir es heraus. Als Stötzner mit Frau und Kind vor 14 Tagen fuhr, saßen sie 2 Tage im Regen fest, fanden aber wenigstens in einem nahen Dorf Unterkunft.

In der Nähe der wenigen Dörfer sind allmählich fester eingefahrene Spuren entstanden, die zwischen den Feldern, die fast ausschließlich auf der Südseite liegen, zu ausgefahrenen Wegen geworden sind. Aber danach gehen die Spuren wieder auseinander, überkreuzen sich und laufen parallel, bis sie sich verlieren und der Chauffeur sich frei den Weg sucht.

Dann liegt die Steppe vor einem wie ein Tisch. Es ist die Flachsteppe, die in endloser Ebene sich zu breiten scheint, obwohl wir bald merken, daß wir in ganz seichten langen Wellen untertauchen. Aber gerade das gibt einem das Gefühl der Unendlichkeit wie in der Wüste. Diese Steppeneinsamkeit ist grotesk schön. Vom märchenhaft blauen Himmel strahlt unbarmherzig die sengende mandschurische Sonne. Die Luft flimmert über der Erde und liegt drückend über dem noch immer feuchten zähen Löß auf der ersten Hälfte der Strecke und dem schweren Verwesungshumus der weiteren Fahrt. Abgesehen von wenigen Stellen ist es ein guter fetter Boden, der bei dem Treibhausklima auch ohne Düngung und sonstige Bodenbereitung für jede Kultur einen guten Ertrag verspricht. Wer hier einst siedelt, wird es gut haben.

Der üppige Pflanzenwuchs, der mit Gras und Wiesenblumen ungefähr unserer Flora entspricht, ist um diese Zeit erst kniehoch, während bis zum Herbst ein Mann fast darin verschwinden kann. Kaum alle 10 km einmal steht ein kümmerlicher Baum oder auch eine Gruppe von zwei oder drei. Erst kurz vor Mergen ziehen sich gut kniehohe Zwerghaselnußbüsche hin. Fast kein Tier ist zu sehen. Kein Reh, kein Hase, nicht einmal eine Kröte läßt sich aus den Sumpflöchern hören, kein Vogel singt — nur in den Städten gibt es ein paar Lerchen, Schwalben und Spatzen — ab und an zieht ein Raubvogel seine Kreise, stößt plötzlich nieder und fliegt mit der Beute, einer Otter, aus der Nähe des Autos weg. Nur Trappen sind etwas zutraulicher. Sie

mit den paar Adlern und Falken sind die einzigen Lebewesen der Steppe.

Doch es scheint nur so. Die Steppe ist weit, und wir sehen nur den schmalen Streifen der Route. Nicht einmal der nahe Nonni, der Hauptstrom des inneren Amurbogens, ist uns recht zu Gesicht gekommen, haben wir auch einen Nebenfluß, den Ngoho, auf einer primitiven Fähre überquert. Auch die paar Dörfer und Einzelgehöfte werden erst sichtbar, wenn man auf einen Kilometer oder noch weniger heran ist. Es sind ausnahmslos flache Katen, aus Lehm und Erde zusammengekleistert, die sich hinter übermannshohen Lehmmauern ducken. Jedes einzelne Gehöft, ob es draußen allein in der Steppe steht oder im Dorf zu zehnen oder zu hunderten, liegt hinter so einer braungrauen Mauer mit Schießscharten, hat an den Ecken einen die Längsfronten bestreichenden flachen gedeckten Turm und ist womöglich noch von Wall und Graben umgeben.

Bei der Fahrt durch die Dörfer streift das Auto fast an die Mauern zu beiden Seiten, die hier, wo nur der graue Lehm und Staub davor liegt, an die Gemäuer Abd el Krims und seiner Kabylen gemahnen. Dann springen plötzlich zwei Kerle mit Gewehren aus dem Torweg, das Auto kann kaum schnell genug stoppen. Aber es sind nur Polizisten, die mitfahren wollen und sich erst nach langem Schimpfen davon überzeugen lassen, daß wirklich kein Platz ist. Zwei Dörfer meidet der Chauffeur auch, weil, wie er sagt, dort Räuber wohnen. Dabei sind auch diese Dörfer, außer der Befestigung der einzelnen Häuser, noch besonders mit Wall, Graben, befestigten Toren und großen Ecktürmen versehen. Nicht immer sind diese Befestigungsanlagen gut erhalten. Aber sie sichern doch um das Dorf herum das Schußfeld, weil zwischen der äußeren Umwallung und dem Komplex der Häuser ein unbenutztes und wüst liegendes Zwischenfeld von einigen hundert Metern bleibt, das jeder Eindringling erst zu überqueren hat. Und man braucht nur einen Schritt auf den Wall oder durch das Tor zu tun, schon fängt die Meute der Dorfhunde ein ohrenbetäubendes Geheul an. Daß es ernst ist mit den Befestigungen, zeigt auch die Tatsache, daß bei den neu in der Anlage begriffenen Gehöften stets zuerst ein Graben ausgehoben wird, der gleichzeitig die Erde für den Hausbau liefert. Dann nach der schnellen Fertigstellung der Lehmbude folgt erst die Aufführung der mannshohen Mauer, ehe an die Errichtung der primitiven Wirtschaftsgebäude herangegangen wird. Die Umbrechung und Bestellung der Felder wird, je nach der Jahreszeit, dazwischengeschoben, aber nicht vor der Fertigstellung der Mauer begonnen.

Die drei mandschurischen Stände.

Wir haben genug Beispiele dafür erlebt, wie ernst es mit der Räubergefahr ist. In einem Lande, das, einschließlich der Nomaden, bestenfalls 2 Einwohner auf das Quadratkilometer hat, wo also die Behörden keine irgendwie zuverlässige Kontrolle ausüben können, wo ihre Macht vor den Städten und Dörfern aufhört, ist das kein Wunder. Man muß die Räuber haben, um sie zu hängen! Dazu muß man sie auf frischer Tat erwischen. Kann man das nicht, so bleibt man auf Vermutungen angewiesen; und auf Vermutungen wird auch in der Mandschurei niemand hingerichtet. Da die Räuber oder, wie sie hier heißen, die Chungchuzen, wenn schon, dann ganze Arbeit machen, gibt es kaum einmal die Möglichkeit der Beweisführung durch Zeugen. So zeigt man zwar auf sie mit dem Finger, man macht einen großen Bogen um die Dörfer, in denen sie wohnen, aber man wartet, bis man sie, wenn es glücken sollte, einmal faßt.

So machen die wilden Solonen aus der Barga, dem umstrittenen mandschurischen Gebiet westlich des Großen Hingan, den mandschurischen Alpen — dem Gebiet, das geographisch eigentlich zur Mongolei gehört und so den letzten mongolischen Rest unter tatsächlicher chinesischer Gewalt darstellt — regelmäßig im Herbst ihre großen Streifzüge in die Nonni-Ebene hier, plündern ein großes Dorf von vorn bis hinten aus, zünden es mit allem, was sie nicht mitnehmen, an und verschwinden dann wieder. Im übrigen versehen sie in der Barga für China die Grenzwache gegen die Mongolei und gegen Rußland. Sie sind im Vergleich mit den nicht gerade durch Tapferkeit sich auszeichnenden Chinesen hervorragende Soldaten. Ihnen, die vor wohl 200 Jahren aus dem Amurbogen zum Grenzdienst herübergeholt sind, verdankt es China, daß die Barga überhaupt noch chinesisch ist!

Mit den meisten Chungchuzen ist es ähnlich. Fast alle haben irgendeinen ordentlichen Beruf, wenn sie auch nicht gerade im Staatsdienst stehen. Drei Viertel des Jahres üben sie ihn aus oder geben sich wenigstens den Anschein. Dann um die Mitte des Sommers bis zum Winter, wenn das Geld bei den Bauern und Kaufleuten rolliert, machen sie sich auf und gehen ihrem einträglichen Erwerb nach. Natürlich weit weg, um nicht erkannt zu werden. Die anderen gehen den Rest des Jahres in die Berge und die endlose Wildnis, wenn sie nicht bald das Geld zusammen haben, sich bürgerlich niederzulassen, wie es für die Familiengründung nun einmal erforderlich ist; und davon hängt ja doch die so wichtige Ahnenverehrung ab!

Auch in unbekannten Gebieten gibt es untrügliche Anzeichen für die

Räuber, wo es sich lohnt: Nicht umsonst findet man bei den Bauern abseits der ganz eng besiedelten Striche so selten europäische Geräte. Wer sich einen europäischen Pflug, eine Egge oder dergleichen leisten kann, gehört nicht zu den Armen. Er wird bei einem Überfall der erste sein, der dran glauben muß, zumal diese Geräte und Maschinen mit dem so wertvollen und seltenen Eisen behaftet sind, also schon um ihrer selbst den Raub lohnen. So wird, von allen anderen Hemmungen abgesehen, auch das deutsche Geschäft in der Nordmandschurei noch so lange nur ein Läppergeschäft bleiben, wie nicht die unbedingte Sicherheit überall auf dem Lande gewährleistet ist.

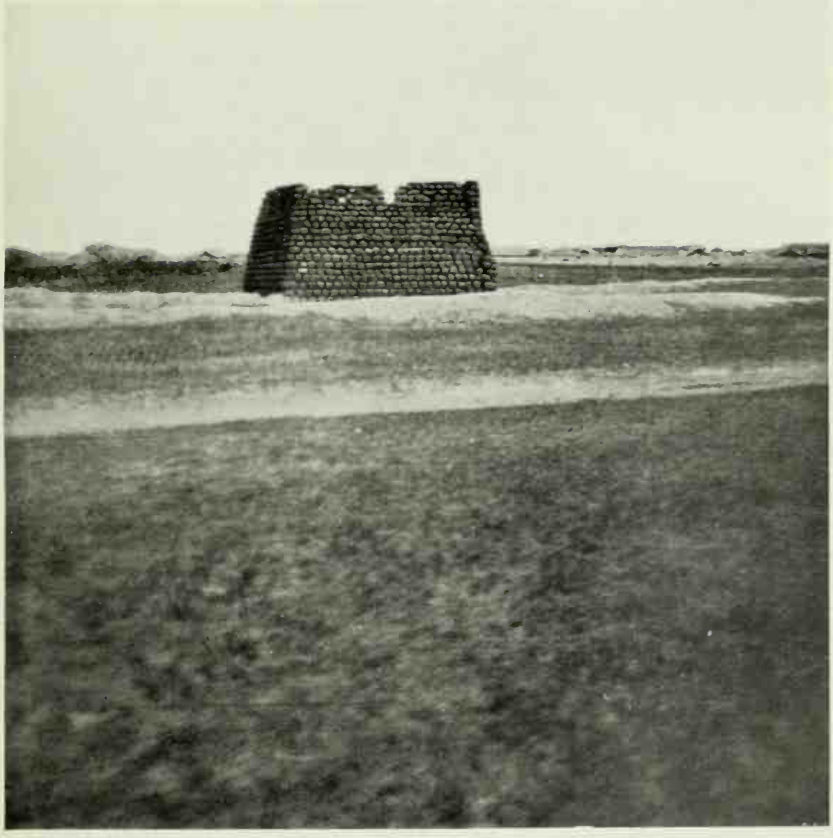
Nicht einmal in der unmittelbaren Nähe der Millionenstadt Harbin und in Harbin selbst ist das heute der Fall. Wohnt da in einer Harbiner Vorstadt ein reicher Russe. — Ich folge dem chinesischen Polizeibericht. — Da erscheint eine Bande von rund 100 Chungchuzen, dabei einige in Polizeiuniform, die den Anwohnern erklären, es handle sich darum, Chungchuzen zu fangen! Sie greifen den Russen und schleppen ihn — unter den Augen der richtigen Polizei — 20 km weg auf eine Insel im Sungari. Lösegeld ½ Million Dollar. Der Admiral der Sungari-Flotte — ein Kreuzer und elf Kanonenboote — hört als Geschäftsfreund des Russen davon und geht mit der Flotte auf die Suche. Nach zwei Tagen entdeckt man das Räuberlager auf der Insel und fordert die Chungchuzen auf, bei freiem Abzug den Russen herauszugeben. Darauf verschanzt sich die Inselbesatzung mit Hilfe von 50 dort arbeitenden Grasmähern. Weitere 4 Tage fällt kein Schuß, aber die Räuber ermäßigen das Lösegeld auf 300 000 Dollar, weil ihnen durch die Kanonenboote die Zufuhr abgeschnitten ist. Nun erst wird das Feuer eröffnet, bei dem 45 Chungchuzen bleiben. So sind die Überlebenden am nächsten Tag mürbe und verlassen in Booten die Insel. Sie trauen sich aber nicht weit vom Ufer weg und geraten durch besonderes Pech an eine Kavallerieabteilung, die zufällig vorüberkommt und durch das Geschützfeuer aufmerksam geworden ist. Jetzt erst kann der Russe befreit werden, nachdem weitere 18 Chungchuzen gefallen sind und man glücklich zwei erwischt hat! Sonst geht es vielleicht nicht so grotesk zu, aber ein Einzelfall ist das durchaus nicht.

Die Kehrseite der Medaille ist allerdings, daß jeder Chungchuze, der erwischt wird, den Kopf verliert. Auch die kleinste Räuberei wird unnachsichtlich mit dem Tode bestraft; denn entweder hat der Kerl sowieso schon genug auf dem Gewissen — man weiß es nur nicht — oder er würde sich bestimmt noch entsprechender Verbrechen schuldig machen. Es gehört also schon einiger Mut dazu, Chungchuze zu werden.

Und klar ist es, daß die Chungchuzen einen recht wertvollen, jedenfalls den unternehmungslustigsten Teil der Bevölkerung darstellen. Abseits des unmittelbaren Bereichs der Staatsgewalt sind sie die unbestrittenen Herren des Landes. Unbedingt gilt das für das Wildnisgebiet und das weite Steppenland, in das sich die mandschurische Völkerwanderung ergießt. Dort haben sie die Macht. Dort schließt der Bauer, der seine Ruhe haben will, mit ihnen seinen Vertrag. Dort sucht sich auch der vorsichtige Beamte mit ihnen zu verständigen, wenn er keine Scherereien haben will. Im übrigen freilich hat der Beamte wenig zu fürchten. Der Staat wird auch vom Chungchuzen respektiert. Ich höre noch den Minister Yü, wie er mit allen Zeichen des Entsetzens davon sprach, daß jetzt zum ersten Male sogar eine von den allein durch weite Weglosigkeit fahrenden Postarben überfallen worden ist!

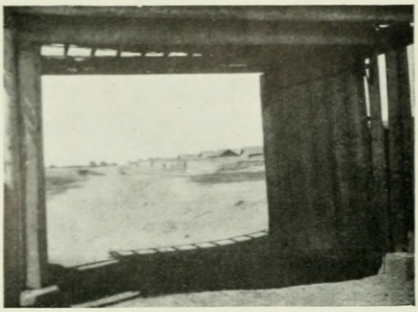
Ebenbürtig neben diesem einflußreichen Stand der Räuber steht der vielleicht noch wichtigere Stand der Vertreter des Staates, die Beamten, Polizisten und Soldaten. Da sie nur in den unteren Chargen einen geringen Sold bekommen, im übrigen ihren Posten haben teuer an den Vorgesetzten bezahlen müssen und Wert auf eine Verbesserung der ihnen regulär zugestandenen Einkünfte legen, müssen sie sich anderweit schadlos halten. Das geht natürlich nur bei den friedlichen Bürgern. Jedes Verkehrsmittel, auch die besonders vom Bauern requirierten Wagen, ist selbstverständlich frei, ebenso Unterkunft und sonst kleinere Bedürfnisse daheim und unterwegs. Erscheint der Preis für irgendeine Ware oder Leistung zu hoch, so bezahlt der Soldat eben weniger. Bringen wir diesen Zustand auf eine etwas verallgemeinernde Formel — die dem Urteil vieler rechtschaffner Einwohner entspricht: „chungchuze yiang!", d. h. genau wie die Chungchuzen! — so ist es etwa so, daß die Chungchuzen ihr Leben bei ihrem Beruf riskieren, während der Soldat das, was er nimmt, von Rechts wegen nimmt. Der wesentlichste Unterschied scheint also der zu sein, daß die Chungchuzen mehr Mut haben, mehr wagen, aber, wenn es glückt, auch schneller zu Reichtum kommen, da schließlich auch das Requisitionsrecht des Soldaten seine Grenzen hat. Darum hat ja auch kürzlich eine Schwadron regulärer Truppen eines Nachts ihren Rittmeister gefangengesetzt und ihm erklärt, sie würden jetzt Chungchuzen. Er dürfe nur vor Ablauf eines vollen Tages keinen Lärm schlagen; dann würden sie auch ihr neues Tätigkeitsfeld in einer anderen Gegend suchen, wo es ihn nicht störe!

So bleiben als dritter Stand, der die anderen zu ernähren hat, die Bürger, Bauern und Kulis übrig. Auf möglichst einfache Weise und mit möglichst einfachen Mitteln zu Geld kommen wollen sie natürlich



Eckturm und Umwallung eines Steppendorfes. 300 m dahinter das Dorf

(Zu Seite 37)



Ein Dorftor in der Steppe

(Zu Seite 37)

Hauptstraße in Mergen. Schwarze Schweine im Schlamm

(Zu Seite 41)

Marktplatz des Steppendorfes

(Zu Seite 37)

auch. Aber sie können das nur mit bürgerlichen Mitteln betreiben. Vielleicht mag es daher kommen, daß von der sonst so viel gerühmten Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit der chinesischen Kaufleute hier verhältnismäßig selten etwas zu spüren ist. Jedenfalls geht ihnen der Mut dazu ab, Chungchuzen zu werden. Und zum Soldaten, Polizisten oder Beamten fehlen die Beziehungen oder die Mittel oder auch beides ...

Stadt im Sumpf.

Auch Mergen ist natürlich befestigt. Freilich ist eigentlich nur das Gerippe übriggeblieben; Verteidigungswert haben die Anlagen nicht mehr. Die ehemals als Zentrale der Provinz achtbare Stadt ist heute nicht viel mehr als ein großes Dorf in einem verlotterten Rahmen. Hier kann der Beamte seinen ewigen Schlaf schlafen, wenn sich auch allmählich als Folge der Zuwanderung die Neubautätigkeit regt. Halb Mergen ist Sumpf, auch der größte Teil der Hauptstraße, in der sich die Schweine vergnügen. Das Auto muß von der Wache am Stadttor alle möglichen Umwege machen, um überhaupt in die eigentliche Stadt hineinzukommen. Dabei ist lange gutes Wetter gewesen und der Nünkiang, der Nonni, geht ruhig in seinem Bett.

Die chinesische Expansionsbasis

Mag Mergen zerfallen sein, was spielt das bei einem Volk jahrtausendealter Geschichte für eine Rolle! Wo doch in wenigen Tagen so ein chinesisches Haus hingestellt ist oder, wenn es sehr solide gebaut wird, in 4—5 Wochen. Hier ist chinesisches Land, das nicht mehr aufgegeben wird. Was braucht es Paläste und großartige Straßen, wenn es sich darum handelt, endgültig festen Besitz von der unendlichen fruchtbaren Wildfläche zu nehmen, die bis an die russische Grenze reicht, die heute noch in der Hand von Völkerschaften ist, die nicht einmal der gelben Rasse angehören und die vielleicht eines schönen Tages doch ein Werkzeug der Russen werden könnten, wie sie es vor dem Weltkriege leicht hätten werden können, wenn die russische Politik ihre Chancen erkannt hätte. Aber Rußland glaubte ja, sich auf die Bahn von Manchuria nach Wladiwostok beschränken zu können, wie die Japaner nur eben die Häfen und die Südmandschurische Bahn in der Hand haben. Wohl hat man sich von Generalstabs wegen auch um das Innere des Amurbogens gekümmert. D. h., Generalstabsoffiziere wurden mit Spezialisten beauftragt, das Land zu studieren, zu vermessen und kartographisch festzulegen. Auf den russischen Übersichtskarten ist denn auch das Gebiet als erledigt eingetragen. Aber wirklich ins Innere gekommen ist keiner der beauftragten Russen, in unserem Forschungsgebiet jedenfalls nicht. Davon legen allein schon die russischen Karten Zeugnis ab, die wir, ebenso wie die chinesischen, mithaben. An den Rändern der Provinz stimmt es, auch bis Mergen und von dort einigermaßen nach A i g u n am Amur. Darüber hinaus ins unerschlossene Gebiet sind die Eintragungen eitel Phantasie. Eine Einschränkung: Soweit die chinesischen Karten richtig sind, sind es auch die russischen; darüber hinaus sind aber noch ein paar Abänderungen getroffen worden, die gelegentlich sogar keine Verschlechterung des chinesischen Kartenbilds darstellen. Dabei sind nicht nur Flüsse und Ortschaften eingetragen, sondern auch Bergzüge mit Höhenangaben und allem, was man sonst auf guten Karten findet. Und die chinesischen Karten beruhen noch auf den grundlegenden oberflächlichen Landesaufnahmen der Jesuiten, die einst vor Jahrhunderten einen großen

Einfluß am Kaiserhof hatten und denen der größte Teil der staatlichen Ordnung bis auf den heutigen Tag zu danken ist, ohne daß sie irgend etwas am Chinesentum sonst hätten ändern können.
Die Chinesen sind nicht für diese äußere Rechenschaft ihres Tuns und ihres Besitzes. Der Mensch und das Land! Darauf kommt es an! Bis Mergen ist das Land fest im chinesischen Besitz, mag auch dazwischen noch ungenutzte Steppe liegen, mögen dort auch noch Reste fremder Völkerschaften sitzen. Aber weiter herauf nach Norden, darum handelt es sich jetzt. Mergen ist der letzte größere Kulturvorposten, das letzte befestigte Lager, zugleich die Basis der weiteren zielbewußten Expansion, die ohne viel Lärm das Land und seine Menschen friedlich erobert.

Der ewige Chinese. Die Mandschurei hat ihren Namen von den Mandschus, ist deren Stammland. Von hier aus haben die Mandschukaiser China unterworfen, haben in China eine Fremdherrschaft errichtet, die ihren äußeren Ausdruck in dem Zopf fand, der das Zeichen der Unterwerfung war. Der letzte Minister der letzten chinesischen Dynastie, so erzählt man sich hier noch heute, schloß damals mit den Mandschus einen Vertrag, nach dem die Mandschus sich mit der Übernahme der Macht verpflichteten, in China nur als Soldaten und Beamte zu leben und keinen anderen Beruf zu ergreifen. Und er sagte seinen Freunden dazu, daß dann die Mandschus in 300—400 Jahren widerstandslos das Feld würden räumen müssen; was ist ein halbes Jahrtausend für den ewigen Chinesen! Die Geschichte hat ihm recht gegeben. Er hat in Wahrheit den Erfolg der Revolution von 1906 bis 1912 ermöglicht! Sun hat sen und die Kuomintang haben nur den Augenblick wahrgenommen, der von jenem vor 400 Jahren vorbereitet war. Die Mandschus haben sich als kriegslustiges Volk an den Vertrag gehalten und sind fast vollständig verschwunden. Was in China selbst nicht schon in der chinesischen Kultur aufgegangen war, ist bei der Revolution erschlagen oder als verkommenes Bettelvolk, das zur eigenen Lebensfristung untauglich ist, auf die Landstraße gejagt worden. Und hier in ihrem Stammland gibt es nur wenige tausend Mandschus, die sich noch als solche zu bezeichnen wagen, aber in allen Merkmalen der Kultur und Zivilisation hoffnungslos chinesiert sind. So gibt es Mandschus eigentlich schon jetzt nicht mehr. Über zwei, allenfalls drei Generationen wird es auch niemand mehr geben, der sich noch seiner mandschurischen Herkunft erinnert, zumal durch die Mischehen auch die rassische Eingliederung der weißen tungusischen Mandschus in die gelbe Rasse längst vollzogen ist.

So ist am Ende der Mandschuherrschaft in China und bei dem inzwischen fast überall durchgeführten Fallen des Zopfes auch die Mandschurei chinesisch. Alle Beamten, Polizisten und Soldaten sind Chinesen, meist Nordchinesen, weil die Südchinesen (südlich des Yangtsekiang) einen die Verständigung erschwerenden Dialekt sprechen, der eigentlich schon eine besondere Sprache ist.
Diese chinesische Verwaltung ist nun auch erfolgreich bemüht, die übrigen eingesessenen tungusischen Völker zu entnationalisieren, zu Chinesen zu machen. Es sind sowieso nur noch schwache Stämme mit einer geringen Eigenkultur, zum Teil nomadisierend, die auch nach den bisherigen Feststellungen des Harbiner deutschen Arztes Dr. von Jettmar bei den Golde zwischen Amur und Sungari nur noch eine geringe Fortpflanzungsfähigkeit haben. Bei der planmäßigen Politik der Chinesen wird es nur wenige Jahrzehnte brauchen, bis all diese tungusischen Reste in der Nordmandschurei verschwunden, rettungslos in der chinesischen Kultur zugrunde gegangen sind. Stötzner, der ja im vorigen Jahr schon hier war, zeigt mir an verschiedenen Beispielen, welche Fortschritte die Chinesierung sogar schon in dem einen Jahr gemacht hat.
Dabei sind diese sterbenden Völker z. T. der Wissenschaft noch völlig unbekannt geblieben. Von einigen kennt man gerade nur den Namen und ist im übrigen auf chinesische, also parteiische Angaben angewiesen. Um so wichtiger ist die Arbeit, die Stötzner begonnen hat, der sich als erster Forscher wissenschaftlich in dem Gebiet bemüht. Es handelt sich bei unserer Expedition um nichts weniger als die Rettung der Kenntnis der Bevölkerungstypen und ihrer echten Brauchformen für die Wissenschaft, um den Versuch der Erfassung der einigermaßen ungeklärten rassischen Zusammenhänge, im letzten nur gerade noch möglichen Augenblick. In zehn Jahren mag es noch Tungusen geben, aber nur so, wie es heute auch noch ein paar Mandschus gibt, in Kultur und Zivilisation sind sie inzwischen längst chinesiert.

Fernöstliche Minderheitenpolitik. Da gibt es in Mergen eine Solonenschule, deren freundlicher Lehrer uns gleich bei unserer Ankunft begrüßt, weil er — ein besonders intelligenter und sympathischer Chinese, der uns auch sonst behilflich ist, u. a. nachher unsere Postnachsendung besorgt — weiß, daß sich Stötzner gerade dem Studium der Solonen widmen will, über die es bisher in der Weltliteratur noch kaum eine Zeile gibt. Seine Schule ist für alle Solonen im ganzen Kreis Mergen. An sich gibt es natürlich keine Schulpflicht, wenn auch jedes Dorf seine Schule hat und der Schul-

besuch recht rege ist. Eine Ausnahme ist für die Solonen gemacht; für sie, sogar die Nomaden, ist die Schulpflicht eingeführt. Also will man sich um ihre Bildung, bevorzugt vor den Chinesen selbst, bemühen? Wenn man das wollte, hätte man die Schule bequem im Wohn- und Nomadisiergebiet der Solonen einrichten können, das einige Tagereisen nördlich Mergen liegt. Aber das ist ja gerade der Sinn der Schulpflicht, daß die Kinder aus ihrer engeren Heimat herauskommen in die rein chinesische Umgebung Mergens, das den Solonenschülern ihr Leben lang als Vorbild vorschweben wird. Die Jungen tragen, wie es auch sonst üblich ist, eine blaue Tuchuniform mit Messingknöpfen und blauer Schirmmütze, darauf die fünffarbige chinesische Kokarde, und laufen so stolz auch nach der Schulzeit in der Heimat herum. Die Beeinflussung durch die Schule geht so weit, daß die Schüler sich mit gelegentlich zu Besuch kommenden Verwandten nur noch Chinesisch unterhalten und ihre schöne solonische Sprache bei der Rückkehr erst wieder lernen müssen. Ist diese Generation erst erwachsen, so wird die solonische Sprache bald ganz vergessen sein, und ihre Kinder wieder werden, wie es einem schon heute bei den Mandschus gehen kann, beleidigt sein, wenn man sie als etwas anderes denn als Chinesen anspricht.
Wir in Europa bilden uns so oft ein, daß die Asiaten für europäische Nationalitätenkonflikte die gegebenen objektiven Schiedsrichter sein müßten, weil derartige Minderheitenfragen in Asien unbekannt wären. Auch unsere Diplomaten scheinen der Meinung zu sein und sind dann überrascht, wenn sie schlechte Erfahrungen machen. Dabei sollte nicht nur die Feindschaft zwischen Japanern und Chinesen zu denken geben, nicht nur etwa die Art der japanischen Besiedelung Koreas unter Verdrängung der Koreaner, die in Massen nach der Mandschurei flüchten oder abgeschoben werden; am eindringlichsten sprechen die nationalen Begleitvorgänge der mandschurischen Völkerwanderung. Aber noch steht unser Auswärtiges Amt ja auf dem Standpunkt, daß man Konsuln und dergleichen, die sich anderswo nicht bewährt haben, nach dem Fernen Osten strafversetzen kann! Einer unserer leitenden Staatsmänner sprach vor wenigen Jahren das Wort, daß man über der langsamen Entwicklung in China auf dem Sofa einschlafen könne; wenige Wochen später störte der kraftvolle Beginn der Kämpfe der Kuo min tang das ahnungslose Nickerchen auf dem Sofa!

Ich darf vorstellen: Stötzner hatte seine Familie, während er in Tsitsihar zu meiner „Einholung" war, in dem vom Kreisbeamten zur Verfügung gestellten Tempel einquartiert. Hier kann ich mich nun auch für zwei Tage in das Expeditionsmilieu

einleben. Die Zusammensetzung der Expedition sieht erheblich anders aus, als man es sonst von den vielgelesenen Asienforschern gewohnt ist. Aber wer hier versuchen wollte, mit einer eindrucksvollen Riesenkarawane aufzuwarten, würde nicht weit kommen und bestimmt keine wissenschaftlich brauchbaren Ergebnisse mitbringen können. Stötzner und ich konnten nachher froh sein, wenigstens allein durchgekommen zu sein.

So also sieht der Expeditionsstab aus:

Stötzner als der Leiter und Führer, zugleich als maître de plaisir, als Quartiermacher, Dolmetscher und Repräsentant, der Expeditions-Vorstand.

Frau Käthe Stötzner, die tapfere Frau, die den Mann auch in den zwei Jahren der Forschungsreise nicht im Stich lassen wollte, die dafür ihr sächsisches Heim aufgegeben hat, die sich in der mandschurischen Wildnis bestimmt nicht ganz zu Hause fühlt, uns aber wenigstens das Stück Europa bis ins Standquartier rettet, das die Gegensätze so recht ertragreich werden läßt, sie kocht im Standquartier und nimmt sich auch meiner Wäsche an, ist im übrigen bei mancherlei Launen ein wenig zu beneidender Blitzableiter, die Frau Expeditions-Vorstand.

Putti, eigentlich Wolf-Dietrich, der siebenjährige Junge Stötzners, ein Strolch von Gottes Gnaden, hält die Unterrichtsversuche der Mutter in deutschem Schreiben, Lesen und Rechnen für unangebracht, spricht dafür gut Russisch, ausreichend Chinesisch, etwas Englisch, lernt dazu noch Solonisch und macht sich so der Mutter als Dolmetscher nützlich, er lernt mit sehr viel Hingabe Expeditions-Vorstand.

Herr Dulski, Photograph und Kinooperateur aus Harbin, der den größten Teil des Expeditionsfilms dreht, Pole von Geburt, ohne ein Wort Polnisch zu können, im russischen Kadettenkorps erzogen und, knapp erwachsen, durch die Revolution nach China verschlagen, ein sympathischer junger Mann, die Stütze des Standquartiers, der Kavalier der Expedition.

Warsenika, die Grusinierin aus dem Kaukasus, ist gleich Dulski von Revolutions wegen nach Harbin gekommen, wo sich das Hotelmädchen als Dame fühlt, gegen alle männlichen Wesen stets hilfsbereit, mit erwiderter Neigung zu Dulski, sie soll Frau Stötzner helfen und tut das auch, so gut man das von einer Kaukasierin und einem Harbiner Stubenmädchen verlangen kann, die Expeditions-Maid.

Michael Wulkow, ein intelligenter Naturbursche, Jägerjunge aus den unendlichen russischen Wäldern mit der dazu gehörigen Nase und Findigkeit, in allen groben Arbeiten vorneweg, aber ein leichtsinniger Windhund, schläft bei jedem Wetter, in eine Zeltbahn gewickelt, im

Frau Käthe Stötzner kocht in der Tempelküche in Mergen. Links: Warsenika

(Zu Seite 47)

Michael Wulkow in der Strohhutmütze (Zu Seite 46)

Ausblick von unserer Mergener Tempelküche auf die Vorhöfe
(Zu Seite 47)

Freien, immer frech und guter Laune, Regen, Hitze, Kälte und Essen sind ihm gleichgültig, auf du und du mit jedem Chinesen, wichtigstes Bekleidungsstück ein Strohhut (Kreissäge), von dem er bald den größten Teil des Randes abschneidet, so daß nur noch ein mützenähnlicher Schirm vorn übrigbleibt, der den Chinesen sehr imponiert, dazu eine lange, in die Schaftstiefel gesteckte Hose, die schließlich als kniefreie Tiroler Hose endet, weil Michael immer ein Ende abschneidet, wo er mal ein Band oder einen Lappen braucht, Daseinszweck: Schmetterlingsfänger und Präparator, das enfant terrible der Expedition.
Ich endlich, das siebente Rad am Wagen, Asienforscher per Zufall und in Anführungszeichen, ewig loses Maul, ewig neugierig, stets mit einem Notizbuch bewaffnet; wenn andere sich um die Arbeit der täglichen Nahrung und Notdurft bemühen, sitzt der Kerl und tippt Schreibmaschine, wo und wie und wann es sei, Hauptprinzip: Deine Rede sei kurz, aber verletzend — zumal die Chinesen es ja doch nicht verstehen, es also erstens ungefährlich ist und zweitens mit dankbarer Zustimmung quittiert wird; nichts geht hier in Asien schnell genug, und dabei müssen doch die paar Monate Urlaub ausgenutzt werden, sonst aber als Statist und Gehilfe gelegentlich zu brauchen, zur Gründung der ersten Zeitung in der Hei lung kiang-Provinz findet sich kein weitschauender Verleger, dafür aber — bitte sehr! — gleichberechtigt mit dem Expeditions-Vorstand, die Chronik und das Tagebuch der Expedition.

Tempelküche. So hausen wir im Tempel zu Mergen. Auf dem dritten Hof ist das Hauptgebäude mit breitem, überdachtem Vorraum, der als Küche eingerichtet und der Herrschaft Frau Stötzners unterstellt ist, zugleich natürlich auch allen anderen Wohnzwecken vom Zähneputzen an dienend. Das Schlafzimmer wird im halb verschließbaren Innenraum des Tempels gemacht. Jeder liegt auf den Steinfliesen bzw. auf den darübergelegten Zeltbahnen, Filzdecken usw. zu Füßen eines überlebensgroßen verzerrten Götterbildes aus Holz, bei dem ein Teil der Gliedmaßen schon wackelig geworden ist. Dabei stören mich auch die Fledermäuse nicht, die im Tempel nisten und mit ihrem Säuglingsgeschrei die Nachtruhe bewachen, während uns das zänkischste Vogelvolk, die Tauben, die in den Vorlauben wohnen, mit ihrem bei Sonnenaufgang fälligen ersten Familienzwist rechtzeitig wecken. Tagsüber gesellen sich dann noch Krähen hinzu, die in den wenigen Tempelbäumen ihre geräuschvollen Volksversammlungen abhalten, weil es sonst keine Bäume gibt. Der Chinese schlägt jeden Baum nieder, wo er seiner habhaft werden kann; allein die

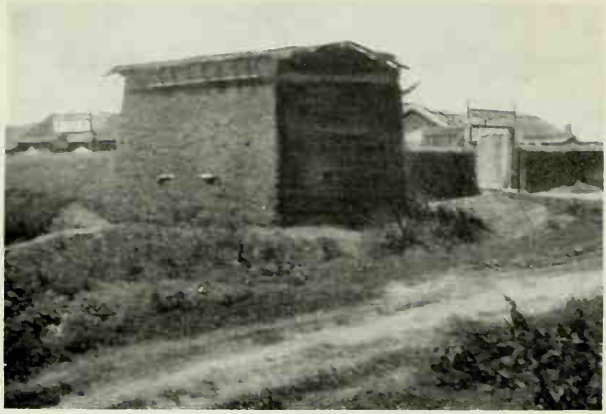
heiligen Bäume am Tempel bleiben verschont. Sie bleiben dafür auch stehen, wenn sie längst abgestorben sind; mag der Sturm die Arbeit des Fällens übernehmen.

Die Haut ist zu kurz! Besuch von Mergener Bürgern und Bürgerinnen haben wir natürlich auch genug. Die Mergener sind das neugierigste und aufdringlichste Völkchen — wie Stötzner meint — in ganz China. Dabei haben sie die besondere Eigenschaft, immer mit offenem Munde herumzustehen und zu gehen: Es ist zweifelsfrei — bei ihnen ist die Haut zu kurz geraten! Nun ja, da ist es mir schon lieber, sie haben in meiner Gegenwart den Mund offen!!
Alles wollen sie betatschen, so daß sogar Stötzner mit seiner engelgleichen Geduld ihnen gelegentlich auf die Finger klopft und sie mit sanfter Gewalt aus dem inneren Tempel komplimentiert, damit wir bei den Sachen keinen Zuwachs verzeichnen; nicht als ob etwas weniger würde, im Gegenteil, vergleiche „many insects". Dies hier ist das einzige insektenfreie Quartier auf der Expedition! Aber wenn der Besuch raffiniert genug ist, Andachtsgelüste vorzuschützen — und mag es morgens um 4 Uhr sein — oder sie auch wirklich hat, mit dem Tempeldiener kommt, Weihrauchstäbchen vor die Götterbilder steckt, die Gongs auf dem Altar schlägt und im tiefsten Kotau die Stirn auf den Boden drückt, ist natürlich nichts zu wollen.
Die Frauen halten es am längsten beim Zusehen aus. Dabei rauchen alle; die besseren Zigarette, die anderen die lange Pfeife, die um so feiner ist, je länger sie ist. Auch bei der Hausarbeit ist es nicht anders. Manche haben auch ihr Baby dabei und lassen es trinken und rauchen dazu, gönnen auch einmal dem großen vierjährigen Bruder einen Zug, wenn er nicht selbst für seinen Rauchbedarf sorgt. Allerdings kennt die chinesische Frau überhaupt nicht viel Arbeit. Ihre wesentlichste Beschäftigung besteht darin, auf dem Kang zu liegen und treu zu sein. Nur die Kinder besorgt sie. Für die Arbeit sind Diener da oder auch Sklavinnen. Sie heißen natürlich nicht so, aber es kommt darauf hinaus. Sie haben die Freiheit, wegzulaufen, wenn sie schlecht behandelt werden und — wissen, wo sie besser unterkommen können.

Opium. Gleich am ersten Tag hatten wir dem Kreisbeamten unseren Besuch machen wollen. Zweimal wurden wir stramm mit der Ehrenbezeigung des Posten stehenden Soldaten empfangen, aber erst anderen Tags vorgelassen. Er hatte gerade seinen Tag gehabt: Opium! Nicht umsonst war er uns als unbedeutend, arbeitsunlustig und gleichgültig geschildert worden. Das ist der Fluch des Opiums.

Mergener Chineſen
Links hinten: dahuriſche Kutſcher
(Zu Seite 52)

Soldat mit Fächer
(Zu Seite 20)



Der befestigte Mergener Yamen (Zu Seite 43)

Der reife Mohnkopf (Zu Seite 50)
Oben alte Schnitte, in der Mitte neu geritzt, der austretende Saft wird abgewischt

Opium ist ein angenehmes, leichtes und auch für die Umgebung nur sympathisch wirkendes Gift, d. h., wenn man von dem penetrant-süßlichen Geruch absieht, der nicht jedermanns Sache ist. Opium hat vor den europäischen Rauschgiften, etwa dem Alkohol, den unbedingten Vorzug, daß der Opiumraucher auch nach noch so viel Pfeifen seine Umgebung nicht belästigt. Man wird nicht trunken, angeheitert, man torkelt nicht und wird nicht übermütig. Die Wirkung beschränkt sich allein auf den Raucher selbst. Für den aber ist sie fürchterlich. Wer erst auf den Geschmack gekommen ist, wird der Sklave des Giftes; und Opium ist ein gewalttätiger, unerbittlicher Herr!

Das fängt so mit der einen Pfeife an, die mit der Vorbereitung eine halbe Stunde braucht. Dann kommt die zweite, und schließlich gehen sechs, acht, zehn Stunden am Tage damit hin, auch in der Nacht muß schnell noch eine Pfeife dazwischengeschoben werden. Das Gift beherrscht den Menschen. Das Rauchen wird der Zweck des Daseins. Die schwerste Sünde ist es, den Raucher bei der Pfeife zu stören. Alles, aber auch alles muß da warten. Auch bei dem Bereiten der Pille über dem kleinen Flämmchen gibt es keine andere Unterhaltung als über das Opium. Ein Jahr genügt bei dem starken Raucher, um ihn zur Ruine zu machen. Wenn er frei von dem Gift ist, ist er ein Krüppel, der sich nur dürftig an Stöcken bewegen kann; hat er seine ersten Portionen zu sich genommen, wird er wieder frisch und verhandlungsfähig. Das Opium scheint also Kraft, Lebendigkeit und Willen zu geben; und wird daher gelobt, ist auch uns oft als Stärkungsmittel und Freundschaftsbeweis angeboten worden. Aber je mehr man raucht, desto öfter braucht man die Stärkung. Bis es endlich so weit ist, daß der Raucher ganz willenlos, blöde, halbirre, hilfloser als ein Kind ist, bis er sich überhaupt nicht mehr vom Kang zu erheben vermag, nichts mehr kann als Opium bereiten und rauchen, gefüttert werden muß und — Verzeihung! — trocken gehalten.

Dies Opium war einst das allgemeine, allbeliebte Volksgift überall in China. Man entsinnt sich der Opiumkriege. England wollte sich den Absatz für das indische Opium in China monopolartig sichern. Da verbot die kaiserliche Regierung kurzerhand das geliebte Rauschgift und stellte Anbau und Genuß unter Todesstrafe. Und Todesurteile wurden genug vollstreckt. China hatte damit praktisch den Opiumkrieg gewonnen.

Es gab natürlich genug Leute, die Reichen und die oberen Beamten, die auf das Opium nicht verzichten wollten und einen umfangreichen Opiumschmuggel organisierten. Das Gift wurde dabei teuer, die

Masse konnte es sich nicht mehr leisten. Aber die Beamten und die Gouverneure, die den Schmuggel duldeten, verdienten daran unheimlich. Und Gelderwerb ist der erste Lebenszweck für den Chinesen. Danach kommt allerdings gleich das Wahren des Gesichtes!

Und so kam es im Weltkrieg zur chinesischen Kriegserklärung an Deutschland, die durchaus nicht im Sinne der Chinesen lag: Der Gesandte Amerikas in Peking war damals ein deutschgeborener Renegat. Die Zentralregierung in Peking hatte er bereits für sich, also für die Kriegserklärung, gewonnen. Der Vizepräsident der Republik, der mächtige Föng kua tshang in Nanking, hörte davon, erklärte sofort — ein Freund der Deutschen —, daß daraus nichts würde, und fuhr wütend nach Peking. Als er dort ankam, stand in den Zeitungen, daß man einem Riesen-Opiumschmuggel auf die Spur gekommen sei. Am nächsten Tag wurde weiter mitgeteilt, daß auch hohe Beamte in den Schmuggel verwickelt seien. Föng erhob Einspruch gegen die Kriegserklärung und fuhr nach Nanking zurück. Da stand wieder am nächsten Tag in den Blättern, daß es sich bei dem Schmuggel um einen der höchsten Beamten der Republik handle und daß in den nächsten Tagen auch der Name genannt werden könne. Föng zog sofort von Nanking aus seinen Einspruch zurück. China erklärte Deutschland den Krieg. Der Name wurde nicht genannt...

Inzwischen besteht noch die Opiumkonvention, in Genf tagt alle paar Monate die Internationale Opiumkonferenz. Die alten Opiumverbote von den Pekinger Zentralbehörden sind nicht aufgehoben. Allein in den Provinzen Hei lung kiang und Mukden ist der Opiumanbau erlaubt. Das Geschäft ist um so besser, als die anderen Provinzen nicht Konkurrenz machen können. Am besten ist es für den Gouverneur, der die Hälfte des Rohertrages als Pacht bekommt. So gibt es keinen Bauern, der nicht Mohn zur Opiumbereitung baut, der nicht den besten Boden damit bestellt; gleich hinter dem Yamen von Mergen ist ein riesiges wunderschönes Mohnfeld, in jedem Laden werden die kleinen Blechtöpfe für die Opiumernte feilgeboten, und der Opiumarbeiter ist der bestbezahlte mit 16—20 Mark am Tag.

Um diese Zeit, wo der Mohn anfängt, abzublühen, ist alles draußen auf den Feldern. Kaum sind die Blütenblätter gefallen, ist es Zeit zur Ernte. Der frische grüne Kopf wird mit einem kaum 3 cm langen Messerchen angeritzt mit einem Schnitt rund um die Kapsel herum. In einigen Stunden ist der Saft ausgetreten und wird mit flinkem Daumengriff abgewischt und in den über den Daumen der anderen Hand geschobenen Topf abgestrichen. So geht es von Pflanze zu Pflanze. Und ist einmal gewischt, so wird noch einmal und noch ein-

mal geritzt, bis kein kräftiger Saft mehr austritt und die Kinder den wertlosen Kopf zum Spielen holen.
Allerdings, den internationalen Abmachungen entsprechend, ist der Handel mit Opium untersagt. Alles ist uns erlaubt, alle möglichen besonderen Anweisungen haben die Behörden über Pferdegestellung usw. für uns erhalten; aber ausdrücklich steht in unseren Pässen, daß uns der Handel und Transport mit Opium verboten ist. Auch kein Bauer oder Bürger bekommt die Erlaubnis dazu. Der Opiumhandel ist das Monopol und Privileg der Beamten vom kleinen Dorfpolizisten zum Kreisbeamten bis zum Gouverneur. Beamte verwalten das Opium ja nur und sind keine Kaufleute. Also ist dem Handelsverbot Rechnung getragen. So kostet das Opium nachher in den Vorstädten von Harbin zehnmal so viel wie bei den Bauern; und trotzdem ist auch für den Bauern der Opiumanbau der Betriebszweig, der ihn reich macht. Und alle Welt raucht wieder Opium wie ehedem.

Von der Flachsteppe zur Bergsteppe

Der Mergener Kreisbeamte hatte uns zur Weiterbeförderung in das Expeditionsgebiet die Stellung von sieben Arben zugesagt, die landesüblichen Fahrzeuge, die bei ähnlicher Bauart fast durch ganz Asien von Persien herauf „Arba" heißen. In jedem Gebiet haben die Arben natürlich ihre Besonderheit. Zweirädrig sind sie alle. Die Räder, die eine Höhe von ein bis eindreiviertel Meter haben, sind aus frischgeschlagenen jungen Bäumen primitiv zusammengebaut; auf der schweren klobigen Achse ruht das Wagengestell, zwei starke behauene Stangen mit einigen Querhölzern, die mit Ruten durchflochten sind, zu beiden Seiten in Radhöhe ein Geländer. Darüber wird oft auf flach gebogenen Ruten ein Verdeck aus Birkenrinde gespannt, bei den vornehmeren Fahrzeugen auch aus Leinwand. Davor kommt ein Pferd oder ein Esel zwischen die Deichseln, bei schwierigem Gelände auch noch ein oder zwei Pferde daneben, deren Stränge einfach an dem Achsenende festgemacht werden. Noch am Abend melden sich auch sechs dahurische Kutscher mit ihren Arben bei uns und sind vergnügt, daß sie gleich Mehl für die Abendmahlzeit bekommen und ihnen in Aussicht gestellt wird, daß sie auch noch abgelohnt werden, wenn sie sich ordentlich benehmen. An sich konnten sie mit der Bezahlung nicht ohne weiteres rechnen. Sie waren ja im Auftrag des Kreisbeamten vom Militär requiriert worden.

Wir sind im übrigen zufrieden, daß wir Dahuren bekommen haben, die weniger anspruchsvoll sind als Chinesen, dafür aber einen brauchbareren Eindruck machen. Die Dahuren sind gleich den Tungusen keine Chinesen. Der Chinese bezeichnet sie als Lao daase (alte Barbaren), also mit einem Schimpfwort, das aber als feste Bezeichnung für die Dahuren nicht weiter tragisch genommen wird. Immerhin blickt der Chinese auf diese Barbaren verächtlich herab, obwohl sie ein recht sympathischer Menschenschlag mit freundlichem Auftreten sind und nicht nur aus Angst bestehen. Völkerkundlich sind ihre Zusammenhänge nicht völlig klar; sie gehören allerdings zur gelben Rasse. Einst, vor dem Eindringen der Tungusen aus dem Norden und der Chinesen aus dem Süden, haben sie die Nordmandschurei beherrscht. Heute sitzen

sie noch in kleinen Gruppen von der Mongolei herauf in der Nonnie-ebene bis Mergen. Darüber hinaus sind sie nur einzeln als Knechte oder Jäger anzutreffen.

Auch die uns zur Bedeckung zugeteilten zwei Soldaten finden sich ein. Der eine, ein Unteroffizier, ist von der Wichtigkeit seiner Mission durchdrungen und verlangt zunächst unsere Pässe, in denen er lange herumbuchstabiert, ohne sie freilich ganz zu begreifen. Wie wir darüber einen Witz machen, wirft er sich in die Brust: Ein Tschangtsolin-Soldat wisse seine Pflicht zu erfüllen! Dabei merkt er gar nicht, daß Michael keinen Paß hat und wir ihm dafür einen anderen vorgewiesen haben. Und dann die „Bedeckung", die uns der Kreisbeamte in der besten Absicht zugedacht hat, uns vor Räuberüberfällen zu schützen! Wenn es wirklich ernst würde, wären unsere beiden Helden die ersten, die ausreißen. Sie sind nicht umsonst als einzige beritten.

Als am Morgen die siebente Arbe aus der Stadt mit einem chinesischen Kutscher geholt wird, den der „Große Tabak" — wie die Chinesen das Opium nennen — so zermürbt hat, daß er nicht einmal einen Koffer tragen kann, und der Kutscher sich dann verdrückt, übernehmen die Soldaten die für mich bestimmte Arbe und leiten daraus das Recht her, nun den ganzen Tag mit mir zusammen darauf zu sitzen, während ihre Reitpferde am Halfter nebenhergrasen. Aber schon am Stadttor ist das Geschirr des Wagens gerissen. Meine soldiers greifen also kurzerhand eine gerade vorbeikommende Arbe, die ihr Heu abladen muß. Die alte Arbe bleibt einfach stehen.

Die Eroberung der Steppe.

Hinter Mergen geht es kurz durch Felder; dann haben wir noch einmal ein im Entstehen begriffenes Steppendorf, das sich an einen über 200 Jahre alten viereckigen Lehmmauerwall anlehnt, der noch gut erhalten ist. Es ist ein Militärlager aus der Zeit des Kaisers Kang hi, der die erste kriegerische Auseinandersetzung mit den Russen über den Besitz der Mandschurei hatte. Von ihm stammt auch die Einrichtung von Pferdewechselstationen, die noch heute von Mergen herauf bis zum oberen Amur in der Gegend von Kumashien als Reisestationen mit chinesischen Wirten bestehen. Damals war im Amurbogen mehr los als heute. Erst die im Gange befindliche Kolonisation und die Goldgräberei wird eine Neuerschließung bringen. Allerdings können noch gut 100 Jahre vergehen, bis der Prozeß abgeschlossen ist. Aber der Chinese denkt in längeren Zeiträumen als wir. Dabei erscheint es symbolisch, daß an derselben Stelle, wo früher das für zweitausend Mann berechnete Militärlager, eines von vielen, gestanden hatte, heute

sich ein Dorf etabliert. Hatte der Mandschu-Kaiser den Bestand des Reichs mit den Waffen gewahrt, so tun es die Chinesen heute im Wege der friedlichen Durchdringung und Eroberung. Und das Innere des alten Lagers, geschützt durch die Wälle, ist ein Opiumfeld ...

Weiter geht es in die leicht ansteigende Flachsteppe, die ein wenig mehr gewellt ist als vor Mergen, aber noch denselben fabelhaften Boden hat, lockere Humusschichten von 2—5 m Dicke, wie man an ausgewaschenen Stellen sieht, nicht nur hier, sondern fast überall nachher, auch in bergigem Gelände, soweit es nicht ausgesprochenes Gebirge ist. In diesem Teil steht viel Haselnußknieholz, aber kein Baum. Das Aufkommen von Bäumen wird schon durch die Steppenbrände verhindert, die alle paar Jahre über das Land gehen.

So geht die Flachsteppe bis 15 km nordöstlich Mergen. Kurz vorher kommen wir an einen verlassen in der Steppe liegenden Betrieb, der seit drei Jahren besteht. Damals hatte sich ein unternehmungslustiger Pächter herausgesetzt, sich eine Erdhütte gebaut, ausnahmsweise einen deutschen Pflug von der Firma Sack in Leipzig herausgeholt — den er sehr lobt — und mit dem Steppenumbruch begonnen. Im vorigen Jahr, als Stötzner vorbeikam, hatte er schon einige Kulis in dem Erdloch, während er für sich selbst eine Lehmhütte danebengestellt hatte. Inzwischen ist eine zweite Lehmhütte dazugekommen, ein kaum mannshoher Lehmbau für die Vorräte mit primitiv eingebauten Silos fürs Getreide, eine Umzäunung für das Vieh, eine im Freien stehende steinerne Mühle zum Mahlen des Getreides und daneben steht sogar ein Dreschkasten, der freilich vom Wetter arg mitgenommen ist. Der Mann ist also fortschrittlich und hat Mut; sonst würde er sich nicht an europäische Geräte heranwagen.

Frauen als Landarbeiterlohn.

Wie ich fünf Wochen später an demselben Steppengehöft wieder vorbeikomme, steht daneben ein Dutzend neuer größerer Lehmhäuser. Das Dorf ist fertig. Nach der zweijährigen Vorarbeit des einen Mannes sind wieder zwölf Familien untergebracht und zufrieden. Sie alle sind seine Arbeiter, seine Kulis. Landarbeiter, die an sich schon hoch bezahlt werden. Bei freier Station bekommen sie gut ihre 50 Mark bar im Monat, die sie bei ihrer Genügsamkeit auch entfernt nicht verbrauchen. Menschen sind auch jetzt noch während der Masseneinwanderung rar in der Nordmandschurei, der Lohn daher, gemessen an der Lebenshaltung und der Kaufkraft, z. T. höher als bei uns. Das Land schreit nach Menschen! Andere Betriebsunkosten sind ja auch kaum zu rechnen außer der Pacht.

Unser Steppenwirt hat beim Bau der Häuser noch ein übriges getan: Er hat nicht nur Ochsen für sich selbst gekauft, sondern auch für seine Kulis — Frauen! Damit sind sie fest an ihn und seinen Betrieb gebunden. Denn zu der Leutenot kommt noch das viel größere Übel hinzu: Die Frauen sind teuer, fast unerschwinglich teuer. Hier wird niemand, wie unten in China, daran denken, die neugeborene Tochter auszusetzen. Würde hier von der Mission eins der bekannten Findlingshäuser errichtet werden, so könnte die Schwester hinter der stets offenen Klappe des „Briefkastens" lange warten, bis sie einmal ein Paket entgegennehmen kann.

Mädchen sind Wertobjekte! Hochbegehrte und gut bezahlte Ware. Eine junge hübsche Frau gibt es nicht unter 2000 Mark. Auch die alte, häßliche geht unter 500 Mark nicht ab! Da rentiert sich die Aufzucht der Töchter schon. Sie brauchen ja sowieso nicht mehr gelernt zu haben, als auf dem Kang liegen und Kinder kriegen!

Aber 2000 Mark sind ein schönes Stück Geld. Auch bei aller Genügsamkeit kann man schon eine stattliche Reihe von Jahren daran sparen. Dabei wird man alt, wie jener alte Herr von 50 Jahren, der sich von uns eine Photographie erbittet, um sie mit dem Geld zusammen seinem bis dahin noch unbekannten zukünftigen Schwiegervater zu schicken. Die Kulis hier auf dem Steppenbetrieb haben es besser gehabt.

Sie sind billig zu der Hoffnung auf den Sohn gekommen. Und schenkt ihnen diese als Arbeitsentgelt gelieferte Frau keinen Sohn, dann bleibt immer noch die Möglichkeit des späteren Zukaufs einer zweiten Frau. Der Sohn ist das wichtige an der Heirat, weil davon die Familientradition und Ahnenverehrung abhängt. Die Seelen der Abgeschiedenen haben durch Fürsprache bei Gott Einfluß auf die Geschicke der Nachkommen, also müssen sie gut behandelt werden. Umgekehrt geht es der armen Seele schlecht, wenn die Nachkommen nicht für sie sorgen. So werden in der ersten Zeit, solange die Verwesung noch nicht fortgeschritten sein kann, Lebensmittel geopfert. Hat das ein Ende, so muß weiter der Verehrung Ausdruck gegeben werden, vor allem in regelmäßigen Weihrauchopfern, bis der große Urahn schließlich gottähnlich angebetet wird. Mit der gewünschten Wirkung nach beiden Seiten kann aber nur der Sohn, von mehreren der älteste, die Opfer bringen. So kommt es um der Seelen und der künftigen Geschlechter willen auf den Sohn an. Beim Tode des Mannes geht auch die Hausgewalt auf den ältesten Sohn über, auf den Sachwalter des religiösen Erbes.

Das alles hat der Steppenpächter seinen Leuten geschenkt. Das soll nicht verpflichten?

Steppenumbruch mit Traktor und Opiumpfeife. Wenige Kilometer weiter ist ein ähnlicher Steppenbetrieb, der allerdings noch fortschrittlicher an den Umbruch des Landes herangegangen ist. Auch hier ist das Mohnfeld die erste Kulturarbeit, der erste klingende Ertrag. Mit der Urbarmachung macht sich auch die Opiumpfeife neues Land und neue Menschen dienstbar. Beiden gleich ist auch, daß es Großbetriebe sind, wie so viele andere noch in der weiteren Steppe. Um Tsitsihar saßen meist Kleinbauern. Bis Mergen blieben es Klein- und Mittelbauern. Jetzt wo das eigentliche Neuland beginnt, überwiegt der Großbetrieb mit Hunderten, auch Tausenden von Hektar. Das ist das erstemal in der Geschichte der chinesischen Agrarverfassung, daß planmäßig Großbetriebe angelegt werden. Wohl hatten sich in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden auch größere Besitzungen gebildet, aber stets waren sie durch große Reformen wieder aufgeteilt worden. China ist das klassische Land des Kleinbauern. Und nun wird gleich die Siedlung im Großbetrieb durchgeführt, mit den modernen Mitteln der Technik.

Dieser zweite Betrieb hat nach allen Seiten unübersehbare, mit dem Horizont abschneidende Flächen umgebrochen. Neben dem Haus steht noch der kleine amerikanische Motorpflug inmitten leerer Benzolkannen. Sein Werk ist die Besiegung der Wildnis. Nun wird er weiterziehen zu einem anderen Betrieb und dort seine Arbeit verrichten. Opiumpfeife und Motorpflug in der mandschurischen Steppe. Ein fast groteskes Bild!

Ein Russe hat damit angefangen und sich allmählich Kolonnen von Motorpflügen beschafft, meist von ehemaligen russischen Offizieren geführt, mit denen er für Behörden, Landgesellschaften und Private im freien Vertrag den Umbruch besorgt. Daneben fahren auch noch kleinere chinesische Gesellschaften und Private. Sie verdienen gut dabei, aber sie werden doch immer nur Handlangerdienste leisten dürfen, bis die Chinesen ihnen genug abgeguckt haben und ihnen die Konzession entziehen.

2500 qkm unter dem Pflug. Man kann sich eine Vorstellung davon machen, was die Traktorenarbeit bedeutet, wenn man bedenkt, daß ein Motorpflug auf dem hervorragenden Boden an einem Tage ungefähr soviel schafft wie einst im Westen Nordamerikas eine Farmerfamilie in der Arbeit eines langen Lebens.

Abmarsch der Arbenkarawane in Mergen
(Zu Seite 52)

Steppengroßbetrieb: Primitive Mühle (Zu Seite 54)
rechts ein deutscher Dreschkasten, links Erdhütte des Besitzers

Unsere Überraschung: ein deutscher Pflug in der Steppe
(Zu Seite 54)

Bergsteppe am Molo ho mit typischem Reliquienberg
(Zu Seite 62)

Mündung des Nitshü ho in den Molo ho, ein photographischer Beweis für die Unzulänglichkeit der Landkarten
(Zu Seite 61)

Stötzners Arbe im Sumpf eingebrochen
(Zu Seite 61)

Wie war damals die Erschließung Westamerikas epochemachend. Und wie langsam ging das doch im Vergleich mit dem, was vor unseren Augen in der Mandschurei vor sich geht!
In diesem Jahre sind Flächen für den Motorpflug vorgesehen, deren Ausmaß dem Umfang der Gebiete von Anhalt und Bremen zusammen entspricht: rund 2500 qkm! Dabei hat neuerdings der Gouverneur noch angeordnet, daß das zur Kultivierung von den Großunternehmern gepachtete Land — vor allem ist es die Bank von Tsitsihar, bei der die Hauptanteile in der Hand des Gouverneurs sind — in 3 Jahren umgepflügt sein muß, falls der Unternehmer nicht eine der Fläche entsprechende Strafe zahlen will. Die Behörden forcieren also die Kultivierung, wo und wie sie nur können.
Sie haben ja auch den vielfachen Vorteil davon. Der Gouverneur vergibt das Steppenland fast nur in Pacht und erhält die Hälfte des Ertrags. Weitere Einnahmen bringt der Opiumhandel. Dazu die allgemeinen Vorteile der Vermehrung der Bevölkerung und der Hebung der Wirtschaftslage. Soweit die Beamten selbst oder ihnen gehörige Gesellschaften den Unternehmer spielen, können sie noch auf die besonderen Renten rechnen.

Wirtschaftsumwälzung im Fernen Osten.

Das ist der Beginn einer Wirtschaftsumwälzung, die zunächst nur für die Mandschurei Bedeutung hat, deren Auswirkung aber bald darüber hinaus im ganzen Fernen Osten und auch in Europa zu spüren sein wird. Millionen von Menschen finden wieder ihr Brot, werden kaufkräftig, erzeugen aber zugleich auch Überschußprodukte. In wenigen Jahren wird die Mandschurei sich selbst ernähren können; dann wird sie die geringen im übrigen China fehlenden Nahrungsmittelmengen liefern, wird Japan — nicht als Kolonie unter Fremdherrschaft, sondern als vielleicht sogar überlegener Partner — die Ergänzung seiner Ernährungsbasis bieten und wird auch eines schönen Tages in den Weltagrarmarkt eingreifen. Das ist alles gerade darum so plötzlich in greifbare Nähe gerückt, weil die Siedlung gegen jede Überlieferung im Großbetrieb durchgeführt wird, also weit schneller zu Überschüssen führt, als es bei einer Bauernsiedlung der Fall wäre. — Nicht wahr, bei der langsamen Entwickelung im Fernen Osten kann man auf dem Sofa einschlafen?!
Die Massensiedlung hat in der Zeit ihren Anfang genommen, als Nord- und Südchina noch im heftigsten Bürgerkrieg standen. Die bäuerliche, z. T. auch die städtische Bevölkerung ist vor dem Krieg und seinen Schrecken geflohen. Meist ohne jede Habe und die Möglichkeit,

sich eine neue Existenz zu gründen, arm, bettelarm, wie es nun einmal mit Flüchtlingen ist. Die kriegführenden Gouverneure wollten die oft vor Hunger rebellierenden Massen loswerden und schoben sie ab, immer weiter nach Norden, in die Mandschurei und hier wieder weiter nach Norden, bis sie nun im äußersten Norden Chinas, im Amurbogen, zur Gewinnung der Steppe für die chinesische Kultur zur Verfügung stehen. Mag ein Drittel auf dem Wege und noch hier als Freibeuter der Wildnis verenden, was macht das bei 600 Millionen? Der Rest erfüllt eine Mission für China.

Die Eisenbahnen haben sie in geschlossenen Zügen heraufbefördert, obwohl weite fruchtbare Striche im Innern des eigentlichen China brach liegen seit dem Krieg um den Großen Frieden, dem Tei ping-Krieg, dem Jahrhunderte zurückliegenden Bürgerkrieg. Das sind Gebiete, die genau so kulturwürdig sind wie die Steppe und die dazu noch ein besseres Klima haben. Zumindest instinktiv dient also die Bewegung nach Norden der Besetzung der letzten Freifläche zwischen dem Herrschaftsgebiet der gelben und der weißen Rasse, der gelben, die bisher ihre Grenze nach Norden etwa an der Chinesischen Ostbahn fand, und der weißen, die jenseits des Amur von Rußland repräsentiert wird. Kann das wirklich keine Konsequenzen haben? Rechtfertigt das die Strafversetzung diplomatischer Beamter gerade in diesen Teil des Fernen Ostens?

Die Hügelsteppe. Unmittelbar nach den Steppenbetrieben endet die Flachsteppe, beginnt die Hügelsteppe. Wissenschaftlich mögen diese Bezeichnungen, wie so manches andere, nicht einwandfrei sein, sie charakterisieren aber die Unterschiede treffend. An eigentliche Berge ist auch auf der weiteren Fahrt nördlich nach Purgali tun nicht zu denken. Die Mulden werden kleiner, die Erhebungen ein wenig steiler, und der Boden ist an den Hängen mit ganz klein zerschlissenen, kantigen Verwitterungssteinen durchsetzt. Eine typische Formationsänderung ist das Auftreten von Hügeln von 10 bis 50 m Höhe, die irgendwie kegelförmig mehr oder weniger abgeplattet sind und eigentlich sinnlos ohne wirklichen Zusammenhang als Reliquien einer vielleicht vor Jahrmillionen vergangenen Zeit in der Landschaft stehen. Manche sehen fast wie kleine Vulkane aus, ohne daß sie es gewesen sein können.

Wie mögen diese eigenartigen Formationen zustande gekommen sein, die um so schärfer in Erscheinung treten, als nur selten einmal Büsche auf den Kuppen der Reliquienberge stehen, während sonst neben dem üppigen Steppengras nur etwas Haselnuß wächst? Weiter nach Osten,

südlich und südwestlich Aigun, wo kleinere erloschene Vulkane liegen, könnte man daran denken, daß ein allmählicher Zerfall einer ursprünglich vulkanischen, einigermaßen gleichmäßig ebenen Schicht vor sich gegangen ist, die leichteren Schichten zertrümmert, während die wenigen festen Stellen als Reliquien stehen geblieben sind. Die andere Annahme, die hier mehr Wahrscheinlichkeit hat, ist der Zerfall hoher Gebirge unter Abtragung der Berge in die weiten, nur hin und wieder flach gewellten Täler, die Breiten von 1—5 km haben. Die Reliquienberge wären dann die Stümpfe der Bergkerne. Dafür spricht das kleine Verwitterungsgestein und das flach eingebettete Geröll. Das würde es auch erklärlich machen, daß in den alten chinesischen Karten phantastische Gebirge und tatsächlich anders laufende Flüsse eingezeichnet sind, die sich z. T. auch noch auf den russischen Karten finden. Bei der mangelhaften chinesischen Kartenaufnahme hätte man also dem dunkel begründeten Mythos der Volkserzählungen Rechnung getragen.

Many Insects! Ehe wir ins Quartier kommen, machen sich meine Soldaten noch einmal bemerkbar. Am frühen Nachmittag wollten sie die Spitze der Arbenkarawane schon einmal zu einigen abseits vom Wege liegenden Fangdsen (Häusern) abdrehen, um dadurch einen Tag mehr für die Reise herauszuschinden. Stötzners Drohung, ihnen dann das zugesagte Trinkgeld nicht zu zahlen, hatte sie davon abstehen lassen. Wo ich sie nun aber von meiner als Lumpensammler am Schluß fahrenden Arbe an einer steilen Wegstelle herunterschmeiße, wollen sie wieder kehrtmachen. Doch eine wenig liebevolle, deutsche Ansprache überzeugt den Kutscher, und so müssen auch meine soldiers, deren Sachen samt Gewehren auf dem Wagen liegen, wohl oder übel mitkommen. Am Koloho, einem Nebenfluß des Nonni, wo am anderen Ufer Purgalitun liegt, müssen wir die Arben abladen und zurückgehen lassen, weil die sonst bequeme Furt bei hohem Wasser unpassierbar ist. Das Übersetzen in einem kleinen Kahn nimmt viel Zeit in Anspruch, so daß wir erst bei sinkender Nacht zur Ruhe kommen.

Vielleicht war es gut, daß wir erst bei Dunkelheit in unsere Herberge gekommen sind. Da es am nächsten Tag in Strömen gießt, können wir sie auch noch eine Nacht genießen, diese nach der Aussage der Soldaten beste Fangdse des Ortes. Als Haus ist es das übliche: Links die gute Stube, in der Mitte der Eingangsraum, zugleich Küche, Vorratsraum usw., rechts die Leutestube. In beiden Stuben läuft an 3 Seiten an den Wänden entlang ein stuhlhoher, knapp 2 Meter breiter Sitz-

und Liegeplatz, der Kang, mit Strohmatten belegt, die zu dem übrigen die Möglichkeit weiterer Schmutzansammlung geben. Hier spielt sich das ganze Leben tags und nachts ab. Stühle gibt es ja nicht, der Mittelteil der Stuben bleibt frei zur schnellen Beseitigung alles Überflüssigen. Da ist der allgemeine Spucknapf, in den auch Tee- und Speisereste geschüttet werden. Der Kang, diese teuflische Angelegenheit, ist nun auch noch Sommer und Winter, bei 30° Kälte und bei der gleichen Hitze irrsinnig geheizt: der Abzug der Herdfeuer im Mittelraum geht durch den ganzen Kang in die besonders neben dem Haus zu beiden Seiten stehenden Kamine. Diese rationelle Wärmeausnutzung ist im Winter ganz schön. Aber im Sommer? Man wird förmlich gebraten, als ob es nicht sowieso schon heiß genug wäre.
Dafür fühlen sich auch die ständigen Bewohner des Kangs besonders wohl. Wie sagte Minister Yü? Keine Herberge ohne many insects! Flöhe, Läuse, Wanzen und Schwaben. Dazu Fliegen von ungeahnter Vielfältigkeit und Mücken.
Um unsere Freude zu erhöhen, bleiben wir nicht etwa allein in dem Kangzimmer mit unserem umfangreichen Gepäck. Ein altes Faktotum rührt sich Tag und Nacht nicht vom Kang. Dazu kommt der Hauswirt mit einigen Frauen und Kindern und wechselweise Nachbarn, auch unsere soldiers. Sie beobachteten haarscharf, wie die europäischen Wundertiere essen, sich ausziehen, anziehen, waschen, schlafen. Jede Bewegung wird verfolgt und besprochen. Besonders der Alte will nicht schlafen, ehe wir alle schnarchen; und morgens ist er vor dem ersten von uns auf dem Horchposten. Noch fühle ich mich auch gegenüber Frau Stötzner einigermaßen geniert bei unseren unbeschreiblich komischen Familienidyllen. Erst die Damen, dann die Herren oder auch umgekehrt. Ich habe mir auch noch die Hose zerrissen, und Frau Stötzner muß sie flicken. Nun ja, wir haben nun einmal nur den einen Raum. Damit hat das Genieren seine Grenze. Auch an die Kangverhältnisse mit allem Drum und Dran haben wir uns nachher gewöhnt. Während ich noch einmal überflüssigerweise den Kavalier markieren will, einige zudringliche Chinesen hinausbugsiere, als sie sich zu stark für Frau Stötzner interessieren, und dafür von dem tödlich in seinem heiligen Recht auf Neugier verletzten Hauswirt mit dem gemeinsten Fluch bedacht werde, bringt Frau Stötzner uns auf den einzig möglichen Weg des Humors, der uns bis zum Schluß geholfen hat. Wie ihr Mann zur festgesetzten Stunde sich noch müde fühlt, straft sie ihn mit dem von nun an geflügelten Wort im extra stark aufgetragenen Sächsisch: „Du bist mer e scheener Exbedizionsvorschtand!"
Hier bekomme ich auch einen Begriff von mandschurischer Fäkalien-

verwertung (wen es geniert — es ist wirklich nur für Nervenstarke —, den bitte ich, diesen kulturhistorisch zur Erklärung vieler anderer Dinge unentbehrlichen Absatz zu überschlagen): Der ganze Hof dient dem Unrat. Auf seine Fortschaffung sind die geschundenen und verschüchterten Hunde in eifriger Konkurrenz mit den chinesischen schwarzen Schweinen dressiert, bei denen so an Futter gespart wird. Jetzt erst begreife ich, warum „Schwein, schwarzes!" eine so schwere Beleidigung ist. Aber nur „Schwein" — bezogen auf unser freundliches europäisches Schwein — werde ich nie wieder als Beleidigung empfinden; einem China-Reisenden, abseits der großen Fremdenstraßen, dünkt es ein Ehrentitel! Dabei muß man sich die erwartungsvoll-aufdringlichen Schweine und Hunde noch mit dem Knüppel vom Leibe halten. Und gierig schmatzend stürzen sie drauf, sobald man einige Schritte weitergeht! Ist, auch auf dem Kang, bei einem Kind etwas passiert, so wird ein Hund gerufen. Heitere Hygiene!

Sumpf und Gewitter. Wir sind froh, daß es mit neuen Arben weitergeht. Da der Weg, d. h. die mehr oder weniger eingefahrene Spur, schlechter wird, z. T. ganz verschwindet, wo nun der chinesisch besiedelte Teil aufhört, ist das Gepäck auf 9 Arben verteilt, die sich in der Karawane oft auf einen Kilometer weit auseinanderziehen. Wieder haben wir die schöne Steppenfahrt durch die leichten Hügel, die in herrlichem Blumenschmuck zwischen dem saftigen Grün der Zwerghaselnuß prangen. Wie ich so oben auf der schwankenden Arbe sitze und döse und mir die Fliegen wegwedle, geht wieder Regen los, der sich zum Platzregen steigert, als wir in den Niederungssumpf des Molo ho heruntersteigen. Die Kutscher treiben die Pferde zur Eile, um am Fährhaus ins Trockene zu kommen. Dabei ist im Augenblick die Arbe Stötzners bis zu den Achsen festgefahren und drum herum steht fast knietiefes Wasser. Michael kommt hilfsbereit in seinen Kanonenstiefeln, um Stötzner ins Trockene zu holen, mit dem Erfolg, daß gleich beide der Länge lang im Sumpfwasser liegen. Als schließlich diese Arbe heraus ist, bricht an einer anderen ein Rad. Aber im Fährhaus Nitschü ho wird die neue requiriert.

Die Fangdse Nitschü ho liegt am Molo ho kurz oberhalb der Einmündung des Nitschü ho, der nach den Karten unmittelbar in den Nonni entwässern soll, während tatsächlich der Molo ho ihn aufnimmt und erst in weiter Ferne in den Nonni mündet. Jenseits des Molo ho, den wir in einer Furt gerade noch durchfahren können, beginnt die Bergsteppe, scharf durch das weite Flußtal abgegrenzt, mit flach ansteigenden Erhebungen von 50—300 m. Auch das

ist kein eigentliches Bergland. Auch hier wieder die Formen der Reliquienberge, die z. T. im Tal zusammenhanglos herumstehen. Charakteristisch ist fast überall in der Bergsteppe der lichte Baumbestand auf dem oberen Teil der Hänge und den Höhen. Nach unten zu sind es meist Weißbirken, während nach oben die Schwarzbirken, ein typischer Baum der mandschurischen Bergsteppe, der fast wie Birnbaum wirkt, überwiegen. Dazwischen stehen einige Eichen und Linden. Nirgends aber ist der Baumbestand alt. Hochwald nach unseren Begriffen ist eine Seltenheit, die wir nur einmal getroffen haben. Es ist eigentlich nur lichter Busch mit wenigen höher aufgeschossenen Weißbirken dazwischen.

Wie wir nach rund 33 km nördlichen Marsches ab Purgali tun — das wieder 48 km nordnordöstlich Mergen liegt — die letzten Hänge von der Bergsteppe nach Osten in die Molo ho-Ebene die 3 km zum Solonendorf Haritun hinunterfahren, setzt Regen ein, aus dem sich schnell ein schauerliches Gewitter entwickelt. Es schüttet aus Kübeln, großer Hagel dazwischen. Nur wenige Blitze zucken aus den rabenschwarzen Wolken. Aber schrill beginnt der Donner und hallt lange dumpf und grollend wie das Gebrüll eines gigantischen Stieres durch das weite Tal. Das ist der Empfang, den uns die mandschurischen Götter im eigentlichen Forschungsgebiet bereiten!

Dazu haben die Kutscher in bebender Angst die Überlegung verloren. Ging es sonst in einem gleichmäßigen Schritt mit einem Durchschnittstempo von 5 km in der Stunde, so wird jetzt eine schnellere Gangart angeschlagen. Ich greife mir den nebenherlaufenden Putti und wickle ihn in Mantel und Öltuch. Aber mit dem ersten Donnerschlag hauen die Kutscher wie toll auf die Pferde ein, so daß alles einigermaßen regellos im Galopp davongeht. Die Sachen sind wenigstens gut angebunden; es fliegt also nichts herunter. Aber bei dieser wilden Jagd durch Löcher, über Baumstämme und Felsblöcke galoppiere ich mehr über als auf der Arbe. Auf meinem linken Arm unter meinem vorgebeugten Oberkörper kauert Putti, während ich mit der Rechten den Mantel im Sturm um ihn zusammenhalte. Doch es hilft nichts: Ich bin durch und Putti auch und dazu die Sachen bis in die letzte Kofferecke samt allem, auch dem bereits exponierten Photomaterial. Vorläufig müssen wir erst einmal dafür sorgen, daß wir nicht von der Arbe fliegen. So geht es bei Kanneguß im Karacho nach Haritun hinein, in unser Standquartier.

Haritun

Gleich bei der Ankunft fällt der Unterschied in der äußeren Haltung zwischen Chinesen und Solonen auf. In Erinnerung an den vorjährigen Besuch Stötzners bietet unser künftiger Freund Kuan djäng hei zum Gruß die Hand und verzichtet auf die unter Chinesen üblichen förmlichen Verbeugungen mit vor der Brust aneinandergelegten Fäusten. Er gibt sich auch mit kurzen Erklärungen Stötzners über uns andere zufrieden und platzt nicht gleich vor Neugierde. Wir werden in die für uns allein eingeräumte gute Stube gebeten — das Haus ist in der chinesischen Art dreiteilig gebaut —, wo man uns aus den nassen Sachen hilft. Stötzner hatte uns brieflich angekündigt, und die Solonen hatten wochenlang schon für unsere Ankunft vorgesorgt und uns so einen in seiner Art rührenden Empfang bereitet. Man hat nicht nur die Kangstube ausgeräumt und blitzsauber gemacht, soweit das überhaupt geht, außerdem auch einen Teil des als primitives Blockhaus rechtwinklig danebengestellten Vorratshauses und einen Raum in einer auf der anderen Seite daneben gebauten, schmierigen Chinesenbude, den wir nicht zu benutzen brauchen.

Wir sind auch von vornherein in die Hausgemeinschaft aufgenommen. Am anderen Morgen bringen sie uns zwei frisch geschossene Rehe, ein Geschenk, das bei dem noch in Nomadenbegriffen lebenden Solonenvolk viel bedeutet. Die Hausgemeinschaft kommt aber einer Art Kommunismus gleich. Denn wenn auch die von uns nicht gleich bei der ersten Mahlzeit verzehrten Teile zum Trocknen in die Sonne gehängt werden, so sind sie doch nach drei Tagen unter hauptsächlicher Beteiligung der Solonen aufgegessen. Wir haben ja auch nichts dagegen, daß sie sich an unseren Schätzen beteiligen; und sie tun es gern; aber, nachdem wir uns darüber verständigt haben, nicht ohne sich wenigstens nachher bei uns zu melden.

Auch die Solonen wollen die europäischen Wunderdinge kennen lernen. Aber sie haben den natürlichen Takt des Halbwilden, sie fragen und sind behutsam, sie haben einen gefälligen Respekt, der keine Unterwürfigkeit ist, und haben vor allem nicht die kindisch wirkende Zudringlichkeit und die peinliche Überheblichkeit der Chinesen. So unter-

scheiden sie sich trotz des chinesischen Einflusses immer noch vorteilhaft von den Chinesen. Sie sehen auch äußerlich freier, natürlicher und beherzter aus und sind es auch. Wie mir beim Schreibmaschinen-Schreiben, bei dem ich anfänglich förmlich umlagert bin und immer wieder bestätigt bekomme, daß es „hao" (gut) sei — im Winde die Blätter zurückschlagen, hält sie mir ein Mann vorsichtig fest. Derselbe sieht anderen Tags einen betrunkenen Solonensoldaten, der sich an der Maschine zu schaffen macht, springt auf ihn zu, beschimpft ihn und schmeißt ihn kurzerhand beiseite.

Der Alkohol, der Kaoliang, dieses Brechmittel, ist für die Solonen ein Ausdruck der höherstehenden chinesischen Kultur. Hier liefert ihn der chinesische Kaufmann, der in der Bude am Hof eine Lawka eingerichtet hat, aus der die im Dorf ansässigen und als Nomaden durchkommenden Solonen, wir nun auch, alle höheren Bedürfnisse befriedigen. Der Kaoliang ist ausgesprochen als Kulturgift importiert worden und richtet besonders bei den jungen Leuten offensichtliche Verheerungen an. Noch schlimmer muß es mit dem Opium werden, dessen indolent machende Wirkung bereits an dem jungen Ortsbeamten zu sehen ist, der das Amt von seinem im Winter verstorbenen, prächtigen Vater geerbt hat.

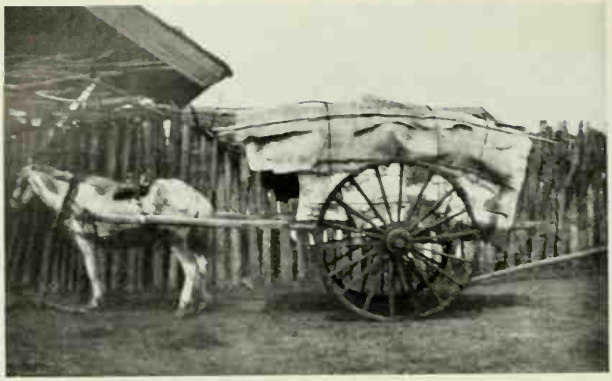
Gewehr, Pferd, Reh und Birkenrinde.

Im Gegensatz zu den Chinesen allerdings ist bei den Solonen die Frau das Arbeitstier. Der Mann lebt in erster Linie auf dem Kang und schläft, dann auf der Jagd im Wald und auf der Steppe, wobei kaum anderes als Rehe und gelegentlich Wildenten geschossen werden. Nicht einmal ein guter Schütze ist der Solone dabei. Er schießt fast ausschließlich mit Auflegen des Gewehrs auf eine Gabel, die aus zwei zusammengebundenen Ästen besteht und schnell auf die Erde gestellt werden kann. Bei freihändigem Schießen habe ich auf der ganzen Reise keinen Treffer gesehen. Der Solone geht, genau wie der Chinese, den er im übrigen verachtet, nicht gerade vorsichtig mit Waffen um; aber im Gegensatz zum Chinesen hält er die Waffen in Ordnung. Meist sind es ehemals deutsche Karabiner des alten Systems 88, die über Japan gekommen sind, und russische Gewehre. Geht bei den Chinesen das Hauptgespräch um Geld und Opium, so bei den Solonen um Gewehre, Munition und Schießpulver, die immer fehlen und nie genug da sein können. Darum hat Stötzner auch unter den Gastgeschenken Schießpulver; dazu verspricht er Kuan djäng hei seinen viel bestaunten Jagdkarabiner für die Erfüllung unserer Wünsche. In diesem Jahr freilich ist Mangel an Schußwaffen, weil unser Wirt einige verkauft hat, um

Das Haus Kuan djäng heis, ein Palast (Zu Seite 63)

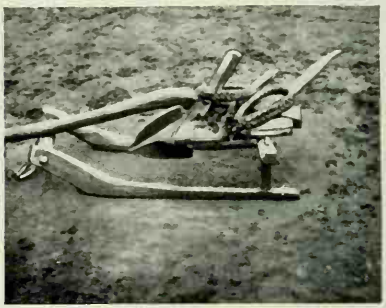
Zeltsolone mit Gewehr und Gewehrstütze
(Zu Seite 64)

Solonenpferde am Rauchfeuer zum Schutz gegen Fliegen
(Zu Seite 163)

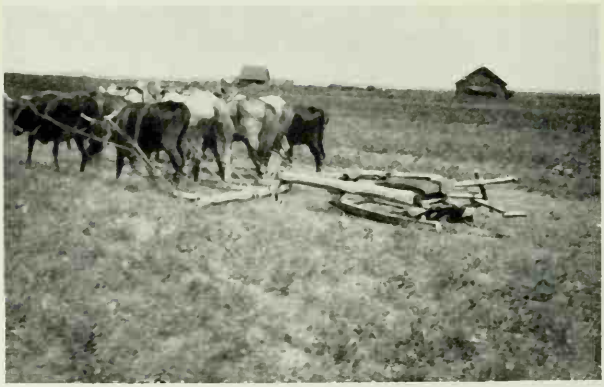


Solonische Arbe mit Birkenrindendach (Zu Seite 66)

Bunte Schweinerei
(Zu Seite 70)



Der Jahrtausende alte chinesische Pflug
(Zu Seite 71)



Gespann mit 5 Pferden und 5 Ochsen (Zu Seite 71)

sich als erster Solone — kaum faßlich — ein Auto, einen alten kleinen Ford, zu kaufen. Er hat ihn allerdings wegen der nicht endenwollenden Regenzeit noch nicht herbringen können und wird ihn auch nur im Winter benutzen können, weil nur dann die Wege und Furten mit Sicherheit passierbar sind; aber dann will er mitten durch die Unwegsamkeit einen Autoverkehr von Mergen über Purgali tun und Haritun nach den Golominen einrichten. So will er sich, der vor zehn Jahren noch Nomade war, das Geld zur Neubeschaffung von Waffen verdienen, wenn er nicht vorher schon welche erwischen kann!!

Dann liebt der Solone das Pferd, das er auch verhältnismäßig gut behandelt, wie er als Naturmensch überhaupt nicht so ein Schinder ist. Dem Chinesen sind ja Mitleid und Barmherzigkeit unbekannte Begriffe. Er ist allen Tieren gegenüber grausam und empfindungslos, ohne sich der Quälereien auch nur andeutungsweise bewußt zu werden. So sind die solonischen Pferde auch in der Arbeit besser als die ganz ähnlichen Tiere der Chinesen. Die besten chinesischen Pferde habe ich in Purgali tun gesehen, wo reguläre Pferdezucht betrieben wird. Das dahurische Pferd, das weiter nach Süden allein zu finden ist, ist ein kleines kurzes Tier mit dickem Leib und rundem Kopf, für schwere Lasten nicht zu brauchen und nicht besonders ausdauernd, aber auch nicht verwöhnt. Der in freier, unsystematischer Steppenzucht großgewordene Schlag von Purgali tun, der auf den üppigen Niederungsweiden gut bei Futter ist, ist ein etwas längeres Tier, das bei größerer Ausdauer gegen jedes Wetter unempfindlich ist. Das Solonenpferd ist nicht so dickleibig, etwas länger und hat auch einen schmaleren, oft fast trockenen Kopf. Entsprechend hat es höhere Leistungsfähigkeit und unter den schwierigsten Verhältnissen eine bewundernswerte Ausdauer. Die Futteransprüche sind minimal; in der Regel sucht das Pferd sich in der Nacht oder an Ruhetagen sein Futter allein in der Steppe, in die es mit ganz kurzen Fußstricken an den Vorderfesseln — die nur ein grotesk wirkendes Hopsen erlauben — hinausgetrieben wird. Da ist unbedingte Wetterfestigkeit selbstverständlich. Aber wie bei allen Pferden, die letztlich auf mongolischen Ursprung zurückgehen, fehlt jede Weiträumigkeit des Schrittes. Im Zug mag das noch gehen; im Trab ist ein ewiges Zuckeln die notwendige Folge, während der Galopp schon darum riskant ist, weil das kleine, kurzgestellte Tier gar nicht dazu kommt, erst einen „gestreckten Galopp" hinzulegen. So legen die Solonen auch keinen Wert auf besondere Reiterkunststücke. Gesattelt wird das Pferd, dessen Schweif und Mähnenhaare nicht gestutzt werden, mit einem einfachen, harten Holzsattel, ähnlich dem mongolischen.

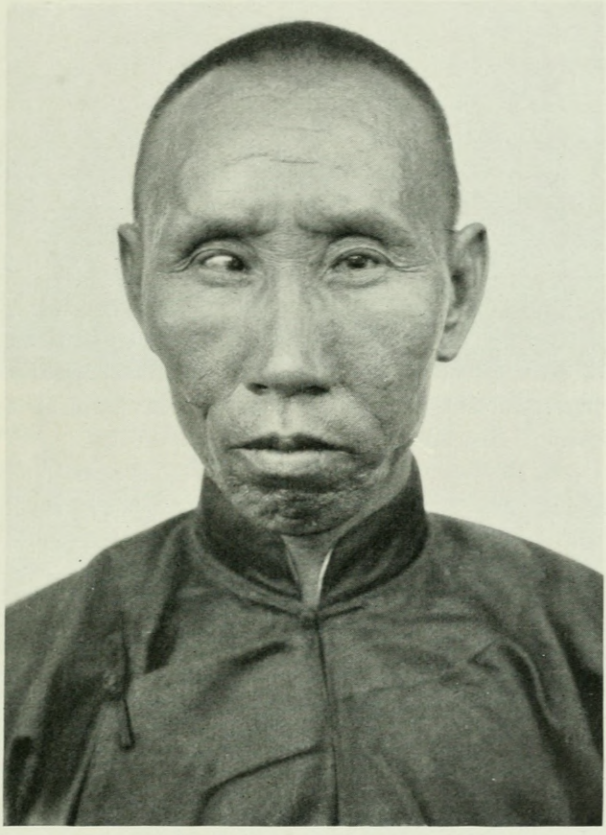
Allenfalls hilft der seßhafte Solone noch bei der Frühjahrsbestellung, überläßt aber alle sonstige Feldarbeit, auch die Opiumgewinnung, den einzelnen chinesischen Arbeitern, den dahurischen Knechten und den Frauen. Er geht auch mal auf den Fischfang, selten mit der Angel, meist mit einer dreizackigen Gabel, die an das Neptunszepter erinnert, mit der er bei Nacht im Scheine einer Birkenrindenfackel in niedrigem Wasser lanciert, während das Greifen mit der Hand unbekannt ist.

Die wichtigste Wirtschaftsarbeit ist noch das Einbringen von Birkenrinde. Mit ein paar Kniffen hat man die Sache bald heraus: Die Rinde wird erst senkrecht mit dem Beil angerissen, dann mit vier Hieben an der Rißstelle wagerecht angeschlagen und, unter fortgesetztem leichtem Nachschälen mit dem Beil, in der gewünschten Größe mit der Hand losgetrennt. Richtet sich die Breite nach dem Stammumfang, so sind Längen von 1 m keine Seltenheit, falls die Rinde gleichmäßig genug gewachsen ist, was aber im Gegensatz zu unseren Weißbirken recht oft der Fall ist. Der Birke selbst schadet das Schälen zunächst nichts. Auch wenn rundherum bis aufs Holz durchgeschält wird, lebt der Baum weiter, so daß die Bäume oft mehrmals, wenn auch nicht an derselben, nur rauh vernarbenden Stelle, geschält werden, damit freilich dem vorzeitigen Absterben verfallen.

Auf der Birkenrinde beruht zum einen Teil die solonische Eigenkultur, zum anderen auf dem Reh. Aus Birkenrinde wird alles nur irgend Denkbare für den Hausbedarf verfertigt, alle möglichen Schalen, Gefäße, Flaschen, Kultgegenstände usw. Und die anderen Dinge, soweit sie nicht, vor allem bei Kleidern, durch den chinesischen Import verdrängt werden, liefert das Reh: Leder für alle Verwendungszwecke, Kleider und Mäntel — aus Sommer- oder Winterpelz, je nach der Bestimmung verschieden verarbeitet —, Fäden zum Nähen und Stricke. Es ist kaum auszudenken, was alles mit unendlicher Geduld und Mühsal aus Birkenrinde und Reh sich herstellen läßt!

Kuan djäng hei, unser guter Freund.

Die seßhaften Solonen wollen in der jungen Generation, stark unter dem Einfluß der Pflichtschule, Chinesen werden oder doch als Chinesen gelten, um nicht von den echten Chinesen über die Achsel angesehen zu werden. Wie weit ihnen die Chinesen den Gefallen tun, ist eine andere Sache. Bei der älteren Generation und bei den Zeltsolonen, die noch nomadisieren, ist es anders. Diese sehen in den Chinesen ihre einzigen Feinde, die das Wild vertreiben, die Jagdgründe in Besitz nehmen und als Kaufleute die Solonen betrügen. So



Kuan djäng hei im chineſiſchen Iſchang (Zu Seite 66)

Haritun: Das Dorf am Bach. Links am Hang der Heilige Hain

(Zu Seite 79)

Am Bach. Links unser Standquartier, rechts neben der Arbe mein Zelt

(Zu Seite 73)

sind lediglich aus einer Art Nationalhaß bis in die letzte Zeit hinein Chinesen um die Ecke gebracht worden.
Aber das hält den Chinesierungsprozeß nicht auf, da jeder Solone im Chinesen das höherkultivierte Wesen sieht und sich bemüht, es ihm gleichzumachen. Die Chinesen verstehen es auch, durch eine geschickte Belohnungstaktik tüchtige und einflußreiche Solonen auf ihre Seite zu bringen. Das typische Beispiel dafür ist unser Wirt Kuan djäng hei, der uns gleich als „hao pang you" (guter Freund sein) begrüßt und auch schnell unser guter und zuverlässiger Freund wird, dem wir viel an dem Gelingen der Expedition zu verdanken haben.
Kuan ist gewiß kein hübscher Mann; ein altes Augenleiden, das ihn stark schielen läßt, hat zusammen mit schweren Verletzungen sein Gesicht entstellt, so daß die Backenknochen noch schärfer als sonst hervortreten und die Augen in tiefen Höhlen aus dem Hintergrund zu lauern scheinen. Aber er ist beherzt und energisch. Sein bereits verheirateter Sohn sieht dazu auch stattlich aus. Kuan also war früher auch Zeltsolone, einer von den unternehmenden, die auch einmal auf ein Jahr in die nördlichen Berge am Alchuri Alin zum Holzfällen gehen oder irgendwo Fischfang im großen betreiben. Eines Tages, als er auf der Jagd ist, wird sein Zelt von zehn Solonen-Chungchuzen überfallen, die Frau vergewaltigt und gebunden und alle Wertgegenstände, Fischnetze und dergleichen, Objekte im Werte von 2000 Mark, gestohlen. Kuan, allein, macht sich sofort nach der Rückkehr von der Jagd auf die Suche nach der Bande und kann einen Teil auch stellen. Er hat nichts als eine Mauserpistole bei sich, weiß die aber zu handhaben. Zwei schießt er ab, einen macht er, wie er sich geheimnisvoll und ohne jede weitere Andeutung ausdrückt, „unschädlich", den, der die Frau vergewaltigt hat, und drei nimmt er gefangen und bindet sie auf seine Arbe. Der eine von den dreien kann auf dem Transport entwischen. Die beiden anderen liefert er in Mergen ab, wo sie nach Recht und Gesetz hingerichtet werden.
Die Chinesen aber lassen sich diese Gelegenheit nicht entgehen, wo sie einmal einen Mann vor sich haben, der mit den Räubern fertig zu werden versteht; sie machen ihn zum Offizier, geben ihm die Möglichkeit, sich in Haritun seßhaft zu machen, und haben ihn inzwischen zum Oberleutnant befördert. So sind wir jetzt, Stötzner, er und ich, drei Offiziere von der gleichen Charge im Ort, und Kuan ist stolz darauf, Europäer im gleichen militärischen Rang als Freunde bei sich zu sehen. Stolz ist er natürlich auch auf seine Taten und ist mit seiner Familie und seinem weitreichenden Einfluß für China gewonnen, wenn er sich auch noch des Unterschieds zwischen Chinesen und So-

lonen bewußt ist und sein solonisches Volkstum im Herzen bewahrt hat. Als Solonenoffizier hat er einen großen Militärbezirk unter sich, in dem er für Ordnung zu sorgen hat und mit den solonischen und chinesischen Zivilbeamten gleichberechtigt ist. Er hat es auch geschafft, daß sich in seinem Bezirk die Chungchuzen nicht mehr hervorwagen. Ihm unterstehen 22 Solonensoldaten, die nicht etwa in Haritun zusammengezogen sind, nicht einmal alle einen festen Wohnsitz haben, zum Teil zwei, drei Tagereisen weit weg sitzen oder noch als Zeltsolonen durch die Wildnis streifen. Aber was macht das bei der Menschenleere des inneren Amurbogens, wo ein Nachbar vom andern mitunter 100 km und mehr entfernt ist und sich doch als Nachbar fühlt wie bei uns die Leute, die nur durch einen Zaun getrennt sind. Jeder ist doch eigentlich ständig über alles unterrichtet, was im Umkreis von 100 bis 200 km sich ereignet, was in jeder einzelnen Fangdse vor sich geht, was der oder jener Zeltsolone treibt. So können die 22 Solonensoldaten unter ihrem Chef in Haritun schon für Ordnung sorgen, ohne daß sie sich groß anstrengen müssen. Man kann sie etwa, auch ihren Funktionen nach, unseren Landjägern vergleichen. Jeder Soldat erhält einen Sold von 40 Mark im Monat und hat sich dafür selbst mit Waffen, Munition und sonstiger Ausrüstung zu versorgen. Jede Solonenfamilie hat dafür im Jahr 10 Mark an den zuständigen solonischen Verwaltungsbeamten abzuführen. Es ist nur selbstverständlich, daß Kuan djäng hei schon wegen der leichteren Versorgung und um des Ansehens willen seine Truppe zum großen Teil aus seinen männlichen Verwandten zusammengesetzt hat.

In anderen Solonenbezirken ist es mit der Ordnung noch nicht so weit wie im Bezirk Haritun. Kuan djäng hei ist dieser Tage erst aus Aigun am Amur zurückgekommen, wo der Chef der Solonen im nördlichen Teil der Hei lung kiang-Provinz seinen Sitz hat. Dort waren die Militärbefehlshaber zusammengerufen worden, um der Aburteilung einiger Chungchuzen beizuwohnen. Es war eine Bande von sieben Räubern, die alle erschossen wurden. Die beiden Rädelsführer sind vorher einige Tage lang ausgepeitscht worden. Das ist zurzeit das Hauptgespräch in der Steppe.

Das Land ohne Kühe. In Haritun sehen wir zum erstenmal Rindvieh in der Herde, das nicht als Zugvieh benutzt wird: ein kleines schwaches Rind mit auffallend kleinem Euter und entsprechend ganz geringer Milchleistung, obwohl auf den üppigen Steppenwiesen eine hervorragende Viehzucht getrieben werden könnte.

Dafür ist das Vieh aufs äußerste abgehärtet, sucht sich auch im Winter sein Futter draußen unter dem im allgemeinen nicht über 30 cm liegenden Schnee. Nur für die schlimmsten Tage macht der Solone im Herbst etwas Heu. Dabei muß man die klimatischen Verhältnisse berücksichtigen. Der Amurbogen liegt etwa in der gleichen Breite wie Deutschland, hat aber ein ausgesprochenes Kontinentalklima, das noch ungünstiger ist als in Mittelsibirien. Die durchschnittliche Jahrestemperatur ist unter Null. Geht es im Sommer um 40° Hitze, so im Winter zu 35° Kälte. Der Winter herrscht von Anfang Oktober bis Ende April; als Übergangszeiten sind nur die Monate Mai und September zu rechnen, die noch bzw. schon Frost und Schnee bringen. Der Frühjahrsregen dehnt sich bis in den Juni aus, mitunter, wie in diesem Jahr, noch länger, ohne daß dadurch der Hitze Abbruch getan wird. Das Vieh bedarf unter solchen Verhältnissen schon einer gewissen Pflege, um gut zu gedeihen. Die Solonen sind zu primitiv dazu; immerhin machen sie den Versuch, allerdings nur die seßhaften Solonen, während die Zeltsolonen auch bei Pferden den bequemeren Zukauf vorziehen. Die Dorfsolonen haben dann noch das kleine schwarze chinesische Schwein, Hühner und Hunde, die sogar gelegentlich richtiges Futter bekommen, allerdings nur als Wachhunde, nicht auf der Jagd Verwendung finden. Auch die Katze hat ihren guten Platz und kann sich reichlich von Mäusen und Ratten mästen. Schafe habe ich lediglich in einem mandschurischen Dorf bei Aigun gesehen, wo auch der russische Einfluß von jenseits des Amur mitsprechen mag.

Sonst aber gibt es in der Nordmandschurei keine Viehzucht im europäischen Sinne, so einfach sich das bei dem üppigen Weidegang im Sommer und der bequemen Futterwerbung für den langen Winter durchführen ließe. Dem gefühllosen und grausamen Chinesen fehlen eben alle Voraussetzungen für die Pflege von Tieren. Gibt es schon mit Menschen kein Mitleid, lacht man über jedes Unglück, belustigt man sich köstlich über das komische Aussehen eines Toten, so kann man erst recht nicht die Liebe zum Tier aufbringen. Das Tier ist auch für den chinesischen Bauern nur ein notwendiges Übel, mit dem man sich lediglich die gar nicht zu vermeidende Arbeit macht. Entsprechend wenig Vieh gibt es und danach sieht es auch aus.

Typisch dafür ist die Schweinezucht, über die ja bei der Fäkalienverwertung schon einiges gesagt ist. In den letzten Wochen vor dem Schlachten kommen die Schweine allerdings in kleine Buchten mit einer Art Hundehütte drin und werden hier nachgemästet. Es sind meist die kleinen schwarzen Tiere mit merkwürdig gesenktem und nach unten

auseinandergewölbtem Leib, der oft richtig die Erde berührt. Vollausgemästet werden die Tiere nicht, haben also auch wenig Fett. Das Fleisch unterscheidet sich im Geschmack kaum von dem anderen Schweinefleisches. Daneben ist aber alles mögliche an Schweinerassen zu finden. Die bunteste Schweinerei bot ein Hof, auf dem einen Monat alte Ferkel herumliefen, von denen einige ganz schwarz, einige weiß, einige „schwarzbunt", einige „weißbunt", einige weiß mit dem Wildschweinstrich auf dem Rücken und eins sogar in der richtigen Wildzeichnung waren. Alle aber haben den spitzen Kopf mit der eklig fletschenden Schnauze des schwarzen Schweins.

Für den Fremden ist es rätselhaft, wie sich die Ochsen fortpflanzen, die man in allen größeren Betrieben als Zugtiere sieht. Kühe und Bullen sind nicht zu sehen. Die Mandschurei ist das Land ohne Kühe. Das Geheimnis ist bei der Untüchtigkeit des normalen Bauern zur Aufzucht, daß sich damit nur einzelne Spezialbetriebe beschäftigen, soweit das Rindvieh nicht aus Rußland und der Mongolei herüberkommt oder im kleinsten Umfang von Solonen oder Mandschus stammt. Die Ochsen sind schmale, mittellange Tiere mit einem auffallend hohen Widerrist. Dabei schmeckt das Rindfleisch nach Hammel und umgekehrt. Milch jedenfalls gibt es nirgends, nicht einmal Pferdemilch bei den nomadisierenden Solonen. Als seltene und teure Delikatesse kann man so etwas Ähnliches als Pflanzenprodukt bekommen. Es ist ein Erzeugnis aus der Verarbeitung der Sojabohne, der mandschurischen Universalfrucht, aus der auch Öl bis zum angenehmsten Olivenöl, pikante Sauce, ein margarineähnlicher Aufstrich und dergleichen gewonnen wird.

Steppenlandwirtschaft. Nun ja, die Mandschurei ist das klassische Land der Sojabohne, der Ölfrucht, die auf dem Weltagrarmarkt schon eine kleine Revolution verursacht hat, wenn sie auch schwer mit Erdnüssen und einheimischen europäischen Ölfrüchten zu kämpfen hat. Im Süden der Provinz ist Soja zusammen mit Kao liang und Mohn die vorherrschende Frucht; sie wird hier auf den Versuchsbetrieben der Ostbahn annähernd mannshoch, zeigt aber auch draußen in der Steppe, wo sie bis Mergen vorherrscht, einen außerordentlich üppigen Wuchs, der dem erstklassigen Boden und dem Treibhausklima entspricht. Über Mergen hinaus wird der Anbau seltener, weil das Klima nicht mehr ganz so gut, vor allem aber der Verkauf, weitab von Bahn und Fluß, fast unmöglich ist. Dem Mohn bleibt überall der beste Boden vorbehalten. Dann kommt Kao liang, die große mannshohe rote Hirse, die mit dem auch vorhandenen

Mais große Ähnlichkeit hat und den scheußlichen Schnaps liefert. Das Hauptnahrungsmittel ist die kleine gelbe Wasserhirse. So gut wie alle mitteleuropäischen Früchte sind vertreten vom Weizen bis zur Kartoffel, nur nicht Roggen, weil der Chinese nur Weißbrot ißt. Sehr viel Hanf sieht man; besonders im Süden feldmäßig angebaut Zwiebeln, das lang aufschießende chinesische Weißkraut, Gurken, Buschbohnen, Kürbis, Wassermelonen und den roten chinesischen Rettich, der zarter schmeckt als unser Radieschen, aber doppelt faustgroß wird. Auch Tabak gedeiht bis zum Norden hinauf, wie überhaupt ohne jeden Versuch von Saatzucht oder Saatpflege alle Früchte sich dem Klima und der kurzen Vegetationsperiode angepaßt haben.

Das äußere Bild der Felder zeugt auch dort, wo sie vernachlässigt sind, von der typischen chinesischen Hackkultur. Pflanzen und gar Umpflanzen von Feldfrüchten, wie es — nicht wahr, die berühmte chinesische Umpflanz- und Spatenkultur mit säuberlicher Fäkalienverwertung — in China selbst der Fall ist, beschränkt sich auf ein paar Gärten um Tsitsihar, die die Restaurants und den Yamen versorgen; dort ist der Boden auch fein säuberlich planiert und die Wasserhaltung durch aufgeschüttete Wälle erleichert, auch Bewässerungsbrunnen mit göpelartigem Antrieb sind im Gange. Aber sonst? Düngung wäre bei dem einzigartigen Steppenhumus Verschwendung; und ist wirklich einmal ein Acker ermüdet, so läßt man ihn liegen und bricht daneben neu Steppe um. So dehnen sich die Felder, im allgemeinen südlich der Dörfer, 2, 3, auch 5 km weit. Wo es sich um ältere Kulturen handelt, besonders bei den wertvollen Mohnfeldern, ist mit der Planierung begonnen, ab und an auch zur Wasserhaltung Wall und Graben gezogen. Sonst aber werden nach dem Umpflügen mit dem breiten und schweren chinesischen Holzpflug, der als einzigen Eisenteil einen immer wieder spitz geschliffenen und geschmiedeten Keil durch den Boden treibt, alle Früchte dick und verschwenderisch mit der Hand gesät. Der Reihenabstand in dicken und dichten Reihen von 30 bis zu 60 cm ist dann ein Erfolg des immer wiederholten Verhackens. Nur bei den Feldgemüsen wird mit der Hand gehackt. Im übrigen besorgt das der Keilpflug, das einzige, überall gebräuchliche Ackergerät. Das ist die fast unausgesetzte Beschäftigung der Kulis. In kleinen Betrieben besorgt das der eine Ochse oder das eine Pferd; in den großen Steppenwirtschaften geht derselbe Pflug mit 10, auch 15 Ochsen und Pferden so lange durch die Saaten, wie die Köpfe der Ochsen und Menschen noch herausgucken. Es gibt auch andere Betriebe, bei denen im zweiten Jahr schon die umgebrochene Steppe wieder ver-

unkrautet ist, in nassen Jahren, wie diesem, Gerste und Hafer vom wilden Wuchs überwuchert werden. Aber das beschränkt sich auf die Strecken, wo schon wegen der Schwierigkeiten des Transports nur für den eigenen Wirtschaftsbedarf gebaut wird, abgesehen natürlich von dem wertvollen und leichten Opium, das in der Steppe nun einmal das Rückgrat jeder Wirtschaft ist.

Standquartier im Solonendorf

Das Solonendorf Haritun besteht aus neun Gehöften, in denen vier Solonenfamilien mit all ihrem Anhang und chinesischen und dahurischen Kulis wohnen. Unmittelbar vor dem langgestreckten Dorf fließt ein Nebenarm des gut 1 km entfernt vorbeigehenden Molo ho. Der Molo ho ist inzwischen auch bei der Fangdse Nitschü ho unpassierbar geworden; einen halben Tag später hätten wir überhaupt nicht mehr nach Haritun durchkommen können. So sind wir gleich zu Anfang im Standquartier vom Hochwasser eingeschlossen und können uns in Ruhe einrichten und Solonen-Studien treiben.

Noch haben wir die herrlichen Familienszenen im gemeinsamen Kangzimmer. Aber in einigen Tagen hat das ein Ende. Dulski, Michael und Warsenika ziehen in das Vorratshaus, Stötzners in ein großes festgeschlossenes Zelt, das, ebenso wie ein kleines luftiges Zelt für mich, in den Hof gestellt wird. Der Kang ist nun nur noch das gemeinsame Wohnzimmer, in dem sich allmählich auch die Solonen wieder einfinden. Ich habe dabei weitaus das beste Teil erwischt. Gerade weil Stötzners Zelt fest geschlossen ist, also jeder Luftzug fehlt, gefällt es darin auch dem Ungeziefer. Es regnet fast täglich; und auch Fliegen, Pferdefliegen, Mücken und Flöhe fühlen sich auf dem nassen Hof nicht wohl. So bekommen Stötzners allmählich eine erlesene Sammlung in ihr Zelt, und Frau Stötzner kann von einem Tag zum andern neue Rekorde im Flohfang buchen. Bis zum Mittagessen 50 Flöhe ist gar nichts, und dann während des Essens noch einmal ein gutes Dutzend! Dabei bin ich nur immer voller Bewunderung dafür, wie schnell Frau Stötzner die flinken Tiere weghat; ihr Angriff erfolgt im allgemeinen vom Boden aus, sie kommen aber kaum bis zum Knöchel oder allenfalls zur halben Wade, bis Frau Stötzner sie auf dem hellen Strumpf gegriffen hat ...

Da habe ich's weit besser. Der Zeltrand ist nicht auf die Erde aufgesetzt, läßt vielmehr 20 bis 30 cm Luft. Drumherum habe ich einen Graben gezogen, so daß ich auch bei dem ewigen Regen trocken bleibe. Und vor allem, ich bin nicht nur die ewige Hitze des Kangs los, ich kann auch auf alle „many insects" pfeifen. Die eine Hälfte des Zelts ist

mein „Bett“: auf vier Holzblöcke sind Bretter gelegt, darauf kommen meine Filzunterlagen, die Mäntel und das weiße Bettzeug, in dem ich genau so herrlich schlafe wie im üppigsten Federbett zu Haus. Ein bißchen hart nur, aber das soll ja gesund sein. Auf der anderen Seite des Zelts, auch auf Holzklötzen, stehen meine Koffer. Hier etabliere ich auch meine Schreibmaschine und habe mein Vergnügen daran, wie sich die anderen über schlechte Luft und alle möglichen Widerwärtigkeiten beklagen. Es ist zu luftig für das Einnisten des Ungeziefers. Nicht ein einziges Mal bin ich belästigt worden. Wenn ich abends vor dem Ausziehen zwei oder drei Mücken totschlage, ist das viel. Sobald es anfängt zu dämmern und Frau Stötzner zum Abendbrot ruft, mache ich ein kleines Rauchfeuer im Zelt aus Laub, feuchtem Holz und Papier und schließe die Vorderwand. Beim Zubettgehen wird vorsichtshalber noch einmal geräuchert, und ich verkriech mich im Bett unter dem an der Dachstange befestigten Moskitonetz. Dann kann mir keiner! Zum Morgen erwache ich von dem Singen und Schwirren der Mücken, die sich über Nacht wieder eingefunden haben. Zu Hunderten sind sie um das Moskitonetz und versammeln sich besonders zahlreich beim Kopf und den Händen, wo das Netz ein wenig tiefer herunterhängt. Eifrig balancieren sie über die Maschen, stolpern bald mit den Beinen durch und müssen ein paar Flügelschläge machen; bald stecken sie den Saugrüssel durch, um resigniert ein Loch weiter zu ziehen. So lerne ich meine Mücken kennen und kann bald zwischen allen möglichen Sorten unterscheiden. Ich studiere recht eigentlich mandschurisches Mückenleben, wobei mich vor allem die langbeinigen, blutgierigen Malaria-Mücken interessieren. Immerhin habe ich es mit dieser unerwartet lehrreichen Beschäftigung noch nicht so weit gebracht wie der deutsche Arzt Dr. von Jettmar aus Harbin, der sich eine Sammlung von 200 verschiedenen mandschurischen Mückenrassen zugelegt hat und behauptet, daß sie noch nicht vollständig wäre. Mit dem Hellerwerden verziehen sich die meisten Mücken allmählich, so daß ich schließlich in aller Ruhe noch vor dem Aufstehen die letzten in den Netzfalten fangen und zerdrücken kann. Es geht nichts über diese hundertprozentige Mückensicherung, zumal sie zu der reinsten Freude, zur Schadenfreude, den Mücken gegenüber, aber auch gegenüber den anderen Expeditionsteilnehmern verhilft.

Dann geht es heraus an den Bach zur Morgenwäsche und zur Feststellung des Wasserstandes, auf dessen Sinken wir ängstlich vom Morgen zum Abend und vom Abend wieder zum Morgen warten, damit wir die weiteren Vorstöße antreten können. Freilich, es gibt auch noch andere, die sich für mein Zeltlager interessieren. Die Solonen haben

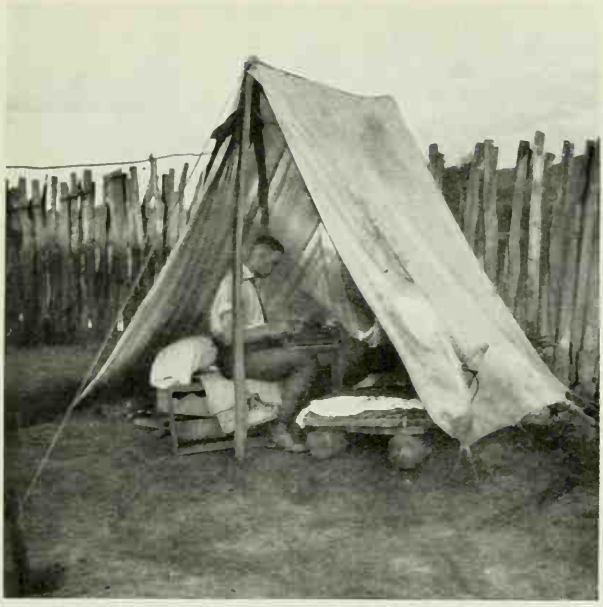
es gebührend besichtigt und in der von den Chinesen abgeguckten Art den Daumen gehoben, um ihre Anerkennung zu bezeugen. Unangenehmer schon ist das Interesse der Pferde. Wenn sie tagsüber den Kopf hereinstecken, genügt eine Handbewegung, sie wegzujagen. Doch wenn sie nachts auf dem Hof herumstrolchen, über die Zeltleinen stolpern oder auch gegen das Zelt treten, schwankt selbst mein stabiles Bett.

Die Hofhunde machen mir bei jedem nächtlichen Rundgang ihren Besuch. Hat man sich erst daran gewöhnt, daß die kalte Schnauze an einem herumstößt, so ist man nur zufrieden, daß die Hunde so besorgt um mein Wohlergehen sind. Sie sind es wirklich. Die Haritun-Hunde, diese wilden zottigen Kerle von undefinierbarer Rasse, sind weit besser als die chinesischen Hunde. Die chinesischen Hunde sind mißhandelt, gequält und geschunden, sie sind daher feige, so wild sie auch jeden ankläffen. Die Haritun-Hunde haben es auch nicht gerade gut; Sommer und Winter liegen sie draußen unter dem Gebälk des als Blockbau hochgestellten Vorratshauses. Sie halten auch bei offenem Hoftor die Pferde und Schweine im Zaum. Vor allem aber sind sie auf Menschen dressiert. Weithin hallt ihr wildes Gebell durch die Steppe, wenn sich tags oder nachts irgendwo etwas rührt. Kommt man zu einer Fangdse, so hört man längst schon die Hunde bellen, ehe etwas zu sehen ist. Und wehe, wer auf den Hof kommt, ohne einen langen Knüppel bei der Hand zu haben, mit dem er unausgesetzt um sich schlägt! Erst jetzt wieder ist ein Hund einem seit Jahren auf unserem Gehöft lebenden Chinesen, der nachts, wo die Hunde los sind, schnell auf den Hof mußte, in die Waden gefahren; einem anderen ist es in die Rückenverlängerung gegangen. Uns hat, weder in Haritun noch sonstwo, je ein Hund attackiert. Liegt das daran, daß der Hund den Rassenunterschied merkt und vor dem Europäer scheu ist? Unsere Haritun-Hunde jedenfalls haben wir am ersten Tag, als unser Hauswirt uns vor ihnen warnte, angelockt, gestreichelt und ihnen ab und an einen Knochen gegeben. So wedeln sie vor Freude, wenn einer von uns über den Hof kommt. Auch nachts sind sie sofort zur Stelle, stoßen uns mit der Schnauze gegen das Knie und wollen an uns hochspringen und lecken; aber ein Chinese oder Solone braucht nur dazuzutreten, schon hat er die Zähne in der Hose. Und wenn die Hunde nachts zu mir ins Zelt kommen, mich erst an die Füße stoßen und dann nachher zum Gesicht hin schnauben, weil das Moskitonetz dazwischen ist, so ist auch das weiter nichts als die Versicherung ihrer Zuneigung und die liebevolle Erklärung, daß sie über meinen Schlaf wachen.

Die Indianer des Fernen Ostens.

Stötzner ist eifrig dabei, die im vorigen Jahr begonnene völkerkundliche Solonensammlung zu vervollständigen und bringt allmählich alles zusammen, was an Gebrauchs- und Kultgegenständen noch solonisch ist. Derartiges Solonen-Material ist noch in keinem Museum der Welt; es handelt sich also um besonders wertvolle Erwerbungen, zumal die alten solonischen Brauchschaften vom chinesischen Zivilisationskitsch verdrängt werden, die alten solonischen Volkssitten allmählich chinesischen Gepflogenheiten weichen und dazu noch das solonische Volk zahlenmäßig im Rückgang ist. So hat Stötzner in seiner Sammlung unter anderem bereits Sommer- und Winterrehzelte, Birkenrindenschalen und -Kannen und andere Gefäße vom Kinderspielzeug bis zum 20-Litergefäß, Rehhautbekleidungsstücke und -Schuhe, Jagd- und Fischfanggeräte, Holzgötter, silbernen Frauenschmuck, Kinderwiegen und dergleichen. Dazu kommen Tausende von Schmetterlingen — unter ihnen ein neuer Apollofalter —, Vögeln und Kleintieren. Von besonderer Wichtigkeit ist die Materialsammlung für eine umfassende Solonen-Monographie, die zum erstenmal ein wissenschaftlich einwandfreies Bild des solonischen Volkes geben wird, und die Zusammenstellung der Grundlagen der solonischen Sprache.

Die solonische Sprache ist nicht so leicht und auch wieder nicht so schwer, wie wir uns vorgestellt hatten. Es ist eine erstaunlich hochentwickelte Sprache, die als reine Volkssprache ohne jede literarische oder überhaupt schriftliche Ausdrucksform weit über dem vulgären Chinesisch steht. Das Chinesische kennt nur Dingwörter, Zeitwörter und Eigenschaftswörter, dazu einige Abwandlungsformen, die angehängt werden, nämlich zur Verneinung, zur Frage, zum Befehl und zur Vergangenheit. Diese Wörter werden in der entsprechenden Zusammensetzung aneinandergereiht. Die Sprache ist so primitiv wie nur je eine, daß man sogar vulgär nicht einmal die Frage „warum" ausdrücken kann, ohne ein umständliches Wortgefüge aneinanderzureihen. Das erklärt sich natürlich psychologisch daraus, daß der einfache Chinese als Realist und Materialist gar nicht das Bedürfnis hat, etwa seelische oder sonst nicht unmittelbar in Geld auszudrückende Hintergründe aufzuklären. Dazu kommt die Schwierigkeit der Verständigung unter den Chinesen selbst, die zur Primitivität zwingt. Nach der Sprache, aber auch nach der äußeren Erscheinung sind die Chinesen weit davon entfernt, etwa ein einheitliches Volk im Sinne des deutschen zu sein. Die Chinesen gehören etwa so zusammen wie die Germanen; zahlenmäßig übertreffen sie ja die Germanen bei weitem. Der Nordchinese spricht von dem Südchinesen nicht anders als „dshung huo manse", chinesischer



Ich tippe Tagebuch (Zu Seite 74)

Meine Haritun-Hunde (Zu Seite 73)

Indianer des fernen Ostens (Zu Seite 76)

Barbar. Man stelle sich eine Unterhaltung zwischen einem Oberbayern und einem holsteinischen Bauern vor, die beide nicht Hochdeutsch können; dann hat man ungefähr die Verständigungsmöglichkeit zwischen Chinesen aus den verschiedensten Provinzen, die alle hier im Amurbogen zu finden sind und zäh an ihrem Dialekt festhalten, auch soweit sie bereits seit Jahrhunderten in der Steppe sitzen. Daher ist eine Gebärdensprache ausgebildet, die über alles uns Bekannte weit hinausgeht, aber dem Fremden das erste Erlernen der wichtigsten Ausdrücke wesentlich erleichtert. Anders läßt sich für den Europäer Chinesisch auch nicht lernen, weil die Sprache in den Lautformen und in der Tonlage soviel Verschiedenheiten hat, die sich in der raffiniertesten Lautschrift nicht ausdrücken lassen. Und doch liegt es oft nur an der Tonhöhe, ob dasselbe Wort etwa „krank" oder „Soldat" bedeutet.

Beim Solonischen ist all das wesentlich anders. Es ist eine wohllautende, wenn auch oft tief guttural ausgesprochene Sprache, die sich ohne besondere Schwierigkeiten in europäischen Lauten aufschreiben läßt. Dazu hat sie einen grammatikalischen Reichtum, der sich schon mit europäischen Kultursprachen messen kann. Man könnte also von der Sprache aus schließen, daß die Solonen ein wertvolleres Volk sind als die Chinesen; wenn man von den Charaktereigenschaften schließt, kommt man zu demselben Urteil. Das hindert aber nicht, daß die von den Chinesen geförderte Entfremdung von der Natur, die Einschleppung der chinesischen Zivilisationsgifte und das Verlassen der alten Lebensbedingungen der Nomaden zu einer Einschränkung der Kinderzahl und zu hoher Sterblichkeit, besonders der Kinder, führt. Dabei kann von Inzucht im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein. Die Versippung mit Chinesen tut ein übriges, wobei sich natürlich der minderwertigere Schlag durchsetzt. Allerdings heiratet ein Solone keine Chinesin, während umgekehrt der Chinese gern eine Solonin nimmt. Kuan djäng hei begründet das einfach und einleuchtend: „Die Solonenfrauen können arbeiten, und auch die Chinesen sind zufrieden, wenn sie eine fleißige Frau bekommen. Die Chinesenfrauen können nur auf dem Kang liegen, schöntun, schönreden, schlafen und — beischlafen."

Zum mindesten als eigenes Volkstum sind die Solonen also im Aussterben, ehe überhaupt noch recht etwas von ihnen bekannt geworden ist. Stötzners Arbeit rettet die letzten noch möglichen völkerkundlichen Aufschlüsse. Eine Verwandtschaft der Solonen und der Tungusen im allgemeinen mit den Chinesen und Mongolen besteht nicht. Sicher scheint nach Stötzners Feststellungen, die ihre Stütze in den Thesen amerikanischer Wissenschaftler finden, daß ein rassischer Zusammen-

hang mit amerikanischen Stämmen besteht. Die Verbindung über die Beringstraße ist ja niemals abgerissen. Nicht nur in der Physiognomie und im Charakter finden sich auffallende Verwandtschaften mit indianischen Stämmen, auch in den Bräuchen und den typischen Ornamenten der Gebrauchs- und Kultgegenstände. Die Verbindung dürfte von den mandschurischen Tungusen — den Mandschus, Solonen, Golde, Manäger und Orotschonen, von denen die Solonen erst in den letzten Jahrhunderten von Norden über den Amur gekommen sind, über die ostsibirischen Tungusen, die tungusischen Eskimostämme auf der früheren Länder- und Völkerbrücke über die Beringstraße zu den hellerfarbigen Indianern in Alaska und Nordamerika führen. Die Solonen jedenfalls und die übrigen Tungusen, die sich noch nicht mit den Chinesen vermischt haben, haben am ganzen Körper eine reine weiße Haut.

Eine nahezu unbeweisbare Hypothese bleibt die Vermutung der Beziehungen zu den meist ausgestorbenen weißen Indianern. Ganz ungeklärt ist auch noch der Zusammenhang mit den dunkelhäutigen Indianern. Aber allein die Perspektiven, die sich aus dieser an dem einen Ende begonnenen Forschungsarbeit Stötzners ergeben, sind interessant genug und regen zum Nachdenken über die schulmäßig gelehrte Rassen- und Menschenkunde an. Im Fernen Osten ist eine, wenigstens der Hautfarbe nach weiße Rasse vorhanden und im Aussterben, die mit unserer weißen Rasse nichts zu tun hat, die zwischen den bisher festgelegten Rassen steht, soweit man überhaupt in der Rassenkunde von feststehenden Tatsachen sprechen kann. Dabei haben die Solonen nicht das schwere schwarze Haupthaar der Chinesen, sonder das leichter fallende und feinere, dunkelblonde bis tiefschwarze Haar der Indianer. Im übrigen allerdings ist der Haarwuchs am ganzen Körper fast so gering wie bei den Chinesen; auch die Barthaare entwickeln sich nur selten weiter als bis zu einem leichten Flaum. Indianer im Fernen Osten!? Vielleicht Nachkommen der weißen Indianer? Noch sind es Thesen und Hypothesen, soviel Wahrscheinlichkeit auch vorliegt. Wenn eine Klarheit überhaupt noch geschaffen werden kann, so müßte sie das Ergebnis jahrzehntelanger ernster Forschung sein, die sich von beiden Seiten, von Amerika und von der Mandschurei, entgegenarbeitet.

Götterjagd. Naturmenschen, wie es die Solonen wenigstens teilweise noch sind, zeichnen sich durch besondere Scheu in den religiösen Dingen aus. Nur allmählich können wir uns in die Göttervorstellungen hineintasten. Schnell haben wir gemerkt, daß die Frauen vor den Göttern minderen Rechtes sind: Im Kangzimmer hängt an

der einen Seite ein chinesisches Götterhäuschen, ein Miniaturtempelchen mit einem Götterbuntdruck im Hintergrund und allen möglichen Tuchfetzen an den Seiten. Bei den Chinesen ist nichts Besonderes damit los. Hier aber dürfen die Frauen diese Seite des Kangs nicht benutzen. Auch unsere Frauen müssen sich danach richten, denken freilich nicht immer daran, was zuerst böse Blicke einträgt, bis schließlich das Götterhäuschen verhängt wird, damit die Gottheit nicht weiter beleidigt werden kann. Der Grund? „bu hao", nicht gut sein!

In jeder Stube, jeder Kammer und außen an jedem Haus hängen primitiv geschnitzte Holzgötter von 10 bis 50 cm Höhe. Auch hier ist zunächst nichts Näheres herauszubekommen, als daß es verschiedene Götter sind, von denen jeder seine engumgrenzte Bestimmung hat. Man bekommt auch chinesische Götternamen dafür genannt, wie überall die abscheulichen chinesischen Buntdrucke an der Wand kleben und bereits die primitiv-schöne Solonenkunst in Kammern und Winkel verdrängt haben. Die Bedeutung der Solonengötter gegenüber dem chinesischen Kult ist offensichtlich im Schwinden. Doch allmählich bekommt Stötzner einiges heraus.

Zehn Minuten von Haritun liegt auf einem zum Ort leicht geneigten Hang der Bergsteppe ein junger Weißbirkenhain in einer Größe von etwa 300 zu 200 m. Wild wie alles, mit Unterholz und ohne Pflege, auch ohne jedes Zeichen irgendwelcher Nutzung; nicht an einem einzigen Baum ist die Rinde geschält. Das ist der Heilige Hain. Er wird nur bei besonderen Anlässen und nur unter Führung der Priester betreten. Es ist ein Stück aus dem weiten Gebiet des Schamanismus, der primitiven Religionsübung der nomadisierenden Naturvölker Nordostasiens, die auch noch in die Seßhaftigkeit herübergenommen ist. Die Schamanen, Männer oder Frauen, die in sich die Berufung zum prophetischen Amt erfahren haben und auf Grund dieses nur von ihnen selbst erlebten Auftrages und ihrer Taten ohne jede Bestallung und Ernennung vom Volk anerkannt werden, stehen hier in hohem Ansehen und nehmen auf dem Kang den Ehrenplatz unter dem Göttertempel ein. Wie verschieden der Schamanismus und seine Ausübung ist, geht schon daraus hervor, daß die Schamanen bei den benachbarten Golde als teuflisch gefürchtet und verachtet sind und nur zum Teufelaustreiben geholt werden. Den Schamanen liegt im besonderen die Krankenheilung ob, wie sie Stötzner an sich selbst im vergangenen Jahr bei einer schweren Malaria, die auf eine für unsere Begriffe unerklärliche Weise durch einen Schamanen geheilt wurde, erlebt hat. Auch sonst werden die Schamanen zu allen besonderen Dingen, wo man Rat, Hilfe oder Weissagung braucht, herangezogen.

Bei diesen Anlässen betritt das Volk in feierlichem Aufzug unter Führung des Schamanen und seiner Gehilfen den Heiligen Hain, um den Göttern Opfer zu bringen, ihnen zu danken und ihre Hilfe anzurufen. Sonst wird der Hain nicht betreten. Die Solonen fürchten sich vor ihm, weil in ihm gute und böse Geister umgehen. Das hindert uns nicht, unsererseits in den Heiligen Hain auf die Götterjagd zu gehen. Zunächst sehen wir in der leichten Dämmerung des Busches, in dem die wenigen Sonnenflecken nur die Aufmerksamkeit ablenken, weiter nichts als dichtes Unterholz und Unkraut, zwischen dem ein paar Nattern und Ottern sich durchschlängeln. Bis wir eine merkwürdig zusammengefaltete Birkenrinde liegen sehen, die bei näherer Besichtigung einen kleinen Holzgott und einige Stoffetzen enthält. Das also gehört zu den Dingen, die im Heiligen Hain geopfert werden. So, wie die Birkenrinde halb zerfallen im Gras liegt, kann sie unmöglich von vornherein deponiert sein. So richten wir unser Augenmerk auch auf die Bäume und entdecken nun in Schulterhöhe und bis zur Reichweite des ausgestreckten Armes noch mehr dieser Birkenrindentaschen, besonders an den Rändern des Hains nach dem Dorf zu. Wir sind pietätlos genug, die größere Zahl der Göttertaschen abzunehmen und zu untersuchen; freilich an den Rändern des Hains, wo man es von draußen feststellen kann, bringen wir sie wieder an den alten Platz. Alle Taschen sind rund 30 cm lang und gut 10 cm hoch, nur selten gerundet, meist richtig als Taschen dreifach zusammengelegt. Alle Taschen enthalten Gaben für die Götter, die jeweils nach dem besonderen Anlaß verschieden sind. Meist sind Holzgötterfiguren drin, regelmäßig bunte Tücher mit aufgestickten, aufgemalten und aufgeklebten Ornamenten, die sich an den symbolischen Kampf zwischen Sonne und Drachen anlehnen, dazu noch Schriftzeichen und chinesische Götterbuntdrucke mit besonderen Hinweisen.

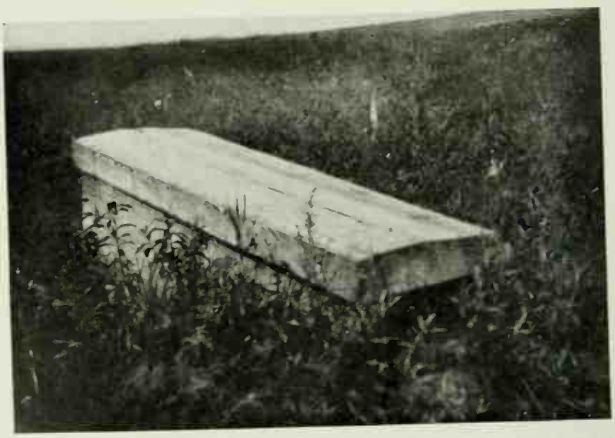
Hängt die Tasche erst, so kümmert sich kein Mensch mehr darum. Sie mag zerfallen und mag Insektennester beherbergen. Aber die Taschen gelten als heilig und unantastbar. Wir haben also mit der Öffnung und der teilweisen Mitnahme für Stötzners Sammlung eine schwere Sünde begangen, für die sich zunächst die Mücken und Pferdefliegen rächen, die uns in dichten Wolken umschwärmen. Auf die Mitwirkung der Schamanen deuten einfache Zweigsperren hin, die in Kniehöhe bei den Zu- und Abgängen der Prozession angebracht werden, damit die bösen Geister den Weg nicht finden und die Wirkung des Opfers zunichte machen. Bei der weiteren Suche finden wir schließlich noch systematisch im Kreis herumgelegte Krähenfedern, deren Spitzen nach außen zeigen. Die Federn müssen extra für den heiligen Zweck besorgt

Dr. von Jettmar verabschiedet sich von Stötzner (Zu Seite 85)

Solonischer Hausgott. Eine Holzpuppe (Zu Seite 79)

Göttertasche im Heiligen Hain (Zu Seite 80)

Solonengrab im Steppenmoraſt
(Zu Seite 81)



Der ſichere Sarg des Schamanen (Zu Seite 81)

sein, weil es Krähen nur bei den größeren Orten wie Mergen und Tsitsihar gibt.

Gräbersuche. Auf weiterer Streife durch die Steppe kommen wir auch hinter das Geheimnis des solonischen Begräbnisses. Wir kennen die merkwürdige Art der Aussetzung der Särge durch die Chinesen in der Nordmandschurei. Wir wissen, daß bei anderen Tungusen die Frau mit der Leiche des Mannes unter einer Decke schlafen muß, solange sie im Haus oder im Zelt ist. Dann muß sie zum Teil noch etwa 14 Tage am Grabe nächtigen und weiter so lange Lebensmittel bringen, bis die Leiche vermodert ist. Die Leichen werden vielfach in Holzsärgen auf Bäume gestellt, deren untere Zweige abgehackt werden, damit die Seele nicht wieder zurück kann. Die Sargträger machen beim Herausgehen Umwege, besorgen es möglichst bei Nacht, um die Seele irrezuführen. Im Zweifel hat die Seele eines Toten immer Böses im Schilde. Irgendwer hat ihr im Leben ein Leid zugefügt, das nun der Tote rächen will. Daher brechen auch die Nomaden alsbald nach der Bestattung ihre Zelte ab und ziehen nachts weiter. Bei manchen seßhaften Tungusen wird in das Haus ein Loch gebrochen und sofort nach dem Herausschaffen der Leiche durch das Loch wieder geschlossen. Solche Umstände werden gemacht, damit die Seele den trauernden Hinterbliebenen nicht gefährlich werden kann. Gelegentlich werden die Bäume auch durch Baumstämme oder Holzgerüste ersetzt.

Bei den Solonen ist es anders. Mehr war zunächst noch nicht herauszubekommen. Wir haben Glück. Nach einer halben Stunde schon finden wir in einem von Morast erfüllten Tal gleich zwei Grabstätten. Zunächst stoßen wir auf zwei dicke Bohlen, die in der Höhe des Erdbodens ruhen und durch einen Steppenbrand soweit angekohlt sind, daß ein kleines schwarzes Loch gähnt. Wie wir darin herumstochern, kommt ein Schädel vor die Öffnung. Aber gleichzeitig züngeln wütend einige Vipern heraus, so daß wir von der weiteren Untersuchung Abstand nehmen und auch auf die ohne offensichtliche Grabschändung nicht mögliche Schädelentnahme verzichten, so wertvoll es wäre, weil noch kein Solonenschädel bekannt ist und irgendein rechtmäßiger Erwerb nicht in Frage kommt. Das ist das Grab eines gewöhnlichen Solonen.

Zehn Schritte weiter steht ein schwerer Holzsarg auf dem Boden. Hier sind die unteren Bohlen angekohlt und der Steppenboden darunter noch schwarz vom letzten Brand. Auch hier verwehren uns Vipern die nähere Untersuchung. Drumherum liegen einige angekohlte Stangen.

Kuan djäng hei klärt nachher den Unterschied auf. Dies ist ein Schamanengrab. Während sonst bei den Zeltsolonen die Särge auf vier gekreuzte Stangen hochgestellt werden, kommen sie bei den seßhaften Solonen einfach auf die Steppe, werden auch ein wenig eingegraben. Nur mit den Schamanenleichen ist man vorsichtiger. Hat der Schamane im Leben besondere Kräfte zum Guten, so ist seine Seele auch zum Schlechten viel gefährlicher. Daher werden auch bei den seßhaften Solonen die Schamanensärge hochgestellt, aber auf vier senkrechte Hölzer, die also bei unserem Grab in den Morast eingesunken bzw. beim Steppenbrand umgebrochen sind.

Solonen-Justiz. Am Abend des gleichen Tages werden wir von Kuan djäng hei und dem Ortsbeamten eingeladen, einer Sitzung des solonischen Ortsgerichts und der unmittelbar sich anschließenden Vollziehung der Strafe an dem Delinquenten beizuwohnen. Es handelt sich um einen Solonen der zwei Tagereisen entfernten 11. Station zwischen Mergen und Kumashien, der tags zuvor unter der Wirkung des Kaoliang, dieses ekligen chinesischen Fusels, bei einer Schlägerei auf einen anderen Solonen mit dem Messer eingestochen hat. Andere haben das Schlimmste verhindert. Immerhin, er ist als einer der wenigen Solonenchungchuzen bekannt; man hat ihn nur noch nicht auf frischer Tat erwischen und aburteilen können. Dabei erzählt einem jeder, daß er zu einer Bande von fünf Räubern gehört, die erst vor zwei Tagen in der Nähe seiner 11. Station eine ganze neunköpfige Solonenfamilie mit Frauen und Kindern ermordet hat. Ein Solonensoldat, der eben gekommen ist, hat die Leichen gefunden. Unser Kunde dagegen ist gerissen genug gewesen, Tag und Nacht durchzureiten, um sich durch die Anwesenheit einen Tag nach dem Mord in Haritun ein Alibi zu verschaffen, gegen das niemand ankann, der nicht den genauen Nachweis zu führen vermag. Jeder schwört darauf, alle sagen es ihm ganz offen. Aber keiner wird ihn vor den Richter schleppen. Der Indizienbeweis ist — und das ist vielleicht kein Nachteil — der solonischen Justiz unbekannt.

Als wir in die Fangdse des Beamten kommen, vor der die Verhandlung in der freien Natur und öffentlich stattfinden wird, bietet man uns Tee, Opium und Zigaretten an. Während der Zigarette leisten die vorher vernommenen Zeugen die Unterschrift unter die schriftlich niedergelegten Aussagen, d. h. mangels Schreibkenntnis siegeln sie mit dem vorher in chinesische Tusche getauchten Daumen. Dieses schriftliche Anerkenntnis ist heiliger als ein Eid; gerade weil so wenige schreiben können, gilt jedes Schriftzeichen, jedes beschriebene

Stück Papier als heilig, niemand wird daran rühren oder es entwenden. So tragen auch unsere vielen Notizen dazu bei, eine gewisse Scheu um uns zu erzeugen und uns wenigstens in dieser Richtung für ein wenig heilig zu halten. In der Leutestube sitzt unterdes der Verbrecher in bester Unterhaltung bei schallendem Gelächter, wenn ihm auch schwere Eisen um die Füße geschlossen sind.

Nun kann die Szene gestellt werden: Zwei Hocker werden vor die Haustür gesetzt, für den Beamten und einen Beisitzer, die beide während der Verhandlung mit untergeschlagenen Beinen eine Zigarette nach der anderen rauchen. Dahinter, in Uniform, tritt unser Offizier, Kuan djäng hei, der offensichtlich die Strenge und Autorität vertritt. Der Beamte wirft nur gelegentlich ein Wort hin, während der Beisitzer mit zynischer Freude seine Fragen stellt und die scharfen Zurechtweisungen des Offiziers ergänzt. In den schweren Ketten ist unbeholfen der Delinquent davorgetreten, niedergekniet und hat seine zwei tiefen Verbeugungen bis zur Erde vor diesen Richtern gemacht, die er haßt. So bleibt er als Objekt der Justiz während der Verhandlungen aufrecht auf den Knien. Drumherum steht ein knappes Dutzend Solonen, die sich halblaut erzählen, rauchen, kichern und, wenn es zu langweilig wird, auch auf einen Augenblick zur Arbeit gehen. Sie kennen das Geschäft; höchstens interessiert sie die Haltung des Verbrechers. Nur der junge Kuan steht in voller Uniform mit umgeschnallter Pistole und eingestecktem Reitstock mit ernster Amtsmiene dabei.

Bis die eigentliche Sitzung beginnt, hat es angefangen zu dämmern. Der Verbrecher wird gefragt, ob er sich zu seiner Tat bekennt. Er leugnet. Ohne langen Vorhalt werden ihm 80 Hiebe zudiktiert. Der Länge lang legt er sich, ohne eine Miene in dem gefaßten, ruhigen Gesicht zu verziehen, mit dem Bauch auf den schmutzigen Boden, was allerdings auch bei der unsanften Unterstützung durch einige Zuschauer wegen der Behinderung durch die Fußfesseln einige Zeit dauert. Einer stemmt den Kopf zwischen den Händen fest auf den Boden, einer drückt die Schultern herunter und ein dritter stützt sich auf die Füße. Nun tritt der junge Kuan heran, faßt mit beiden Händen seinen gut 60 cm langen, fingerdicken Reitstock und zählt... Wuchtige Hiebe, in ganz schneller Folge, Hieb auf Hieb mit weniger als einer Sekunde Abstand; erst 40 auf den rechten Oberschenkel, dann geht er hinten herum und noch einmal dieselbe Zahl auf den linken Oberschenkel. Schon beim dritten Hieb wird die Totenstille unterbrochen; der Delinquent, diese zwar verkniffene, aber doch noch irgendwie sympathische und ehrliche Verbrechertype mit der Louismütze, die sicher mit besonderer Waghalsigkeit ihren Mann in der Wildnis steht, der Delinquent schreit laut

auf, brüllt immer markerschütternder und wimmert in Ekstase; bleibt aber unbeweglich liegen. Dazwischen pfeift der Reitstock, klatschen und knallen die Hiebe, unbarmherzig, maschinenmäßig; und laut zählt sie der junge Kuan bei jedem wuchtigen Fallenlassen mit.

Wie die Serie vorbei ist, hört das Wimmern des Verbrechers nicht mehr auf. Aber er bleibt auch jetzt noch unter Stöhnen und Ächzen zusammengerissen und trotzig. Nur die vorher fast teilnahmslosen Augen sprühen ohnmächtigen Haß gegen Kuan, den Vater und den Sohn. Aber er richtet sich allein wieder auf zum Knien, macht eine geduckte Verbeugung und hält die Hände fest an die Hosennähte gepreßt, während auf der Stirn kalter Schweiß perlt. Und er leugnet weiter!

Diesmal werden 100 Hiebe zudiktiert, bei deren Verkündung er schon jämmerlicher zu wimmern beginnt. Aber wieder legt er sich allein, wird gehalten und der junge Kuan zählt wieder laut und schnell und unerbittlich, verabfolgt die Tracht allerdings auf eine andere Stelle der Oberschenkel. Es werden auch nur 98, weil er sich verzählt. Dafür beginnt nun auf beiden Schenkeln das Blut durch die als einziges straff über der Haut liegende Hose zu sickern. Der Verbrecher heult und jault, aber er kann sich doch schließlich noch aufrichten, macht seine Verbeugung zum Gericht und — leugnet weiter! Noch einmal 80! Der Delinquent fliegt mit einem Aufschrei mehr hin, als daß er sich legt. Er braucht auch nicht mehr gehalten zu werden. Er ist fertig und bewahrt sich nur durch ein unmenschlich in der sinkenden Nacht klingendes Brüllen vor der Ohnmacht, wo die Schläge nun wieder in die ersten Schlagstellen fallen und das Blut in Strömen fließt und bei jedem Hieb zur Seite spritzt.

Und verzählt sich der junge Kuan diesmal auch um 20, der Verbrecher kann sich nicht mehr rühren, nicht mehr allein erheben; man hilft ihm auf die Knie, wo er sein Stöhnen nur für einen Ruck unterbricht, um das Schuldbekenntnis herauszuröcheln. Dann nehmen ihn zwei bei den Schultern und lassen ihn seine Schlußverbeugung vor dem Gericht machen, das erst noch seine weitere Abführung abwartet. 260 Hiebe sollte er bekommen; 238 sind es geworden. Immer noch genug. Ein normaler Europäer wäre längst vorher zusammengebrochen; uns läuft es schon kalt den Rücken herunter. Und doch ist das noch human im Vergleich zu ähnlichen Exekutionen im eigentlichen China, wo es auf die nackte Haut mit 1½ m langen, dünnen, federnden Bambusstöcken geht, die schon beim dritten Schlag das rote Fleisch offenlegen. Ein früheres Schuldbekenntnis hätte die Prozedur auch nicht abgekürzt. Dann hätte er eben die ihm zugedachte Portion von 260 Hieben von vornherein als Strafe bekommen, und er hätte zudem als Waschweib gegolten!

Nun die Strafe erst einmal vorbei ist, kommt die kindliche Freundlichkeit der Asiaten: Man hebt ihn hoch und stützt ihn, da er sich nicht mehr allein halten kann, führt ihn auch langsam herum, damit das Blut wieder in Bewegung kommt. Zum Entfernen der Fußeisen muß er sich noch einmal legen, bis der junge Kuan sie glücklich hat aufschließen können. Nach einer Weile wird ihm die Hose heruntergelassen und die Schlagstellen mit Ölpapier verklebt. Dabei gibt man ihm auch Zigaretten, nicht nur die eine, die er noch unter Wimmern raucht, sondern gleich ein paar auf Vorrat. Aber Schnaps, den Stötzner ihm schicken lassen will? Nein, Schnaps verbietet Kuan djäng hei. Aber nicht etwa, weil das ungehörig wäre; aus sanitären Gründen! Für die Heilung der Schlagwunden wäre Kao liang Gift!

Doch damit ist die Sache noch nicht vorbei. Morgen früh beim ersten Hahnenschrei wird der Delinquent auf sein Pferd gebunden, mit den offenen Oberschenkelwunden, und in Begleitung eines Soldaten mit dem Protokoll bei seinem zuständigen Solonenbeamten der 11. Station abgeliefert. Dort folgt erst die eigentliche Aburteilung, die jedenfalls nicht gelinder ausfällt! Auch wenn er nicht unter Aufsicht gebracht würde, würde er dieser neuen Strafe entgegenreiten. Was soll er machen? Zur Flucht braucht er viel Geld. Und wenn er nicht weit wegkommt, wird er doch wieder gegriffen und hat dann nur noch mehr zu gewärtigen. Kuan als die Verkörperung der solonischen Justiz läßt ihn nicht mehr los.

Aber wehe, wenn der Verbrecher einmal Kuan oder dessen Sohn allein in der Wildnis trifft! Einer von beiden bleibt dann auf der Strecke. Wer den anderen zuerst sieht, knallt ihn nieder! Das ist ein gesunder, unversöhnlicher Haß. Einer wenigstens ist zuviel in der Steppe! Mit Blutrache hat das nichts zu tun. Die kennt der Solone nicht. Es ist der bitterste persönliche Haß. Der Haß des wilden Wüstlings gegen den Fanatiker der Ordnung und Gerechtigkeit.

Deutsche Wissenschaft in der Nordmandschurei.

Endlich am 25. Juli fängt das Hochwasser an zu fallen. Alles wird zur Abreise fertiggemacht. Da haben wir auch schon den ersten auswärtigen Besuch, deutschen Besuch! Im Solonendorf in der Steppe! Dr. von Jettmar, der deutsche Arzt aus Harbin, war auf einer Inspektionsreise in Purgali tun im Wasser steckengeblieben und ist schnell zur Vornahme einiger Blutproben nach Haritun herübergekommen, um noch am selben Tag zurückzugehen, damit er die nächste Hochwasserwelle schon im besiedelten Gebiet erlebt. Jettmar ist auch so ein Typ des stillen deutschen Wissenschaftlers. Als Arzt ist er

bei der Harbiner Zentrale des chinesischen Pestabwehrdienstes, des Anti-Plague-Service. Das Harbiner Pesthospital arbeitet mit fünf Filialen für die ganze Mandschurei. Die Aufgabe ist nicht allein die Bekämpfung der Pest, sondern aller Seuchen. Mit der Lungenpest hatte es zuletzt 1910 und 1920/21 zu tun gehabt, mit dem Scharlach 1922 in Harbin. Gerade jetzt wieder sind alle möglichen Seuchen im Entstehen, die der chinesische Bürgerkrieg und der Flüchtlingszustrom bringen; die Pest geht wieder um und alle nur erdenklichen Krankheiten. Und wenn sie nicht zur großen Gefahr für die Städte und den Bahnbereich werden, so wird das der Arbeit des Pestabwehrdienstes zu danken sein. Der chinesische Leiter in Harbin wird stolz darauf sein und wird bei der nächsten Sitzung der Völkerbundskommission in Genf wieder berichten können, was die chinesische Seuchenbekämpfung unter den schwierigsten Verhältnissen zu leisten vermag. Und er wird damit recht haben. Nur daß das dann keine chinesische Leistung ist, sondern das Ergebnis der Arbeit der schlecht genug bezahlten beiden deutschen Ärzte, die nicht nur die wirkliche Organisation leisten, sondern auch an allen schwierigen Punkten den Außendienst versehen. Sie bewahren damit den ganzen Osten vor der Pest, die immer wieder von der Mongolei heran-will. Nach den großen Fellmärkten kommen stets so kleine Pestwellen. Das Murmeltier, das Tarbagan oder Boback-Murmeltier ist der selbst unter der Seuche leidende Träger. Die ständige Überwachung der Einmarschstraßen ist daher die erste Aufgabe. Dazu kommt die wissenschaftliche Seuchenforschung, die nirgends sonst so intensiv auf Grund der Praxis getrieben werden kann.

Jettmar benutzt seine Dienstreisen ins Innere des Gebietes gleichzeitig zu ärztlichen Rassenforschungen. Er macht überall Blutproben und will damit bei jahrelanger Fortsetzung der Reihe zu ganz neuen Ergebnissen der Rassen- und Völkerbestimmung kommen. Damit noch nicht genug, ist er Entomologe und hat sich auf die Sammlung und Bestimmung der mandschurischen Mückenrassen spezialisiert.

Ein anderer, dem die geologische, geographische und völkerkundliche Wissenschaft in der Nordmandschurei eigentlich alles verdankt, ist der deutsche Professor von Ahnert, die Seele der Gesellschaft zur Erforschung der Mandschurei, der Manchuria Research Society, die sich inzwischen in Mandschurische Wissenschaftliche Gesellschaft umbenannt hat, weil es den Chinesen peinlich war, durch den alten Namen der offiziellen Gesellschaft die kulturelle Rückständigkeit zuzugeben... Immerhin hatte auch Dr. von Ahnert als der beste wissenschaftliche Kenner des Landes unser Forschungsgebiet falsch beurteilt und z. B. Kamelkarawanen für möglich gehalten, mit denen wir nicht einen

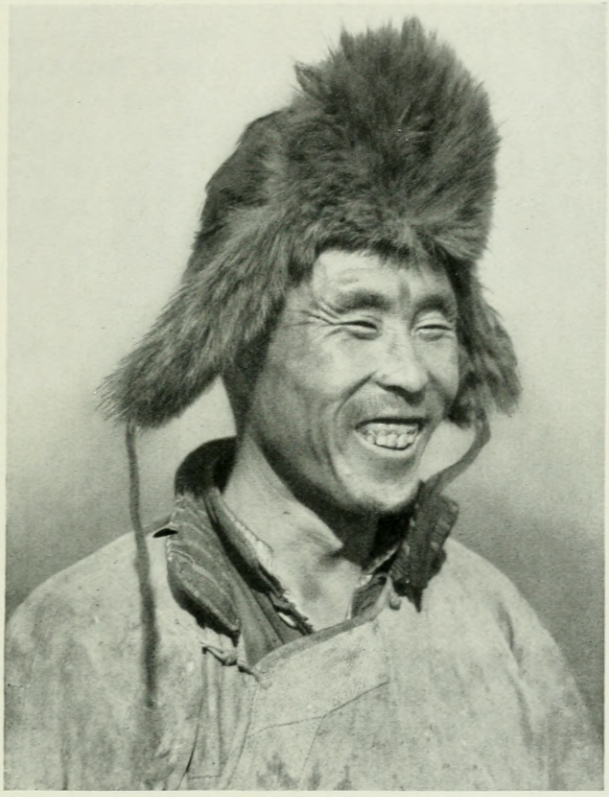
halben Tag über Mergen hinausgekommen wären, ganz abgesehen davon, daß man überall die unbekannten Tiere angestaunt hätte, wie es der Abschütze im Berliner Zoo tut. Aber Ahnert hat noch das Pech, russischer Staatsangehöriger gewesen zu sein, wie Jettmar offiziell Österreicher ist, ein Grund mehr für die Chinesen, ihn nicht offiziell anzuerkennen.

Uns hier in der Wildnis ist das gleichgültig. Wir haben nicht über die Chinesen zu klagen. Wir wollen ja auch nicht dauernd im Lande bleiben. Und wir haben noch mit Jettmar zusammen die besondere Freude, daß es Stötzner gelingt, ein vollständiges solonisches Schamanengewand mit allem Zubehör für das Dresdener Museum für Tier- und Völkerkunde zu erwerben, das erste große Prunkstück der Solonensammlung. Das gibt den rechten Auftrieb für unsere Fahrt, die noch am Abend angetreten wird.

Syrkull über uns!

Es geht nichts über die chinesische Bürokratie. Man muß sich schon eine besondere Tasche mit Ausweisen mitnehmen, wenn man in der Wildnis im Einvernehmen mit den Behörden arbeiten will. Wir haben beide unsere deutschen Pässe mit den chinesischen Visen, unsere Grenzempfehlung von dem chinesischen Gesandten in Berlin und unsere großen Pässe von der Provinzverwaltung; Stötzner dazu noch einen chinesisch ausgeschriebenen Paß des deutschen Konsulats in Harbin, einen Geleitbrief des Mergener Kreisbeamten für alle Behörden im Kreis, einen Ausweis des Beamten von Haritun, wo wir sozusagen heimatberechtigt sind, und eine Empfehlung des Provinz-Gouverneurs an den Daujin in Taiheho, den zweiten Beamten der Provinz, den Vizegouverneur, der insbesondere die Verwaltung des nördlichen und östlichen Teils der Provinz unter sich hat. Wo wir mit Beamten zu tun haben, werden die sämtlichen Papiere gezeigt, begutachtet und mit einem Stempel versehen. Und doch reicht das noch nicht aus! Behördliche Schwierigkeiten haben wir nirgends zu erwarten. Dafür genügen unsere zehn Papiere. Aber wir wollen ja nicht nur im Kreis Mergen und im Bezirk Haritun bleiben, sondern auch andere Solonenbezirke besuchen, an die wir nicht ausdrücklich empfohlen sind. Und für diese anderen Bezirke haben wir noch nicht das Recht verbrieft bekommen, Pferde zur Reise zu requirieren. Ohne das Requisitionsrecht zu fahren, wäre aber fast Selbstmord.

Gewiß könnte man sich auch Pferde kaufen. Das würde aber mit Ausrüstung immerhin 2000 Mark kosten. Außerdem würden die Gäule bei der nächsten Gelegenheit gestohlen werden. Dann würden wir doch wieder dasitzen; und man würde uns höchstens auslachen. Fremden gegenüber gilt der Diebstahl nicht als besonders unehrenhaft; die Polizei denkt gar nicht an Wiederbeschaffung. Stötzner hat das mit einem Gewehr erlebt, das ihm im vorigen Jahr von einem chinesischen Boy gestohlen war. Jetzt auf der Mergener Polizei erzählte man ihm strahlend, daß ein Mergener Kaufmann, der aber — natürlich — gerade verreist war, das Gewehr von dem Dieb für 200 Dollar gekauft habe. Wo der Dieb sei, wisse man nicht! — Sollen wir das erst auch



Der Dahure Au (Zu Seite 90)

Frau Au (Zu Seite 90)

noch mit den Pferden erleben? Es bleibt also nur die Pferdegestellung, die sonst für die Beamten und Soldaten üblich ist, das „pai ma", das Pferdegreifen der chinesischen Verwaltungssprache! Dazu ist nun der Daujin in Taihe ho und für die anderen Solonenbezirke der Chef der Solonen in Aigun zuständig, der wieder nur auf Ersuchen des Daujin die Ermächtigung gibt. Es ist eben alles wohlgeordnet in der chinesischen Verwaltungsmaschinerie!
Schon deshalb müssen wir hinüber an den Amur nach Taihe ho und Aigun. Dabei können wir aber gleichzeitig ein Gebiet kennenlernen, das noch von keinem Europäer betreten ist, von dem bisher Europäer sogar, oft mit Gewalt, ferngehalten wurden, weil an dieser Strecke die Goldminen des Amurbogens liegen, die von den Chinesen mit Argwohn gehütet werden. Eine der Goldminen hat Stötzner im vorigen Jahr gesehen, als ihn der Zufall eines Erkundungsritts hinführte. Aber sonst ist alles andere auch für ihn neu. Im Programm stand die Fahrt sowieso, wenn auch erst für einen späteren Zeitpunkt.

Kartenaufnahmen in Neuland.

Kuan djäng hei hat uns vorgerechnet, daß die Fahrt in wenigen Tagen zu erledigen ist: Einen Tag fahren wir mit der Arbe bis zu den ersten Goldminen. Von dort können wir in einem Tag nach Taihe ho kommen, weil die Minengesellschaften für ihre eigenen Bedürfnisse einen Autoverkehr unterhalten. Also, auch wenn wir uns die Minen etwas ansehen, können wir in drei Tagen am Amur sein. Zwei Tage in Taihe ho und Aigun und vier Tage mit Arben auf einem anderen Wege zurück; so könnten wir bequem in neun Tagen wieder zurück sein und dabei noch allerhand sehen. — Aber erstens kommt es anders ...
Es fängt gleich gut an. Die ewige Nässe dieses Jahres hat besonders viel Insekten gebracht, die auch die Pferde quälen. Bei der brütenden Hitze ist das so schlimm, daß Kuan den Pferden nicht den Marsch am Tage zumuten will. So geht's im Nachtmarsch. Da heißt es doppelt aufpassen, damit wir auch geographisch den Weg festlegen können, um die ersten zutreffenden kartographischen Unterlagen mit nach Hause zu bringen. Wir wählen die einfachste Art der Streckenfestlegung, die Routenaufnahme. Mit meinen zwei Kompassen zur gegenseitigen Kontrolle lege ich die Himmelsrichtung fest und überprüfe sie bei jeder Richtungsänderung nach dem Stand der Sonne, des Mondes und der Gestirne. Dazu werden alle Zeiten notiert, wiederum mit doppelter Kontrolle durch drei Uhren und nach der Gangart, den Geländeschwierigkeiten usw. in Kilometer umgerechnet. Natürlich hat das nur einen Sinn, wenn es ohne Unterbrechung bei jedem Wetter und bei allen

sonstigen Unannehmlichkeiten rücksichtslos durchgeführt wird. Reißt irgendwo die Kette der Routenaufnahme auch nur für einen Augenblick ab, so ist alles andere umsonst, schon weil die Route durch Überkreuzung und sonstige Geländekontrolle auf ihre Zuverlässigkeit überprüft sein will, wenn sie kartographisch und geographisch einen Wert haben soll.

Au, der dahurische Philosoph. Kurz vor 8 Uhr abends geht es also los, Stötzner und ich zusammen auf einer Arbe mit unserem kleinen Bettzeug und ein paar Reiseutensilien, von denen das Gewehr Stötzners und meine Pistole das wichtigste sind. Dazu haben wir für unsere zwei kleinen, strammen, runden Pferde den Dahuren Au als Kutscher. Au ist Knecht bei Kuan und stolz darauf, daß er im Jahr bei freier Unterkunft über 100 Harbindollar, also knapp 200 Mark, bar bekommt. Er stellt nachher fest, daß ich mit ihm gleichaltrig und im Jahre des Hundes geboren bin. Freilich ist das nicht so ganz sicher, weil man hier von dem tatsächlichen Geburtstag noch neun Monate zurückzählt und danach das Alter rechnet. Kuan schätzt Au als besonders zuverlässig und arbeitswillig. Und das ist wohl auch richtig. Man muß nur den Maßstab der mandschurischen Steppe anlegen, in der das Arbeiten nicht die erste goldene Tugend ist. Dazu ist Au eine treue gute Seele. Man muß sich nur erst an seine Besonderheiten gewöhnen und ihn zu nehmen wissen. Eine sympathische, ehrliche Haut, mit der Offenheit und dem Anstand des Naturburschen, aber ein richtiger Dussel, der sich von den Naturinstinkten nicht viel mehr erhalten hat. Doch strahlend erzählt er von seiner Frau, die er, der auf dem linken Bein hinkende, dahurische Knecht, von seinem vergötterten Kuan erhalten hat, eine Solonin.

Frau Au ist eine der hübschesten Solonenfrauen, die ich gesehen habe. Eine Schönheit nicht nach unseren europäischen Begriffen; auch der Schönheitsbegriff ist relativ und gleichsam eine nationale Angelegenheit jedes Volkes und jeder Rasse. Aber sie hat auch für unseren europäischen Geschmack ein ebenmäßiges und fraulich-weiches Gesicht und dazu einen trotz der nie rastenden Arbeit zierlichen Körper. Auch unter den Solonen gilt sie als Schönheit und ist von den jungen Burschen begehrt. Es ist ja auch nur die Frau eines Knechts; und was braucht der die hübsche, lebenslustige Frau?! Sie denkt nicht viel anders. Ist der Mann zu Haus, dann gibt es ja keine Gelegenheit. Aber jetzt, wo er fortfährt! Was hat auch der chinesische Kaufmann im Ort die großen Flaschen mit Kao liang? Warum sollen die jungen Solonen sie nicht einladen zum Kao liang? Das Leben ist sonst so langweilig! Und es gibt einmal für einige Tage keine Dresche!

Au redet nicht viel. Aber mit der Hand ist er fix. Und die Frau ist ihm dann im Ärger immer am nächsten. Besonders, wenn er einige Kao liangs genehmigt hat, soll doch auch die Frau von seiner Lustigkeit etwas spüren. Und das gehörig. Außerdem weiß er, daß sie es mit der ehelichen Treue nicht so genau nimmt. Solonen halten das nicht so streng wie die solide gebliebenen Chinesen. Darum hat Au seine bessere Hälfte auch gleich pränumerando vor der Abfahrt versorgt. Und sie ist beinahe stolz darauf, zeigt die Beweise der männlichen Liebe auf Armen, Beinen und Rücken, diese Striemen, die zugleich ein Freibrief sind für die Zeit der Abwesenheit. So wird in der chinesischen Lawka mit den jungen Burschen gezecht. Wie sie allmählich genug haben und nicht mehr ganz geradestehen können, greift sie ein Bursche, um sie nach Hause zu bringen. Doch da meldet sich das Gewissen des chinesischen Kaufmanns, der noch in den Begriffen der strengen Ehezucht lebt. Er schimpft und droht und warnt. Er zieht alle Register seiner Beredsamkeit und malt die Schrecken des Ehebruchs. Das hilft. Frau Au ist schnell ernüchtert. Der Bursche zieht sich scheu zurück. Sie heult und zetert, hat den richtigen Jammer des Kao liang. Läuft in ihrem Jammer herüber zu den anderen Frauen am Hof in der Leutestube, nimmt ein Messer und raus in die Nacht. Die Schwägerin Kuans erfaßt die Situation, springt schnell hinterher und erwischt sie gerade noch, wie sie eben sich das Messer in die Brust stechen will. Nun wird sie nicht in ihr abseits vom Dorf liegendes Gehöft gelassen, sondern hereingeholt und heult nun auf dem Hof die Nacht, den nächsten Tag und noch eine Nacht, bis der Rausch vorbei ist und sie die langen Tage weiter warten kann auf ihren Mann und die diesmal verdienten Beweise seiner Liebe ...

Wir fahren unterdes mit Au in die Nacht hinein. Er müßte nicht Au, der Dahure, sein, wenn er nicht seine Flasche Kao liang dabei hätte. Er beginnt gleich damit, ganz vorsichtig, Tropfen für Tropfen schlürft er mit hingebungsvollem Genuß. Kao liang ist sein ein und alles. Das macht ihn gegen seine Gewohnheit gesprächig. Er redet von seiner dahurischen Herkunft und von der Mongolei, die er kennt, und von der Ähnlichkeit der Sprache der Dahuren und Mongolen, die sich leicht untereinander verständigen können. Wie auf der nordnordöstlichen Fahrt der blutrote Sonnenball in die ferne endlose Steppe taucht, lutscht er wieder an der Flasche und bietet sie Stötzner und wird nachdenklich:

„Wir sind doch alle Menschen. Aber wir verstehen uns nicht, sprechen verschiedene Sprachen. Sind denn nun wirklich alle Menschen Menschen?“

So philosophiert Au vor sich hin, rechnet nicht viel dabei auf Antworten, fragt und döst, döst vor allen Dingen und lutscht an seiner Flasche.
Wie die Flasche sich zu leeren beginnt, ist es längst stockdunkel. Seit 10 Uhr sind wir aus der offenen Steppe in lichten Wald gekommen, über dem ein klarer Sternenhimmel steht. Nun um 11 ist der Wald dichter geworden, wenn auch immer noch an den sumpfigen Stellen Lichtungen dazwischen schimmern; der Himmel hat sich bewölkt; der Mond ist untergegangen. Tiefschwarze mandschurische Nacht hängt um uns. Au entschlummert im Dösen immer öfter und muß geweckt werden. Wir können oben von der Arbe aus die leicht eingefahrene Spur, der die Pferde folgen, nicht mehr erkennen. Wenn wir uns nicht ganz den Pferden überlassen wollen, muß also schon Au aufpassen, so bitter ihm das angesichts der leeren Flasche sein mag.

Die Stunde der bösen Geister.

Wir ärgern Au damit, daß den Pferden der viele Kao liang geschadet haben könne und er schon darum selbst achtgeben müsse. Da knallt er mit seinem Reitstock — Peitschen benutzen die Leute kaum — auf die Gäule ein, lacht schallend heraus und redet seine Pflegebefohlenen an: „Ha, ha, ha, ihr seid besoffen von dem Kao liang! Wang batang (Schildkrötenei, das gefährlichste Schimpfwort der Chinesen, das auf die Sage von einem illegitimen Verhältnis zwischen der Schildkröte und der Schlange zurückgeht), ihr seid besoffen. Ha, ha, ha!" Und er schüttet sich aus vor Lachen, lallt unter Tränen, bis er wieder sanft entschlummert ist, der Kopf vornüberfällt und die Zügel schleifen. Es dauert auch nicht lange, bis die Pferde von dem Kao liang wirklich besoffen geworden sind.
Schlag 12 Uhr Mitternacht schreckt Au hoch, springt — zum erstenmal auf der Fahrt — von der Arbe, bringt mit einem Ruck die Pferde zum Stehen: Die Pferde haben die Spur verloren. Au sieht sich ein paar Schritte zur Seite um und fährt dann unter stürmischer Anfeuerung der Pferde kreuz und quer im Busch herum, über gefallene Stämme, mit der Achse gegen einen Baum und über mannshohe Büsche. So landen wir auf einer Lichtung, wo die Gäule mit zitternden Flanken stehenbleiben, während Au sich zu Fuß auf die Suche nach dem Weg macht.
Inzwischen haben uns die Mücken entdeckt. Erst einzelne, dann immer mehr, und schließlich scheint der ganze Wald mobil gemacht zu sein — Vorreiter der Mitternachtsgeister, Gehilfen der Syrkull, der bösen Geister der mandschurischen Wildnis, die mit dem Gewitter bei der

Ankunft in Haritun uns gewarnt haben und die nun uns die erste Lektion erteilen ... Wir müssen, ohne die Hand vor Augen sehen zu können, nach dem Gesumm in einem nach Hunderttausenden zählenden Volk sein. Der Durst der Mücken in der Waldeinsamkeit ist nicht zu beschreiben. Wenn wir uns ununterbrochen mit den Händen über Gesicht und Nacken streichen und auch einmal schnell die Handrücken wischen, so haben wir jedesmal die klebrigen Überreste von mindestens 100 Mücken in den Fingern. Das macht, gut 5 Minuten lang, zu zweit rund 50 000 Mücken!!! Eine respektable Strecke, wenn auch nicht ganz weidmännisch.

Aber man gewöhnt sich an alles. Als wir hernach unter den gleichen Umständen noch einmal auf einer Lichtung halten, bringen wir es fertig, unsere Wurst und das mitgenommene Brot zu essen, wobei natürlich immer ein Schwung Mücken mitkommt. Es lohnt sich eben einfach nicht, sich die durstigen langbeinigen Tiere bei einem derartigen Massenangriff vom Leibe zu halten. Auch das Tuch nützt nichts, das wir uns nach dem Vorbild der Eingeborenen fest unter dem Hut in den Rockkragen gesteckt haben, so daß die Enden noch um die Ohren schlagen. Jetzt hindert es höchstens beim Wegwischen! Dabei erwirbt man sich durch solche Massenangriffe eine Immunität gegen Mückenstiche, die überraschend ist; und zwar setzt die Wirkung der Schutzimpfung durch die Tausende von Stichen fast im Augenblick ein. Man sollte meinen, daß wir rotgeschwollene Gesichter und Hände hätten haben müssen. Aber nichts dergleichen! Nicht die leiseste Rötung ist am Morgen zu sehen und auch nichts zu fühlen. Freilich der Schmerz des Stiches im Augenblick der frischen Tat bleibt unverändert.

Au hat den Weg nicht gefunden und ist den Kao-liang-Rausch auch noch nicht los. So lassen wir die Pferde ein Stück weiter in den Wald gehen und binden sie an einen Baum. Au schält sich ein fast mannshohes Stück Birkenrinde, entzündet es an einer Ecke mit dem Streichholz und geht mit der Fackel auf die Wegsuche. Weit weg kann die Spur nicht sein; denn überall an den Bäumen sind Schälstellen, die auf die Nähe des Weges deuten. Aber Aus Suche bleibt erfolglos. So entzünden wir uns ein Birkenrindenfeuer, um Mensch und Tier im Rauch vor dem Geschmeiß zu schützen, zumal neben den Mücken inzwischen auch die Pferdefliegen erwacht sind. Au wird dann auf ein Pferd gesetzt, bekommt seine mannshohe Birkenrindenfackel in den Arm und muß den Weg suchen, diese Spur, die kaum eben bei guter Beleuchtung zu sehen ist, wenn man sie regelmäßig verfolgt. Und Stötzner macht ihm klar, daß er nicht zurückkommen darf, ohne die Spur zu haben;

verlieren kann er uns ja auch nicht, weil weithin durch den Wald der Schein unseres hellen Birkenfeuers leuchtet.
Flackernd und knisternd frißt das Feuer ein Stück Birkenrinde nach dem anderen; helle rote und gelbe Flammen schießen auf, so oft Stötzner wieder ein neues Stück Rinde darauf tut, während ich daneben von Baum zu Baum gehe, Birken schäle und die Rinden hinüberwerfe. Bei dem ganz leichten Nachtwind, der kaum stärker ist als der von dem Feuer selbst erzeugte Luftzug, der von den umstehenden hohen Bäumen wie in einem großen Schlot hochgeleitet wird, wechseln schnell die Schatten um die glatten weißen Stämme, die durch die dunklen Male des Schälens der Rinde ihr lebendiges Gesicht bekommen haben, und dazwischen stieben die Funken zu dem leicht hängenden frisch-grünen Laub. Von diesem rot-gelb-grünen Flackern, in dem die Arbe mit dem unruhig die Mücken abschüttelnden Grauschimmel und Stötzner im erdbraunen Anzug und dem Taschentuch über Hinterkopf und Nacken mit jedem Schritt Entfernung an Gegenständlichkeit verlieren, hat sich Au mit seiner Fackel abgelöst. Er reitet immer weiter, kreuz und quer, schlägt Bogen und Kreise, verschwindet auch schnell zwischen den Stämmen, die nur hier bei uns und drüben bei ihm in der Schwärze der Nacht ihr Birkenweiß zeigen, taucht wieder auf; der helle Schein, der die Fackel ahnen läßt, verliert sich auch zwischendurch nicht, und immer wieder hört man die unartikuliert herüberklingenden Laute, mit denen er auf sein Pferd einredet, um es endlich von der Notwendigkeit der Beendigung des Kao-liang-Rausches zu überzeugen. Hier das schaurig flackernde Feuer, drüben der gespenstisch durch die Nacht geisternde Feuerreiter. Man braucht nur die Augen halb zu schließen, um die volle Illusion zu haben.
Zum Bewußtsein kommt mir die Schönheit dieses Nachtbildes erst, als Stötzner mich anruft, wie ich so an 15 m vom Feuer meine Birkenrinde schlage:
„Herr Melzer, — — glauben Sie — — an — Gespenster?"
Bleich, grellrot und gelb vom flackernden Schein übergossen, steht am Feuer Stötzner, offensichtlich grenzenlos erstaunt und verdutzt. Aus der rechten Hand läßt er ein brennendes Stück Birkenrinde fallen.
„Nein," sage ich, „Sie wissen, daß ich nur den kleinen Militäraberglauben des alten Feldsoldaten kenne!"
Da ist Stötzner auch schon wieder mobil und erzählt dieses merkwürdigste Ereignis der Mitternachtsstunde:
Er hatte sich eine Zigarette aus der Tasche genommen und fest zwischen die Lippen gesteckt. Eben hatte er sich gebückt und Rinde aus dem Feuer geholt, um sich daran den Glimmstengel zu entzünden, als er von

unsichtbarer Hand einen harten Schlag gegen die Zigarette bekommt, die ihm im hohen Bogen zur Seite aus dem Mund fliegt. Noch liegt sie 2 m weiter im Gras.

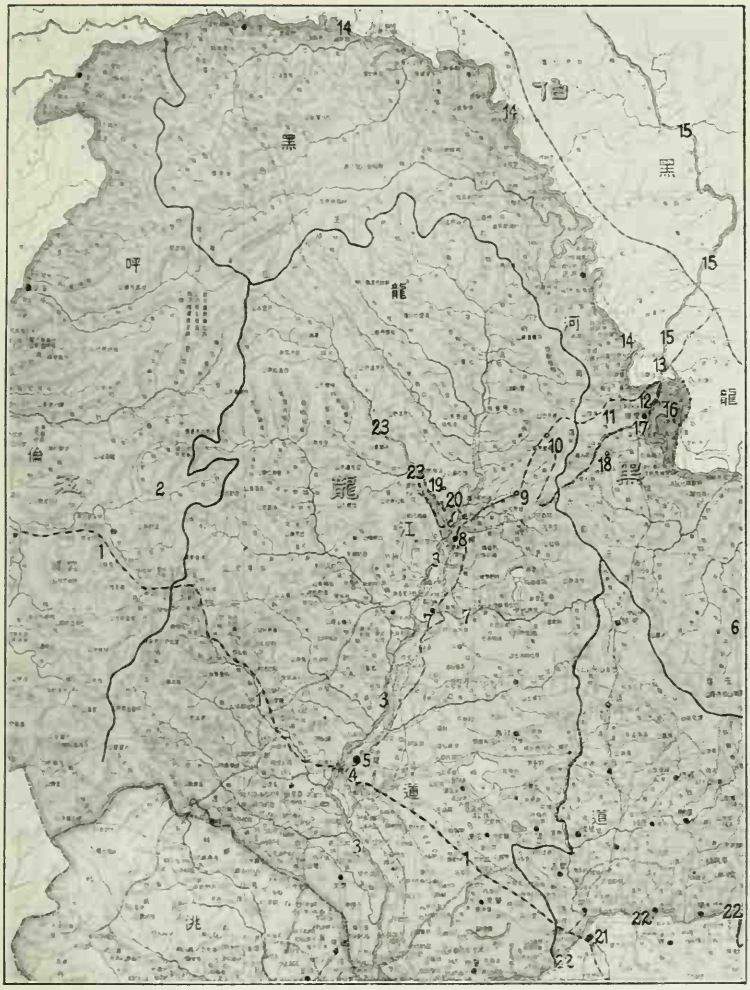
„Glauben Sie an Gespenster?"

Man muß sich in diesem Augenblick schon dazu zwingen, es nicht zu tun. Es braucht einen fast gewaltsamen Ruck der Besinnung: Es mag ein Nachtfalter gewesen sein, der im schnellen Flug zum Feuer die Geisterhand gespielt hat.

Glauben Sie an Gespenster? Glauben Sie an die bösen Geister des Landes? Glauben Sie an die Syrkull? Glauben Sie, daß es ein Zufall ist, daß wir auf unserem ersten selbständigen Weg in der ersten Mitternachtsstunde in die Irre gegangen sind? Bedenken Sie, daß wir erst vier Stunden des ersten Marsches in unbekanntes Land hinter uns haben, daß Stötzner im Vorjahr bei dem Versuch der Entschleierung der Geheimnisse des Amurbogens durch Malaria und anderes Mißgeschick zur Umkehr gezwungen wurde! Halten Sie Symbole für unmöglich, auch wenn die nüchterne Überlegung den selbstverständlichen Beweis führt, daß es keine Geisterhand, sondern ein Nachtfalter war? Es geschieht nichts in der Welt aus Zufall; es hat alles seinen Sinn, es hat alles, wenn man es recht überdenkt, auch dann seinen anderen, tieferen, wichtigeren Sinn, wenn man es materiell nach Zusammenhang und Bedeutung einwandfrei analysieren kann. Warum soll sich nicht der höhere Herr dieser unerschlossenen Nordmandschurei darüber entrüsten, daß zwei kleine Menschlein, die der Landschaft nicht eingeboren und ihr auch nicht durch das Völkerschicksal nahegebracht sind, hinter den bisher noch nie gelüfteten Vorhang gucken wollen? Warum soll dieser höhere Herr nicht vor die Erreichung des selbstgesteckten Ziels die Schwierigkeiten und Hemmungen gesetzt haben, deren Überwindung im Rückblick die Arbeit erst köstlich macht? Mag man nun mit uns an den einen allgegenwärtigen Gott glauben oder der Gottheit der Landeseinwohner sich zu beugen bereit sein. Oder mag man auch bei uns in der Heimat unserem einen und einzigen Gott Macht zugestehen — eine Macht, die uns auch stets und vollständig bindet, ganz gleich, in welche Ecke der Welt wir verschlagen werden, die überall auch in der Zukunft dort gleichsam Heimatrecht hat, wo wir als Volk, als Rasse noch heimisch werden sollten —; und mag man für das andere Land, die andere Landschaft die Möglichkeit gelten lassen, daß dort eine andere Gottheit waltet oder auch dieselbe in anderer Erscheinung, wie ja auch der Gott der Deutschen und der Franzosen etwa während des Weltkrieges scheinbar ein anderer in der einfachen Vorstellung der

Massen und doch derselbe war. Mag es ein Wink oder auch eine Versuchung gewesen sein, oder hatten die Syrkull ihre Hand im Spiel, es ist nur nützlich, sich in solchen Augenblicken auf sich selbst zu besinnen und sich Rechenschaft von den Zusammenhängen zu geben. Diese Minute wird nicht der Weisheit letzten Schluß bringen, sicher aber die Erkenntnis, wie winzig klein jeder von uns ist, mag er auch an seinem Platz noch so willensstark seinen Mann stehen. — —
Wir haben die nun ohne weiteren Zwischenfall angesteckte Zigarette noch nicht aufgeraucht, als wir durch Rufen und Schreien darauf aufmerksam werden, daß Au, den wir ganz vergessen hatten, zurückkommt. Er hat die Spur gefunden. Die auf Vorrat geschälte Birkenrinde fliegt in das Feuer, das uns hell nachleuchtet, wie wir, Stötzner mit der Fackel im Arm zu Fuß voran, zur Spur hinüberfahren. Für die Routenaufnahme notiere ich die Zeit: Es ist genau 1 Uhr. — Die Geisterstunde ist vorbei!

In die Täler des Goldes. Au ist immer noch nicht ganz taktfest; der Kao liang verraucht nicht so schnell. So erleichtern wir ihm die Arbeit des Aufpassens und haben glücklich im ersten Morgenlicht die 30 km bis zu der einsam in der Wildnis in einen Reliquienberg eingebauten Herberge Datschase hinter uns. Zuerst einmal die Schießeisen locker gemacht. In einer so abgelegenen Gegend ist auf Herbergsleute kein unbedingter Verlaß, wenn sie einem auch in der Herberge drinnen nicht an die Kehle gehen, um nicht ein neues Haus bauen zu müssen. Das ist nun einmal so: Eine fremde Leiche, ganz gleich, wo sie liegt, wird niemand anrühren, auch nicht etwa der Behörde anzeigen. Es könnte der Verdacht der Täterschaft aufkommen. Damit hat niemand gern etwas zu tun. Die Behörde sieht von sich aus so etwas natürlich auch nicht; denn das würde Arbeit mit sich bringen. So können unmittelbar bei Häusern oder im Straßengraben dicht bei Großstädten die aufgedunsenen Leichen verwesen. Jeder wird sich die Nase zuhalten, aber niemand wird etwas merken! Nun, und mutwillig wird sich kein Herbergswirt selbst dazu verurteilen, sich eine neue Hütte zu bauen. Aber was kann auch der Herbergswirt dazu, wenn er Chungchuzen beherbergen muß? Vorsicht ist besser als Nachsicht. So spitzen wir auch noch vor dem Schlafen eine Weile und lassen die Waffen griffbereit unter Sicherung gegen unbemerkte Entwendung.
Vormittags regnet es. So warten wir bis zum Mittag mit dem Abmarsch nach dem nächsten, 33 km nach Nordosten liegenden Goldgräberlager Handatschi. Der Regen ist darum nicht schwächer geworden, so daß wir schließlich abends völlig durchnäßt ankommen.



Eine chinesische Karte des Expeditionsgebietes

Maßstäblich stark verzeichnet, mit einer Fülle falscher Angaben, der Expeditionsweg war etwa doppelt so lang, wie nach dieser Karte anzunehmen war

Erläuterungen: 1 Chinesische Ostbahn, 2 Großer Hingan, 3 Nonni, 4 On on hsi, 5 Tsitsihar, 6 Kleiner Hingan, 7 Ngoho, 8 Mergen, 9 Purgalitun, 10 Haritun, 11 Goldminen, 12 Taihe ho, 13 Blagowjestschensk, 14 Amur, 15 Selenka, 16 Von den Chinesen beanspruchtes russisches Gebiet auf dem linken Amurufer, 17 Aigun, 18 Kloster Lao Miao, 19 Shankou, 20 Hoa pie shan, 21 Harbin, 22 Sungari, 23 Gan ho

– – – – – Reiseweg

Das Drachengold und seine Knechte

Eben noch wilde Steppe ohne jedes Zeichen von Nutzung; die bewaldete Hochebene haben wir verlassen und fahren am Rande des weiten Nitshü ho-Tals zu Füßen der bis zu 500 m gehenden Reliquienberge der Bergsteppe, da tauchen im Schleier des Regens dunkel massierte Punkte auf, die in auffälliger Ordnung stehen: die Blockhütten des Goldgräberlagers. Es ist nur ein Schritt aus der Wildnis in das Revier der Goldindustrie. Die paar Arbeiter, die uns sehen, machen ein erstauntes Gesicht und sprechen uns als Russen an, für uns nicht gerade sympathisch, weil der Chinese für den Russen nur Gefühle der Verachtung hat, von denen wir durchaus nicht zu profitieren gewillt sind. „Lao maudse", alte Haarige, ist das Schimpfwort für die Russen, das uns auch hier entgegentönt und von Stötzner prompt mit einem derben chinesischen Schimpfwort beantwortet wird, um keinen Augenblick den Makel auf uns sitzen zu lassen.

Die Skala der Ausländerfeindlichkeit.

no huadi, die Russen.

So etwa kann man die Gefühle der Chinesen ziemlich in allen Teilen der Provinz gegenüber den Ausländern in eine Skala bringen: Auf der untersten Stufe stehen die Russen. Jeder Chinese, ganz gleich, ob im Herzen kaiserlich oder Anhänger der Kuomintang, verachtet die Russen. Das gilt ebenso gegenüber den Sowjetrussen wie gegenüber den „weißen" Flüchtlingen. Gewiß, in der Propaganda war man eine Zeitlang bereit, von den Sowjets zu lernen; mehr aber auch nicht. Sobald die Sowjets glaubten, die chinesische Revolution nach ihrem Rezept treiben zu können, wurde der Lehrmeister zum erbittertsten Feind. Wenn je eine Revolution nationalistisch gewesen ist, so ist es die chinesische.

Einst waren die Russen die unumschränkten Herren der Nordmandschurei, die ja auch allein den Russen ihre außerordentliche wirtschaftliche Entwickelung in der letzten Zeit verdankt. Auch die heutige mandschurische Völkerwanderung ist in diesem Maßstab nur durch die wirtschaftliche Vorarbeit der Russen möglich geworden, die freilich dabei an ganz

etwas anderes dachten. Durch den Russisch-japanischen Krieg hat die Achtung der Russen den ersten Stoß erlitten. Aber sie blieben weiter die Herren, wie sie es heute noch in der Mongolei sind. Ist die Mandschurei für die Weltwirtschaft das klassische Land der Sojabohne geworden, so ist das das Verdienst der Russen.

Die Nordmandschurei steht und fällt wirtschaftlich mit der Chinesischen Ostbahn, deren Bau Leben in das Land gebracht hat, und die noch heute der maßgebende Faktor ist, um den sich alles dreht. Die Bahn ist der Träger des Fortschritts, weil nur der Fortschritt den Verkehr hebt und die Frachten bringt, von denen die Bahn lebt. Die Bahn hat landwirtschaftliche Versuchsstationen eingerichtet, um die Bahn ist aus dem Nichts die Millionenstadt Harbin seit den neunziger Jahren entstanden, die Bahn hat Museen gebaut und unterhält wissenschaftliche Gesellschaften. Die Bahn ist überall und nirgends. Die Bahn hat im Kriege unter Abkürzung des Weges von Wladiwostock die amerikanische Munition verfrachtet und damit die französischen Eisenbahnanleihen bezahlt gemacht, mit denen sie erbaut war. — Der rechtlichen Form nach ist die Mandschurei immer ein Teil Chinas gewesen. Der Form nach war die Chinesische Ostbahn als gemeinsame chinesisch-russische Gesellschaft errichtet worden. Aber die Russen hatten sich bei der Verwaltungspraxis von den Chinesen nie dreinreden lassen.

Bis zur russischen Revolution. Die Russen hatten immer nur den Herrn gespielt, hinter ihnen stand die Macht. Nun war die Macht gebrochen, mit der Bolschewisierung Ostsibiriens kam der Flüchtlingsstrom, der auch dem beschränktesten Chinesen die Augen öffnen mußte. Die Chinesen besannen sich auf die Festlegung der gemeinsamen Verwaltung der Ostbahn und setzten sie durch. Im Mukdener Vertrag von 1924 wurde mit der Sowjetunion der neue Zustand im Sinne der alten Form festgelegt. Die Chinesen verstanden es aber, nicht nur die Hälfte der Macht in der Bahn an sich zu bringen, sondern an allen entscheidenden Stellen etliches mehr. So ist eigentlich nur noch die merkwürdige Bahnflagge ein Ausdruck der Halbierung, während in der Tat der russische Einfluß auf vielleicht ein Zehntel zurückgegangen ist. Das ist nur der besonders krasse Beweis dafür, wie die Russen in der Achtung der Chinesen gesunken sind, trotz der chinesischen Revolution, die ja auch genug innere Kräfte in Anspruch nahm.

Der russische Vizepräsident der Ostbahn ist plötzlich eines grausigen Todes gestorben. Er hatte eine Rolle in der russischen Revolution gespielt, und die Russen in Harbin sprechen nicht gerade freundlich von ihm. Die Sowjets wollen ihm ein großes Leichenbegängnis geben und die Gelegenheit zur Propaganda unter der Harbiner Bevölkerung

benutzen. Großer Katafalk, am Bahnhof und auf den Eisenbahnbrücken riesige Sowjetsterne, feierliche Einholung der Leiche und imposanter Umzug durch die Straßen zur Bahn, wo in einem besonderen Zug der Leichnam mit dem Trauergefolge nach Rußland geschafft werden soll. Ganz Harbin ist auf den Beinen. Es ist wirklich ein Ereignis, wie es die Stadt noch nicht gesehen hat. Nur die Sowjets haben wenig Anlaß, sich über den Verlauf der Sache zu freuen. Es wird ein riesiger Tumult, dem gegenüber auch die herbeigeholte russische Geheimpolizei machtlos ist. Die öffentlich angebrachten Embleme werden besudelt und heruntergerissen, der Leichenzug mit Johlen und Brüllen begrüßt. Schließlich fliegen faule Eier und noch etliches andere. Der Sarg ist mit allem Schmutz besudelt, der in Harbin aufzutreiben war. Man möchte glauben, daß extra dazu Fäkalien gesammelt worden sind. Und die chinesische Polizei? Hier und da hat sie eingegriffen; aber auch wenn sie schärfer hätte zupacken wollen, wäre sie machtlos gewesen.

Hier hat sich nicht nur der Haß der Emigranten gegen die Bolschewisten ausgetobt, auch die fast grenzenlose Verachtung der Chinesen. Und so ist es in der Praxis: Die Russen, einst die gefürchteten Herren, sind verachtet, rechtlos, Freiwild, wenn sie sich nicht durch den beschämenden Erwerb der chinesischen Staatsangehörigkeit gesichert haben. Hatte man sie früher schon nicht recht als Europäer gelten lassen, jetzt zählt sie der Chinese zu den schäbigsten Asiaten. Man braucht sich mit ihnen nicht mehr abzugeben. Man spuckt auf sie. Nur als Kulis und Handlanger sind sie noch zu brauchen.

jebendi, die Japaner. Auf der nächsten Stufe der Ausländerskala stehen die Japaner. Sie sind noch eine Macht. Ihnen gehört noch die Südmandschurische Bahn. Sie kontrollieren noch die Häfen. Japanische Soldaten stehen noch auf chinesischem Boden. Sie sind der Erbfeind. Chinesen oder Japaner! Beide nebeneinander sind zuviel. Haß, blinder wütiger Haß regiert das Gefühl der Chinesen gegenüber den Japanern. Ein Haß, der sogar die angeborene Feigheit überwindet, wenn ein Japaner geschädigt oder beseitigt werden kann.

jin huadi, die Engländer. Dann kommen die Exterritorialen, vor allem die Engländer. Das sind die typischen Europäer für den Chinesen. Von Liebe keine Spur. Auch die Achtung ist im Schwinden, seitdem die englische Politik mit den früher unbekannten Grundsätzen der Nachgiebigkeit arbeitet. Geschäftlich mag

die neue Politik England vorübergehend nützen, diplomatische Verwickelungen mögen vermieden worden sein. Das Volk hat das aber als Schwäche, als Rückzug verstanden und reagiert entsprechend darauf. Soweit es sich nicht vermeiden läßt, wird die Exterritorialität respektiert. Aber wo man den Exterritorialen Schwierigkeiten machen kann, werden sie gemacht. Sie mögen nach China Zivilisation und Technik importieren, aber sie sind dem guten Chinesen ein Greuel. Der Kampf der Kuo min tang-Regierung gegen die Vorrechte dieser Mächte ist schon im Volksempfinden tief verwurzelt.

mei huadi, die Amerikaner. Dann kommen die Amerikaner. Der Chinese ist Materialist. Geld regiert sein Denken und Handeln. Amerika hat Geld und gibt Geld. Amerika bringt Autos, Motorpflüge und alles mögliche andere vom Petroleum bis zur Schnellzugslokomotive. Amerika hat es bei diplomatischen Schwierigkeiten immer verstanden, in China andere vorzuschieben. Den Dollar kennt jeder und weiß jeder zu schätzen, wenn er auch als Zahlungsmittel nicht einmal auf den Provinzbanken genommen wird. Doch man fühlt sich dem Amerikaner im Materialismus und im Geltungsbedürfnis, auch in der primitiven Selbstverständlichkeit des Eigenlobs und der Selbstüberzogenheit verbunden. Freilich fehlt jedes engere Verhältnis, jede wirkliche Achtung. Man schätzt den guten geschäftlichen Partner, kann sich aber nicht zum freundschaftlichen Privatverkehr entschließen.

do huadi, die Deutschen. Den Abschluß bilden die Deutschen. „Deutsche und Chinesen sind eigentlich dasselbe", hat Außenminister Yü gesagt. „Do huadi hao", die Deutschen sind gut, ist überall die Form der höflichen Anerkennung, wenn wir im Gespräch die Frage nach unserer Herkunft beantwortet haben; dabei wird der Daumen der rechten Hand zur Bekräftigung gehoben. Das ist mehr als nur eine Höflichkeitsphrase. Gewiß, der Ausländer ist allgemein nicht beliebt, der Europäer schon gar nicht. Wie jung ist die Kultur der Europäer, und auf wieviel Jahrtausende eigener Kultur kann der Chinese zurückblicken! Daß da gerade der einfache Chinese, der simple Kuli, der nicht lesen und schreiben kann, der aber die jahrtausendealte Geschichte seines Volkes kennt, mitleidig auf den in der Kultur noch nicht ganz nachgekommenen Europäer herabblickt, ist schon verständlich. Diese allgemeinen Gefühle gelten auch gegenüber den Deutschen. Und doch ist die Ablehnung gemildert durch eine Sympathie, die für andere Nationen nicht so vorhanden ist. Die Absprechung der Exterritorialität

durch das Versailler Diktat spielt bei den einfachen Leuten keine Rolle, wenn sie auch die Behörden zu einem Entgegenkommen veranlassen mag, das dem Beweis der Überflüssigkeit der Vorrechte der anderen Europäer dienen soll. Aber der einfache Mann weiß davon nichts, kennt auch die näheren Umstände des Weltkrieges nicht und ahnt nicht, daß China am Krieg beteiligt war.

Wohl aber wissen die Leute, auch die schmierigsten Burschen irgendwo in einer verlassenen Steppenecke, die noch nie einen Europäer gesehen haben, daß Deutschland im Krieg gegen eine Welt von Feinden gestanden hat. Und sie sind — wie merkwürdig geht die Stimme der europäischen Geschichte nach Asien — davon überzeugt, daß Deutschland im Krieg von den Mächten, die zugleich als die Feinde Chinas angesehen werden, nicht besiegt worden ist. Besonders die Solonen lassen sich gern von unseren Kriegserlebnissen erzählen; aber auch die Chinesen knausern nicht mit dem Lob der militärischen Tüchtigkeit Deutschlands, wie gesagt, Leute, die noch nie mit Europäern in Berührung gekommen sind, denen das gesprochene Wort die Zeitung und das Geschichtsbuch ersetzt, auf die auch ein mittelbarer deutscher Einfluß unmöglich ist, weil in den europäischen Niederlassungen in der Mandschurei die Engländer und die russischen Emigranten den Ton angeben, der ganz noch auf die Kriegsschuldlüge der Poincaré und Genossen abgestimmt ist. Ein Lehrer im Steppendorf draußen weiß auch etwas von der deutschen Revolution und spricht davon, daß damit die Deutschen sich selbst untreu geworden sind; denn sie hatten ja nicht, wie China, eine Fremdherrschaft zu tragen, — und sie würden ja auch wieder das alte große starke Land der Treue werden, wie es der chinesische Name für Deutschland in seiner wörtlichen Übersetzung ausdrückt ...

Da kramt auch dieser und jener in alten Bildern und Visitenkarten und holt eine plumpe Zeichnung, aus einer vergilbten Zeitung ausgerissen, hervor: Den kennen sie alle, er ist der einzige europäische Staatsmann, dessen Name jedem geläufig ist, so merkwürdig er auch ausgesprochen werden mag, Bismarck. Bismarck ist populär in der mandschurischen Steppe und neben ihm der andere große Deutsche: Luther. Dabei gibt es in der Provinz nur eine einzige Missionsstation, eine katholische Mission in Tsitsihar! Ist Bismarck diesen einfachen Leuten die Verkörperung Deutschlands und seiner Politik, so ist Luther ihnen, die den Namen des Herrn Jesus nicht kennen, die symbolische Gestalt des Christentums und der deutschen Kultur; beide, Luther und Bismarck, werden uns entgegengehalten als die deutsche Personifizierung des guten Elements in dem sonst abgelehnten europäischen Prinzip.

Das kann nicht geheuchelt sein. Das ist — mag man noch so viel ab-

streichen — mehr als nur Höflichkeit. Es ist schon etwas daran: „Die Deutschen sind gut! Deutsche sind beinahe dasselbe wie Chinesen!" Jedenfalls muß uns schon daran liegen, auch als Deutsche angesehen zu werden und uns nicht mit dem auf die Russen gemünzten Spottwort „lao maudse" belegen zu lassen.

Zu Gast im Goldkontor.

An der Polizeiwache des Arbeiterorts werden wir angehalten und in eine Herberge gewiesen. Es kommt auch gleich der Polizeichef selbst herüber und fragt uns nach allen Richtungen aus. Stötzner, der ja im vorigen Jahr schon hier war und sich Vergrößerungen von damals gemachten Aufnahmen des Leiters dieses Kontors mitgenommen hat, schickt die Photos mit unseren Karten ins Kontor hinüber. Es kommt auch sofort ein Bote, der uns hinüberbittet: Es wäre — und das stimmt — in der Herberge so schmutzig und so dunkel, und wir könnten im Kontor sauber und ordentlich als Gäste der Goldgesellschaft wohnen. So sind wir, kaum eine Viertelstunde nach der Ankunft in Han da tshi, in dem großen sauberen Wohn- und Schlafzimmer des Kontorchefs, das uns überlassen wird, und genießen eine Gastfreundschaft, wie sie jedenfalls ein deutsches Industrieunternehmen nicht einem plötzlich zugelaufenen Ausländer gewähren würde. Aber wir sollen sofort wissen, daß dabei auch der Wunsch mitspricht, uns besser beobachten zu können. Daher werden wir am nächsten Tag auch eingeladen, in ein anderes größeres Kontor umzuziehen, in dem bessere Räume wären, — aber auch mehr Beamte zu unserer liebenswürdig reservierten Beschäftigung. Merkwürdig diese Scheu vor Einblicken, die die beiden ersten Europäer gewinnen könnten, die in den Goldminen sind!

Zunächst kommt das übliche höfliche Ausfragen, bei dem wir allerdings allmählich lächeln müssen, weil wir an der Art der Stellung der Fragen und auch an dem Inhalt sofort merken, daß die Beamten des Goldkontors längst alles wissen und lediglich noch der Höflichkeit genügen und uns auf unsere Wahrheitsliebe prüfen wollen. Ja, noch mehr; man hat uns erwartet und sich darauf vorbereitet, uns heute abend zu bewirten. Wir haben kaum die Zeit, uns während der Fragen die Hände zu waschen, als ein Diener meldet, daß das Essen auf uns wartet. Dabei ist es ganz außerhalb der sonst üblichen Essenzeit; es ist auch nur für uns beide, während die Beamten lediglich zur Gesellschaft ein paar Happen kosten. Dieses Essen, wie jede Mahlzeit in den Goldkontoren ein umfangreiches Festessen von vielen Graden, muß schon vor unserer Ankunft für uns gerichtet worden sein. Man war also längst im Bilde über uns und auf alles vorbereitet.

Ein merkwürdiges Gefühl beschleicht einen; man glaubt, als besonders gescheiter Mensch durch die Wildnis zu strolchen und den Landeseinwohnern doch irgendwie überlegen zu sein, um plötzlich zu entdecken, daß man auf Schritt und Tritt überwacht ist und die Kunde jeder Bewegung vor einem herläuft bis in die Küche der Unterkunft, von der wir selbst noch gar nichts ahnen!

Das Spinnengewebe um das Drachengold.

Ein besseres Spionennetz, als es die Goldkontore haben, läßt sich kaum denken. Wie jeder anständige größere Unternehmer und jede bessere Gesellschaft haben natürlich auch die Goldkontore ihre Privatsoldaten, eine richtige kleine wohlausgerüstete Armee in blauen Tuch- oder Leinwanduniformen, mit schlechten japanischen Umarbeitungen deutscher Gewehre und Karabiner ausgerüstet, dazu Maschinengewehre und leichte Feldkanonen. Diese Armee hat im Konzessionsbereich der Gesellschaft für Ordnung zu sorgen, die Kontore vor Räuberüberfällen zu schützen, sie übt in den Goldgräberstädten Polizeifunktionen aus und überwacht die Goldwäscherei, besonders die Ablieferung des ausgesiebten Goldes.

Außerdem werden aber mit den Privatsoldaten viele Außenposten in weitem Umkreise besetzt. So ist ein solches Spionenkommando, das auf alle Vorgänge, besonders Bewegungen von Fremden, zu achten hat — wie uns jetzt erst richtig klar wird —, das etwaige Goldfunde sicherstellt und die aus besonderen Konzessionen herrührenden Einkünfte eintreibt, mit einem Offizier und zwei Mann auch in Haritun. Von dort sind wir natürlich längst in allen Einzelheiten signalisiert worden. Und das kleine Päckchen, das wir für dies Kontor von Kuan djäng hei mitbekommen haben, war weiter nichts als der Personalausweis für uns!

Die Goldgesellschaften sind in ihrem Konzessionsgebiet die unumschränkten Herren. Sie haben alle staatlichen Funktionen übertragen erhalten und arbeiten als Beauftragte des Gouverneurs, der sich eine eigene Verwaltung ersparen kann. Natürlich ist der Gouverneur an der Ausbeutung der Konzessionen maßgebend mit dem Gewinn beteiligt. Dafür hat er der hier in Betracht kommenden Hingan kung hse (Hingan-Gesellschaft, eigentlich Kontor) das Recht auf Ausbeutung aller neuen Einnahmequellen gegeben, neben Gold auch die Besteuerung des Opiumanbaus — wobei die Steuer in frischem Opium entrichtet wird —, die Gewinnung von Kohle und allen sonstigen Bodenschätzen. Der Bereich ist außerordentlich weit, wie schon daraus hervorgeht, daß nicht nur das über 60 km entfernte Haritun dazu gehört, sondern die

Gesellschaft auch ein westnordwestlich Mergen am Gan ho liegendes Kohlenbergwerk ihr eigen nennt, wenn es auch zurzeit wegen der unmöglichen Transportverhältnisse zusammen mit einem Zweigkontor in Mergen stillgelegt ist. Man kann sich danach eine Vorstellung von dem weitreichenden Spionennetz der drei bestehenden Goldgesellschaften machen, die sich in friedlicher Zusammenarbeit in die Ausbeutung teilen. Es überspannt den Raum von Osten vom Amur bei Aigun und Taiheho nach Westen bis über den Nonni, bis hinter Mergen, soweit feste Ansiedlungen vorhanden sind, und nach Norden und Süden auf gut 100 km von den in der Ausbeutung begriffenen Goldminen, deren südlichste, die der Tai ping kung hse, der Gesellschaft „Großer Friede", an der Sungarimündung liegen.

Es ist das lückenlose und wohldurchdachte Gewebe der drei Spinnen, die das alleinige Recht auf das Gold im Amurbogen haben, auf das Drachengold, das in der Provinz des Hei lung kiang, des Großen schwarzen Drachen, gegen fremden Zugriff durch den Hei lung kiang ho, den Großen-schwarzen-Drachen-Strom — den wir Amur nennen — geschützt wird. Dies Spinnengewebe um das Drachengold sorgt dafür, das unbemerkt niemand in das Goldgebiet hinein und niemand wieder heraus kann. Wie sicher das funktioniert, geht schon daraus hervor, daß es noch nie einem Europäer oder Amerikaner gelungen ist, auch nur eine der Goldminen zu sehen, so oft Versuche dazu unternommen worden sind. Die Chinesen haben das Goldgebiet hermetisch abgesperrt und verhindern, wenn nicht anders, mit der nackten Gewalt, daß irgendein fremder Goldinteressent den geringsten Einblick bekommt. Das geht so weit, daß auch kein Kuli gegen den Willen des Kontors seinen Arbeitsplatz verlassen kann.

Stötzner war im vorigen Jahr bei dem einen Kontor der erste, der zunächst durch einen überraschenden Zufall herankam und außerdem durch die Art seiner wissenschaftlichen Arbeit seine Harmlosigkeit bewiesen hatte. Ich kann nun mit Stötzner zusammen fast sämtliche Minen besichtigen und kartographisch festlegen; man zeigt uns sogar bereitwilligst die Übersichtspläne über die Fundorte und die Arbeitsplätze. Von uns wissen sie eben genau, daß wir keine Goldinteressenten sind; wir haben unsere rein wissenschaftlichen Absichten genugsam bewiesen. So haben wir eigentlich nur Anlaß, uns über die sorgfältige Bewachung zu freuen, nachdem wir die reservierte, aber ehrliche Freundschaft der Leiter der Goldkontore gefunden haben.

Ein Goldkuli und . . . (Zu Seite 106)

. . . der Chef der Goldarmee
(Zu Seite 103)

Die Goldbuddelei (Zu Seite 105)

Straßenbild der Goldgräberstadt (Zu Seite 108)

„Das ist chinesisches Gold!“

So wohlorganisiert diese Dinge von obenher sind, so primitiv sind doch die Methoden der Arbeit, der praktischen Ausbeutung der Goldminen. Die Arbeiter werden in strenger Zucht gehalten. Auf eigene Rechnung darf niemand graben. Dafür sorgt das Privatmilitär. Die Minengesellschaften haben bisher fette Dividenden mit 30—50% geben können und wünschen keine Änderung. Dabei ist alle Goldwäscherei unrationeller Raubbau, Maschinen gibt es nicht. Die goldhaltigen Täler, Mulden und Hänge werden auch nicht gründlich unter Aufrollung von unten durchgewaschen. Wenn eine Probegrabung Erfolg hat und die Kulis da sind, wird einfach weitergebuddelt und gleich das ganze Tal auf einmal in Angriff genommen. Wird dabei auch an Kanalisierung, Wasserzu- und -ableitung und Erdbewegung allerhand geleistet, so wird doch die flüchtig durchgewaschene Masse einfach daneben auf säuberliche Halden geschüttet, unter denen nicht gegraben wird. Auch die Wäsche erfolgt primitiv mit der Hand an Ort und Stelle. Man kann damit rechnen, daß fast die Hälfte des Goldes gegenüber modernen europäischen Methoden unerschlossen bleibt.

Das geben die Kontorbeamten auch ohne weiteres zu. Aber die Folgerung daraus ist erstaunlich, ist bezeichnend für den selbstverständlichen chinesischen Nationalismus, der auch das Wirtschaftsleben stärker beherrscht als die nüchterne, rein wirtschaftliche Überlegung: Sie wissen, daß sie den Goldertrag wesentlich steigern könnten. Aber sie würden dazu europäische Maschinen brauchen; das würde kein Hinderungsgrund sein. Doch chinesische Kulis würden die europäischen Maschinen so schnell ruinieren, daß man nur unter der Anleitung fremder Ingenieure und Monteure mit Erfolg arbeiten könnte. Aber Fremde haben hier in den chinesischen Goldminen nichts zu suchen. Lieber verzichtet man auf die Hälfte des Ertrags, als daß man Fremden einen Einblick in die Minen gibt. „Das ist chinesisches Gold!“ Dagegen kann man mit keiner Logik ankommen. Und eigentlich kann man die Chinesen im Grundsatz um diese selbstverständliche Voransetzung der nationalpolitischen Gesichtspunkte vor wirtschaftlichen nur beneiden. — Hat der Arbeiter also seinen kleinen Eimer mit gewaschener Golderde einigermaßen gefüllt, so macht der Aufseher ein Siegel drauf. Damit geht es zum Kontor, wo die weitere Waschung in großen Bottichen erfolgt. Schließlich ist die Erde soweit ausgewaschen, daß die Holzschale schwimmt und nun der letzte Sand leicht über den Rand gespült werden kann. Die übrigbleibenden Goldstäubchen, meist kaum ein halber Fingerhut voll, werden in einer Eisenschale am Feuer getrocknet und an den Aufseher abgeliefert, der nach dem Gewicht sofort bezahlt.

Anderen Lohn gibt es nicht. Bezahlt wird etwa die Hälfte des Goldkurses von Schanghai, aber nur in eigenem Papiergeld der Goldgesellschaft, das für die Goldarbeiterstädte das einzig erlaubte Zahlungsmittel ist, aber sonst in der Provinz nirgends in Zahlung genommen, höchstens von den Banken mit gehörigem Kursverlust umgewechselt wird. So bleibt mit dem Minengeld auch der Zinsertrag der kleinen Ersparnisse der Kulis, der summiert schon ein ganz schöner Betrag ist, der Gesellschaft. Mehr noch; auch alle seine bescheidenen Bedürfnisse muß der Kuli bei der Gesellschaft decken, die das Verkaufsmonopol hat. Die Kontore verdienen also dreifach an der Arbeit und lösen ihr Privatgeld nur ein, wenn der Kuli mit ihrem Einverständnis endgültig die Arbeitsstelle und das Minengebiet verläßt.

Die Sklaven des Drachengoldes.

Trotzdem bleibt der echte Goldarbeiter und lebt von kaum verständlicher Hoffnung. Ihn hat das Goldfieber erfaßt, das sie alle hier hält. Und sie alle werden um die Hoffnung auf das Reichwerden betrogen. Hat der Kuli mal für ein paar Tage oder Wochen einen guten Arbeitsplatz erwischt, so kann er hernach oft wochenlang aus dem Arbeitsertrag kaum seine dürftigste Lebenshaltung bestreiten. Aber er bleibt. Das heißt, der echte Goldsucher. Das sind nicht nur Chinesen und Koreaner. Da spricht uns auch ein Russe an, ein intelligenter, gut aussehender, wenn auch äußerlich verwahrloster Bursche, ehemaliger Offizier, dem man mit seinen guten Manieren glauben kann, daß er sich hier einsam fühlt und für jedes Gespräch mit Europäern dankbar ist. Doch der Goldwahn hat ihn getrieben, sich in eine Kolonne von 14 Chinesen aufnehmen zu lassen, mit denen er unter einem chinesischen Rottenführer arbeitet und in einer der unbeschreiblich schmutzigen Arbeiterbuden haust. Er hat sich damit selbst zum langsamen Tod verurteilt, wenn er nicht ganz außergewöhnliches Glück hat; denn den verachteten Russen, der durch die Arbeit als Kuli in den Minen Fachmann geworden ist, werden die Kontore, die um das Geheimnis des Goldgebiets besorgt sind, so leicht nicht laufen lassen.

In den fünf Jahren, die hier gebuddelt wird, hat bei wechselndem Ertrag und schnellraffendem Raubbau die Arbeiterzahl stark geschwankt. Zeitweise waren es viele Zehntausende, heute in allen Minen zusammen kaum mehr als 5000, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Hauptarbeit erst zum Herbst bei der beständigeren Witterung kommt. Diese 5000 aber sind die echten Goldwäscher, denen die Goldhoffnung Lebensberuf und Lebenserfüllung geworden ist.

Da ist nichts von der Wild-West-Romantik, von dem wüsten Leben

und dem Rowdytum, das sich bei uns unwillkürlich mit dem Gedanken an Goldgräberei und -wäscherei verbindet. Die Goldgräber sind mir so ziemlich das sympathischste Volk, das ich gesehen. Sie gehen auf in harter, rücksichtsloser Arbeit. Bei Morgengrauen geht es nach bitterem Tee und dem matzeähnlichen chinesischen Brot den oft weiten Weg in die Minen; und abends nach der Ablieferung der Funde ist es schon dunkel. So geht es Sommer und Winter, bei Gluthitze und schneidendem Frost. Nur die Regenzeit, die alle Täler mit reißenden Strömen füllt, bringt eine unerwünschte Pause. Und abends in der Hütte wieder Tee, Matze und Fadennudeln oder Weißkraut, vor allem Wasserhirse, meist selbst ohne Öl; kaum einmal ein Kao liang. Vielleicht ein Schwatz oder ein Lied ... und der Kuli schläft der neuen trügerischen Hoffnung entgegen.

Ist sonst schon in China das Haus kaum mehr als eine künstliche Höhle zum Schutz gegen Nässe und Kälte, so sind die Goldgräberhütten das Dürftigste von allem. In breiten doppelreihigen Straßen west-östlich oder nord-südlich stehen sie auf einem ärmlichen Haufen zusammen. Aus rohen Birkenstämmen gezimmert, selten mit Lehm verschmiert, oft nur aus Birkenrinde, die von Lehm und Ästen zusammengehalten wird, mit rohen Stämmen oder Birkenrinde mit Erdbewurf gedeckt, so daß es fast regelmäßig durchregnet, lassen sie meist nur durch die verfallene Tür Licht herein, weil die Fensterhöhlen wegen der Winterkälte dick verklebt sind und in den kurzen Sommermonaten nicht erst geöffnet werden.

Hat man sich abends, wenn nur eine winzige Ölfunzel auf dem kleinen Lehmherd brennt, an die Düsternis gewöhnt, so bleibt doch das Gefühl der geisterhaften Umgebung, der Behausung der Knechte, der Sklaven der unterirdischen Machthaber des Drachengoldes. An den Wänden, wo sonst fest mit Lehm hereingebaut der Kang ist, heben sich düstere Brettergestelle ab, der Kangersatz, auf dem Lumpen und Steppenheu die Lagerstatt bilden. Darunter gähnende Schwärze: die schmutzigen hohen Wasserstiefel, vor Jahren als unbrauchbar daruntergeschobene Lumpen, durchgefallenes Heu und dergleichen. Das ist die Brutstätte der Millionen von Schwaben, des chinesischen Nationalungeziefers, die überall vom kleinsten Küken bis zur ausgewachsenen 3-cm-Urgroßmutter sich rekeln, regen und nagen. Der lange verräucherte Tisch hat im schwachen Licht einen eigentümlichen matten Glanz und scheint ständig leise zu zittern. Wenn man herankommt, sind auch das Schwaben, die jeden auf den Tisch gelegten Gegenstand sofort ebenso überfallen, wie sie die wenigen auf den Brettern an den Wänden liegenden Lebensmittel bevölkern. Der Versuch, den Tisch auch nur einen Augenblick von dem

Ungeziefer freizumachen, lohnt nicht; wischt man mit der Harmlosigkeit des Europäers am einen Ende mit dem Ärmel darüber, so kommt vom anderen eine neue Heerschar herauf. Vergebliche Liebesmüh!!
Zu dieser verräucherten, belebten Umgebung kommt die dunst- und rauchgeschwängerte Luft, die einem zunächst den Atem verschlägt. Es sind nicht nur die Ausdünstungen der Menschen, die von europäischen Toilettengeheimnissen nichts ahnen, nicht nur der Dunst der verschwitzten, verschmutzten und verregneten Sachen, die an den die Decke tragenden Stämmen hängen und gespenstische Schatten an Wände und Decken werfen; auch der Rauch des Herdes hat keinen anderen Abzug als durch die Tür. So lagert jetzt, wo nur noch ein schwaches Teefeuer gehalten wird, eine bläulich-gelbliche Wolke in Schulterhöhe, der brodelnde Nebel der unterirdischen Erdgeisterhöhle.
Das ist das Heim der Goldgräber, der Männer, die auch für China den Grundstock der Währungen, für die Gouverneure den Kampffonds für den Bürgerkrieg und für die Beamten und Soldaten die eine unerläßliche Voraussetzung für ihr bequemes Herrenleben liefern, und die selbst niemals die Erfüllung ihrer Goldträume in mühseliger Arbeit oder schnellem Glück finden werden ... Aber sie sind fasziniert und für alles andere fast geblendet. Sie sind in der langen Arbeit und der gemeinsamen Hoffnung, im bedürfnislosesten Vegetieren zu edlen Rittern des Glücks zusammengeschweißt, fürwahr der Adel der chinesischen Arbeiterschaft! Adlig in Wesen und Auftreten, adlig in Gesinnung und Antlitz. Sie sind ein charaktervoller Menschentyp, der hier sonst so selten ist. Dabei haben sie nicht einmal die Aussicht auf Erfüllung der selbstverständlichen männlichen Wünsche; — denn wie sollen sie die 2000 Mark aufbringen, die in der Provinz des Großen schwarzen Drachen eine brauchbare Frau kostet, und dann noch einen eigenen Haushalt gründen?
Beim Betreten der Hütte werden wir, die Fremden, die „Reichen", mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßt, werden auf den bescheidenen Ehrenplatz gebeten und mit Tee versehen. Es ist nicht gerade sehr sauber und verlockend, aber es ist gut gemeint. Man fragt, man unterhält sich, spricht frei und offen, ehrlicher und gerader als anderswo unter Chinesen, und mit einem achtungsvollen liebenswürdigen Respekt, wie er sonst nur den tungusischen Naturvölkern eigen ist. Und es sind doch vorwiegend Chinesen, dazu Mongolen, Dahuren, Koreaner und ab und an mal ein Russe. Aber sie alle sind ein Typ geworden, ein Menschenschlag mit dem gleichen scharfgeschnittenen, unbeweglichen, dabei doch freundlichen Gesicht, das sie alle als Mitglieder einer Familie erscheinen läßt. Nur in einigen kurzen Augenblicken kommt Bewegung

in ihr Mienenspiel: wenn am Abend bei der letzten Goldwäsche am Kontor in der schwimmenden Holzschale allmählich der Goldstaub sichtbar wird. Sie alle sind von Grund auf ehrlich und anständig und halten untereinander Disziplin. Wenn sonst nirgendwo in der Mandschurei Verlaß auf Menschen ist, hier ist es anders; hier kann man sich trotz des ungewohnten Milieus wohlfühlen. Ebenso merkwürdige wie prächtige Menschen.
Und wollten die Goldgesellschaften nicht im schnellen Erraffen Dividenden schaffen, würden sie den Raubbau durch sachgemäße Methoden ersetzen, so könnten sie alle reich sein ... Aber das wäre nicht chinesisch. Und ob dann die Arbeiter überhaupt so glücklich wären wie jetzt in ihrer Hoffnungsseligkeit ...??

Die Festungen der Goldhüter. Etwas abseits und erhöht, so, daß sie die Arbeiterstädte beherrschen können, stehen die Goldkontore. Jedes Kontor ist eine richtige Festung. Eine mindestens 1 m dicke, doppelt mannshohe Lehmmauer umgibt das Quadrat oder Rechteck des Kontors. An den vier Ecken und am Tor sind Türme mit flachem Dach vorgebaut, von denen aus man die Mauern, das mit Stacheldraht abgesperrte Vorfeld und den Innenraum bestreichen kann. Von Turm zu Turm läuft ein geschützter Gang mit Schießscharten. Für Maschinengewehre und Geschütze sind die Stände vorbereitet. Hier bei der Hingan kung hse sind die Türme quadratisch, drüben bei der anderen Gesellschaft rund. Gelegentlich steht außerdem noch ein alles hoch überragender Wachtturm nach Art unserer Vermessungstürme, der, ebenso wie das Tor, ständig mit einem Militärposten besetzt ist. Am Tor ist die Wachtstube, unten in den Türmen die Unterkunft der Soldaten, so daß die kleine Festung in wenigen Minuten in verteidigungsfähigem Zustand sein kann. Diese Festungstürme der Kontore sind die typische Silhouette des Goldgebiets. Sie kennzeichnen die Unnahbarkeit und die Bedeutung. Sie sprechen zugleich auch von der Unsicherheit des Gebiets, in dem sonst das Gold eine willkommene Beute des Räubergesindels sein würde, das sich so darauf beschränkt sieht, ab und an trotz aller Vorsichtsmaßregeln einen der im Auto unter Bedeckung durch eine Kompanie beförderten Goldtransporte abzuschnappen.
Hinter diesem Festungsschutz stehen die Verwaltungsgebäude der Beamten, wie jedes ordentliche chinesische Haus, wie auch die Straßen in Tsitsihar und Mergen, in der Nord-Süd-Richtung angelegt. Es sind große, geräumige, zweistöckige Häuser in europäischer Bauweise, die ganz aus dem Rahmen der sonst üblichen Gebäude fallen und sich auch durch eine merkwürdige Sauberkeit auszeichnen, sogar

mit einem richtigen Abort versehen sind. Im übrigen gilt aber auch in den Kontoren die Regel, die man sich für China einprägen muß: naturalia non sunt turpia; was natürlich ist, geniert nicht!

In den Tagen des strömenden Regens haben die Beamten nicht viel zu tun. Das Opiumrauchen füllt drei Viertel des Tages. Es ist die Zeit des frischen Opiums. Da muß die neue Ware probiert werden. Alle möglichen Mischungen werden versucht aus verschiedenen frischen und alten Sorten. Das gibt nicht nur viel Arbeit, sondern auch lange und heftige Gespräche. Auf dem Liegebett, das hier in dem europäischen Haus an die Stelle des Kangs tritt, stehen die Rauchgerätschaften sorgfältig auf einem Tablett am Kopfende. Das kleine Öllämmchen wird entzündet, der 5 cm hohe Zylinder aufgesetzt und die klebrige Opiumpille zunächst mit den Fingerspitzen in der richtigen Größe von knapp $^1/_2$ cm Durchmesser geformt. Dann kommt sie an einen leicht in der Flamme vorgewärmten Draht und wird etwas erhitzt, bis sie weich genug ist, daß sie mit Hilfe eines anderen Drahtes über der Flamme ganz weich geknetet und gezogen werden kann, ohne daß sie anbrennen darf. Das dauert seine Zeit, der süßliche Opiumgeruch verbreitet sich im Zimmer, der Raucher schnuppert schon gierig mit der Nase, wedelt sich auch einmal den Dunst zu. Hat die fast glühendheiße Pille die richtige Zähigkeit, wird sie auf den Pfeifenkopf aufgelegt. Es ist ein gut 25 cm langes Rohr mit einem geschlossenen Kopf, der nur ein kleines Loch für das Aufsetzen der Pille hat. Hier wird die Pille erst mit einem feinen Draht durchstochen, damit Zug ist, und nun geht der Raucher mit dem Pfeifenkopf vorsichtig über die Flamme und zieht mit tiefen kräftigen Stößen. In wenigen scharfgeschlürften Lungenzügen ist das Opium inhaliert, der bläuliche Dunst liegt über dem Raum, der Raucher rollt zufrieden die Augen und gönnt sich eine kurze Pause, ehe er an die umständliche Arbeit der Vorbereitung der nächsten Pfeife geht.

Es ist schon viel und zeugt von ganz außerordentlichem Interesse und besonderer Liebenswürdigkeit, daß man sich trotzdem bemüht, uns ständig zu unterhalten, wie wir überhaupt die chinesische Gastfreundschaft in großartiger Weise kennenlernen. So werden heute nur selten noch Ausländer behandelt; aber uns geht überall unser guter Ruf voraus, und dank der chinesischen Neugierde weiß jeder schnell, daß wir so gute Pässe haben, wie sie sonst nur hohe chinesische Beamte bekommen. Kommt aber ein Angestellter oder Beamter zur Kontorleitung, so läßt man ihn deutlich fühlen, daß er stört und daß es beim Opium keine Störung gibt. Inzwischen trommelt draußen der Regen. Wir sitzen fest und müssen warten ...

Freibeuter der Wildnis

Regen ist der Schrecken der ganzen nächsten Zeit. Regen ist das Schlimmste für den Reisenden drinnen im Amurbogen. Der humusreiche Steppenboden saugt das Wasser auf wie ein Schwamm und verwandelt sich in einen gefährlichen Morast, in dem es keinen Halt gibt. Da auch die Hänge der Berge dieselbe Humusschicht tragen wie die Täler, ist der Sumpf oben sogar noch schlimmer als unten, weil er unregelmäßiger, heimtückischer mit den dazwischengestreuten Felsstücken ist. Nach wenigen Tagen schon kann der Humus die Regenmassen nicht fassen; und nun schwemmen alle Täler und Mulden voll reißend dahinschießendem Wasser. Jedes Tal ist ein Strombett. Das trifft nicht nur die Goldminen, in denen an Arbeit nicht zu denken ist, auch wir sitzen fest. Regen ist, in dem Übermaß, wie ihn dieses Jahr gebracht hat, der Feind des Menschen, der sowieso nur mit viereinhalb frostfreien Monaten rechnen kann.

Sonst geht von unserem Goldlager Handatschi über die anderen Goldkontore ein regelmäßiger Autoverkehr in fünf Stunden nach Taihe ho; von dort wieder kommt man in einer Stunde nach Aigun. Die Kunghsen haben für ihren umfangreichen Verkehr eine Autostraße, die einzige in der ganzen Provinz, angelegt. Wir konnten also damit rechnen, daß auch bei Regen der Verkehr aufrechterhalten würde. Aber der Kontorchef sagt uns gleich, daß der Regen der letzten Zeit so viel Brücken weggerissen habe, daß mehrere Wochen schon kein Auto gefahren ist. Nach Handatschi wird der Verkehr auch so bald noch nicht aufgenommen. Doch von dem einige Stunden entfernten Hauptkontor der Hingan kung hse würde in diesen Tagen wieder das erste Auto gehen. Aber bei Regen ist zum Hauptkontor wegen der dazwischenliegenden Wildbäche nicht zu kommen. So sind wir erst einmal eingesperrt und auch Au, der eigentlich in zwei Tagen in Haritun zurück sein sollte, muß mit uns warten.

Vergreistes Volk. Bei allen Verrichtungen des Tages haben wir die Gesellschaft der Beamten. Wie sie gerade ausgiebig mit dem heiligen Opium beschäftigt sind, benutze ich die Gelegenheit, mich zu rasieren. Aber ich habe nur eben den Apparat zurechtgelegt und

bin noch nicht mit dem Einseifen fertig, als einer die Opiumpfeife beiseitelegt und den Rasierapparat greift, um sich damit zu bearbeiten, obwohl ihn gerade erst der Diener rasiert und ihm mit allen Zutaten an Drähten, Bürsten und Scheren die Haare geschnitten und sämtliche Öffnungen des Kopfes ausgespult hat. So kann er sich nur den Schnurrbart stutzen, den Kinnbart abnehmen und die Augenbrauen verkürzen. Und er tut das, obwohl sonst die Chinesen bei ihrem dürftigen Haarwuchs stolz auf jedes sichtbare Härchen sind, und versichert dabei, daß die deutschen Sachen im Gegensatz zu dem japanischen Schund ausgezeichnet sind.

Aber sonst soll man sich nicht einbilden, daß der Europäer dem Chinesen irgendwie imponiert. Gewiß interessieren sich diese gebildeten Beamten für Europa. Sie lassen sich von meinem Flug nach Moskau alle Einzelheiten erzählen, weil sie das Fliegen für gefährlich halten. Sie rauchen gern meine deutschen Zigaretten zwischen dem Opium. Und doch lassen sie einen dabei fühlen, daß sie China in jeder Beziehung für vorbildlich halten, und daß der Chinese doch alles am besten kann. Es ist schon viel, daß sie überhaupt ernsthaft auf europäische Dinge eingehen und sich nicht offen darüber belustigen, wie es die meisten anderen tun. Bezeichnend für dieses selbstverständliche Überlegenheitsgefühl ist es, daß auf den Straßen, auch draußen bei einer Begegnung in der Steppe, kaum einmal ein Chinese sich nach uns umdreht, wenn sie auch überall von uns und über uns sprechen. Aber in diesem Sinne ohne weiteren Anlaß die Neugierde zu zeigen, das verbietet der Stolz.

Wofern es nicht Indolenz ist, die hervorragendste Eigenschaft des Durchschnittschinesen. Bei der Herkunft aus den verschiedenen Provinzen haben die Chinesen schon untereinander Verständigungsschwierigkeiten. Obwohl sie oft die gleichen Worte je nach Laune verschieden aussprechen — so daß man zu einer einwandfreien Feststellung geographischer Namen nur durch die Schreibung kommen kann —, versuchen sie gar nicht erst, eine ihnen nicht geläufige Aussprache zu verstehen. Wenn sie müde sind, bekommt man entweder nur ein Brummen oder gar nichts zur Antwort oder eine neugierige Frage, oft auch „bu dung“ (nicht verstehen), was Stötzner regelmäßig mit der wirksamen Gegenfrage beantwortet: „dshung huadi bu dung ma“ (Du verstehst kein Chinesisch?).

Aber in der Indolenz und Denkfaulheit liegt neben der Primitivität auch Entartung, Degeneration eines sich in der eigenen, jahrtausendealten Kultur überlebenden Volkes. Es ist so bezeichnend, daß schon die kleinen Kinder eigentlich alte, abgelebte Gesichter haben. Dabei mag

Silhouette der Goldminen (Zu Seite 109)
Neben dem Eckturm ein Feldgeschütz mit Protze

Han da tshi (Zu Seite 102)

Wu da go (Zu Seite 115)
Festungen des Goldes

die gelbe, pergamentene Haut für das europäische Auge ihre Wirkung tun; aber ich habe kein Chinesenkind auch beim Spiel so frei und offen von Herzen lachen sehen, wie wir es bei unseren und auch bei den solonischen Kindern gewohnt sind. Diese Alterserscheinung eines ganzen Volkes hat nicht etwa zu stiller Resignation geführt, sondern zu dem kindlichen Geltungs- und Machtbedürfnis der Senilität. Man soll nicht obenhin urteilen, aber es ist doch der Eindruck haften geblieben, daß dies chinesische Volk, das sich in der mandschurischen Völkerwanderung präsentiert, zu keinem großen Fortschritt mehr fähig ist. Ist auch unter dem modernen Nationalismus z. B. eigene Produktion Trumpf, so braucht der Exporteur nach China wenig Angst zu haben. Auch in 100 Jahren wird die Masse der Chinesen nur mit Redensarten weitergekommen sein und jedenfalls immer weit nachhinken.

Ähnlich ist es trotz alles bewußten Ausdehnungsdrangs mit der Bevölkerungsbewegung. Bei der denkbar schlechtesten Hygiene ist höchstens jeder vierte Chinese leidlich gesund. Entsprechend werden, soweit es nicht von vornherein Fehlgeburten gibt, ungesunde Kinder zur Welt gebracht. Die Kinder- und Säuglingssterblichkeit ist erschreckend, zumal nach dem chinesischen Erziehungsprinzip die Kinder tun und lassen können, was sie wollen. Von 6 Jahren an, auch schon früher, haben sie sich das Gift der Alten als Selbstverständlichkeit angeeignet, vor allem Zigaretten und Pfeife, Mädels wie Jungen. Die Frau nährt oft vier, fünf Jahre; inzwischen ist schon das nächste Kind da. Trinkt dann das Kleine nicht aus, so geht noch mal das große Mädel ran und nimmt zwischen der Mutterbrust schnell einen Zug aus der Zigarette, damit sie nicht ausgeht. So kommt es, daß eine Familie nur ausnahmsweise vier oder mehr lebende Kinder hat. Wenn die Verhältnisse ähnlich auch im eigentlichen China sind, könnte man daraus die Folgerung ziehen, daß das chinesische Volk sich, jetzt wenigstens, kaum mehr vermehrt. Allerdings fehlt in anderen Teilen des Reiches der Mitte wohl die entnervende Wirkung des Opiums.

Um so mehr Bedeutung kommt aber der Heranziehung fremden Volkstums zur Blutauffrischung und Geburtenvermehrung zu, zumal die Chinesen es von alters her verstehen, fremde Völker aufzusaugen und zu chinesieren. Das ist dann nicht nur die physische Aneignung, sondern zugleich auch eine psychologische Machterweiterung. Nicht allein um die Tungusen handelt es sich hier, sondern fast ebenso stark auch um Russen. Ein kluger Beobachter der inneren Entwicklung Rußlands hat kürzlich in einer bevölkerungspolitischen Studie davon gesprochen, daß ein Prozeß der Vermongolisierung Rußlands im Gange sei und die mongoli-

schen Vorposten schon in Moskau stünden. Hier ist eine der Unterlagen für die Entwicklung. Schon haben weithin im Fernen Osten die Russen das Gefühl für den Unterschied zwischen der gelben und der weißen Rasse verloren, schon gibt es breite, nicht einmal jeder Intelligenz entbehrende Schichten, die mit dem Respekt der Inferiorität zu den Chinesen mit der alten Kultur aufblicken! So dient das Streben der Chinesen nach Verjüngung als Volk und Rasse zugleich der friedlichen Ausbreitung und Eroberung. Diese Entwicklung hat ihren großen Antrieb durch die nationale Bewegung in China, durch die Völkerwanderung in die Mandschurei und durch die russische Revolution erhalten. Noch ist das entscheidende Anfangsstadium nicht überschritten. Viel an der Altersgliederung der Bevölkerung ändern wird das auch nicht.

Besonders früh sterben die Frauen. Aber auch bei Männern gelten 60 Jahre schon als ein ausnahmsweise hohes und daher hoch achtbares Alter. Und das Alter wird hoch geehrt. Es ist besonders höflich, jemand als viel zu alt einzuschätzen. Will man einer Frau schmeicheln, wie man bei uns etwa „junge Frau" sagen würde, so redet man sie als „lao thä thä" (alte Frau) an. Es ist eigentlich also eine Beleidigung gewesen, als ich für 25 Jahre alt eingeschätzt wurde. Da der gebildete Chinese bestimmt höflich sein wollte und sich nachher auch entschuldigte, hatte er mich für noch jünger gehalten und damit bewiesen, daß auch für sein Gefühl der Chinese, der für ihn der Maßstab der Alterseinschätzung ist, schneller altert und ablebt als wir. Überhaupt ist in der Mandschurei möglichst alles umgekehrt wie bei uns: So sagt der Kutscher z. B. „prr", wenn das Pferd gehen soll, und „hüa" zum Halten.

Die Jagd nach dem Auto.

Nach drei Tagen können wir eine Regenpause benutzen, um zum Hauptkontor der Hingan kung hse, einer großen, auf steiler Höhe gelegenen Festung, zu fahren, wo das Auto weitergehen soll. Wir haben nun bis an den Amur die feste Autostraße der Kontore. Es ist nun nicht gerade eine Autostraße nach dem Muster des Nürburg-Rings mit aufgerauhtem Asphalt und ähnlichen Schikanen. Aber immerhin ist es ein fester Weg, an sumpfigen Stellen als Knüppeldamm gebaut, mit Holzbrücken an den Bächen und Flüssen und mit sauberen Entwässerungsgräben daneben. Von Kontor zu Kontor begleitet uns eine Telephonleitung. Doch wie sieht die Straße schon hier aus, wo es noch erstklassig ist?! Schon hier steht das Wasser auf dem ausgefahrenen Weg, und die Wegebaukommandos der Kunghsen sind schon an der Arbeit, haben die kleinen Brücken erst wieder fahrbar gemacht.

Rings um uns sind die Spuren der Goldarbeit. Die Steppe ist in allen Tälern und Hängen aufgerissen, Stauseen sind angelegt, große Aquädukte, und die Halden reichen bis an die Straße. Auch an verlassenen Kontoren kommen wir vorbei und an leerstehenden Arbeiterstädten, bei denen fürs erste der Raubbau beendet ist.

Im Hauptkontor, der Goldzentrale, nimmt man uns höflich, aber steif und förmlich auf, ohne die Herzlichkeit des ersten Quartiers. Hier wird so recht der überhebliche Chinese herausgebissen, der erst einige Male gründlich genasführt sein will, ehe er uns als seinesgleichen anerkennt. Wir bekommen eine Flucht von drei Zimmern, zwei Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, zugewiesen, alles europäisch eingerichtet, aber kalt und herzlos, Talmi, der in der chinesischen Umgebung noch fürchterlicher wirkt.

Aber Autos? Man lacht uns aus. In acht Tagen vielleicht können Autos fahren, wenn es inzwischen nicht mehr regnet und die Wegebaukommandos die Arbeit geschafft haben. Doch sicher von dem nächsten großen Kontor, von der Zentrale der anderen Gesellschaft, der Fäng juen kung hse, wird der Autoverkehr schon wieder im Gange sein. Die Autos sind auch alle beim Beginn der Regenzeit unterwegs gewesen. Aber solange die Straßen zerrissen sind — gleich unten vor dem Kontor ist die Brücke über den wenige Kilometer oberhalb entspringenden Nitschü ho, sonst ein Bächlein, jetzt ein Fluß von 50 m Breite, fortgespült und kann vor dem Rückgang des Wassers nicht erneuert werden — können sie nicht zurück. Und ob sie uns zu der kurzen Fahrt zur Fängjuenkunghse Pferde und Wagen gegen Bezahlung leihen könnten? „Ma mejo“ (Pferde nicht dasein!). Man bedauert mit süßem Lächeln. Dabei laufen draußen auf der Steppenweide sicher 50 Pferde herum. Das ist die Kehrseite der chinesischen Höflichkeit und Gastfreundschaft. Aber drüben in dem anderen Kontor gehen sicher Autos! Man will uns loswerden; aber wir haben es ja selbst eilig. — Als gegen Abend der Regen aufhört, muß also wieder Au ran.

5,5 km nordnordöstlich des Nitschü ho-Übergangs machen wir auf einer kaum 50 m erreichenden Höhe inmitten der fast ununterbrochenen Goldbuddelei die nach allen Karten unerwartete Entdeckung, daß hier, und nicht etwa an den Ausläufern des Kleinen Hingan weit vor uns, die unscheinbare Wasserscheide zwischen dem Flußgebiet des Nonni nach Westen und dem Amur nach Osten ist. Ansonsten ist es gut, daß wir noch vor Dunkelheit in Wu da gou, dem Hauptkontor der Fäng juen kung hse, ankommen. Bei Nacht wären wir alle 100 m steckengeblieben, beziehungsweise in die metertiefen Löcher und Gräben gerutscht, die von den immer noch wild fließenden Regenbächen in die

Straße gerissen sind. Keine Brücke ist stehengeblieben; auch der kleinste Bach wäre uns zum Verhängnis geworden.

Um so herzlicher ist die Aufnahme in Wudagou. Das Kontor, eingebettet in Felder von wenig über kniehohen Zwergeichen und Zwerglinden am felsigen Rand der Bergsteppe, macht im Vergleich zu den Kontoren der Hingan kung hse in seiner chinesischen Einfachheit einen sympathischen Eindruck. Nach dem Zustand der Arbeiterstadt scheint man auch für die Kulis mehr übrig zu haben. Dafür ist auf den Versuch verzichtet, mit europäischem Kitsch zu protzen; alles ist wie der famose Betriebsleiter Sun yü dshang, schlicht und echt chinesisch ohne Tünche, dabei sauber und ordentlich, so anheimelnd und freundlich. Sun yü dshang, der uns gleich nach dem Essen in langem Gespräch mit gutem chinesischen Kognak traktiert, stammt auch im Gegensatz zu den Beamten in den anderen Kontoren aus der Hei lung kiang-Provinz. Er ist der einzige Chinese in einflußreicher Stellung, der nicht Schantungmann ist. Damit ist es eine merkwürdige Sache. Der deutsche Partikularismus ist gegen den chinesischen ein Kinderspiel. Es ist fast unmöglich, daß Leute aus verschiedenen Provinzen, anders als Kulis, selbständig zusammenarbeiten. Wer nicht aus Schantung ist, wird in der Nordmandschurei kaum vorwärtskommen. Selbst die aus der Provinz Gebürtigen gelten nicht als voll. Die meisten Chinesen in der Provinz stammen auch aus Schantung, sicher drei Viertel, während der Rest aus den anderen altchinesischen Provinzen gekommen ist, besonders zahlreich eigenartigerweise aus Yünan, der Grenzprovinz neben Tibet. Durch die jetzige Kolonisationsbewegung mag das etwas anders werden. Aber noch spricht Stötzner, um die Leute bei ihrem Partikularismus zu kitzeln, fast jeden mit Erfolg als Schantungmann an.

Freilich beeinträchtigt der Partikularismus das allgemeine chinesische Nationalbewußtsein nicht, auch im Nationalismus sind die einzelnen Stämme eher eifersüchtig aufeinander. Nach außen gibt es nur Chinesen. Die Stammeszugehörigkeit nach der Provinz ist eine interne Angelegenheit, über die man außerhalb der chinesischen Familie nicht spricht. Und sie hängt auch unmittelbar mit der Familienüberlieferung zusammen.

Den großen Zusammenhang stellt die gemeinsame Beamtensprache und die Schriftsprache her. Nicht alle verstehen die Beamtensprache ohne Schwierigkeiten, und nur wenige können lesen und schreiben; aber sie wissen, daß das ihre chinesische Schrift ist, diese Schrift, die für jedes Wort ihr besonderes Zeichen hat und sich dem Europäer erst nach jahrzehntelangem Studium erschließt. Gerade mit ihren Besonderheiten

ist die Schrift der Ausdruck des chinesischen Charakters und das der Sprache angepaßte nationale Bindemittel. Dabei hat eigenartigerweise auch die komplizierte Schrift eine nationale Werbekraft auf die umwohnenden Völker, die davon zeugt, daß auch in den internationalen Bindungen letzten Endes der betonte nationale Charakter entscheidet. Ich denke an unseren Schriftstreit zu Hause über Fraktur und Antiqua und verstehe gerade angesichts des chinesischen Beispiels nicht, wie man daran denken kann, unsere schöne Fraktur, die als Wortschrift das Bild der Sprache sinngemäß wiedergibt, durch die Buchstaben- und Silbenschrift der Antiqua zu verdrängen. — —

Unser Freund, der Große Drache.

Aber mit der liebenswürdigen Aufnahme durch den Hei lung kiang-Mann sind wir noch nicht weiter! Wir wollten eigentlich schon längst auf dem Rückweg sein. So verleugnen wir die in China übliche Höflichkeit des Vorbringens von Bitten erst nach langem Gespräch und fragen gleich nach dem Auto. Mitleidiges Lächeln ist die erste Antwort. Dann das alte Lied: die Straßen sind aufgerissen und unpassierbar, das Hochwasser hat alle Brücken mitgenommen und noch regnet es. Diese Enttäuschung von Kontor zu Kontor ist schon nicht mehr schön. Tatsächlich ist nun an ein Auto überhaupt nicht mehr zu denken. Die Auskünfte werden immer schlechter statt besser. Hier sagt uns der Kontorleiter — wie sich nachher herausstellt, noch mit übertriebenem Optimismus —, daß frühestens in 14 Tagen Autos gehen könnten.

Und sonstige Verbindung nach T a i h e h o ? Pferdewagen sind nicht zu haben, obwohl Pferde und Wagen genug da sind. Bei den Goldkontoren gibt es nur die niedrigen vierrädrigen russischen Wagen, bei denen die Vorder- und Hinterräder nicht Spur laufen, damit die Pferde etwas mehr zu tun haben. Mit diesen schweren Wagen kämen wir weder durch das Hochwasser der Flüsse noch durch den Schlamm der Straße. Und an Pferden sind ausschließlich große schwere Russen da, die zwar von gutem Futter strotzen, aber den außerordentlichen Anstrengungen der Steppenfahrt und der ganz miserablen Wege nicht so gewachsen sind wie unsere Kummer gewohnten Solonenpferde. So müssen wir uns auf der Arbe weiterhelfen.

A u aber, der Kutscher, der längst schon zu Hause sein sollte, will nicht weiter. Was soll K u a n d j ä n g h e i von seinem langen Ausbleiben denken? Den Weg ist er auch noch nie gefahren. Dazu rückt er unter Druckseln und Würgen nach einigen Schnäpsen damit heraus, daß vorne auf den Hinganbergen der Große schwarze Drache säße und nur auf den armen A u warte. Das ist ein schwieriges Argument. Stötzner

beruhigt ihn, daß er ja den Weg nicht allein fahre, wir würden schon besser aufpassen als er damals, als seine Pferde besoffen waren. Und der Große schwarze Drache? Nun, der ist, wie alle bösen Geister, unser guter Freund. Wenn er mit uns und unter unserem Schutz führe, so könne ihm nichts passieren!

Au will immer noch nicht. Wenn wir den Mann nicht überreden, ist nichts zu machen. Sollen wir nun hier schon sitzenbleiben und ein paar ganz sinnlose Wochen im Goldkontor vertrödeln? Dann können wir nachher gleich wieder nach Harbin einrücken und die weitere Expedition auf das nächste Jahr verschieben!

Da legt sich der Kontorchef ins Zeug. Er hat Verständnis für unsere Sorgen und pflaumt Au gehörig an wegen seiner albernen Angst. Dann schnauzt er ihn an, beruhigt ihn mit einem Schnaps und überredet ihn schließlich damit, daß wir ja gute Freunde von Kuan djäng hei wären, und jeder gute Freund für den anderen alles täte. Das endlich läßt Au gelten.

Das nennt man Autostraße!

Dazu scheint sich das Wetter bessern zu wollen. Es regnet nicht mehr den ganzen Tag, und zwischendurch sticht die Sonne mit barbarischer Glut. Die „Autostraße" sorgt auch für die gehörige Abwechselung. Die Wegebaukommandos haben erst mit der Arbeit begonnen, noch ist die Straße ein Schachbrett von Löchern. Bei der ersten halb eingestürzten Brücke über einen Sturzbach führe ich die Pferde, weil Au mit seinem Hinkebein zu unbeholfen ist. Da reißt Au im letzten Augenblick, noch ehe ich von der Brücke herunter bin und ausweichen kann, ganz sinnlos die Pferde nach links, mit dem Erfolg, daß ich die Pferde zwar noch halten kann, ehe die Arbe in den Bach abrutscht, mir aber das Stangenpferd liebevoll auf den rechten Fuß latscht. Nun, mit einem gehörigen Bluterguß ist der Fall erledigt. — Ein Stück weiter hat das Regenwasser sich ein 5 m tiefes Bett gegraben und die Straße mit der Brücke in 20 m Länge weggespült. In der Tat, für Autos scheint der Weg nicht so recht fahrbar zu sein. Wir müssen erst lange herumsuchen, bis wir eine Furt finden. So ein ähnliches Vergnügen haben wir alle halbe Stunde.

Und fährt man dann gerade durch so einen kleinen Bach, der zwischen 50 und 200 m breit ist, die Furt reicht gerade eben für die Räder, daneben geht es gurgelnd auf 1—2 m herunter, und das Wasser langt trotz der hohen Räder der Arbe sowieso schon zwischen unser angebundenes Gepäck, auf dem wir mit hochgezogenen Beinen sitzen — dann ausgerechnet platzt der Kummet! Es gibt einen Ruck, wilde Flüche Aus,

die Arbe stellt sich schräg und neigt sich, wir spannen zum Abspringen; aber, merkwürdig, es geht gerade noch. Au muß ins Wasser und notdürftig reparieren. Ein andermal bleiben wir im zähen Schlamm des aufgeweichten Weges stecken. Solange der Morast nur bis unter die Achse geht und den Pferden nicht über die Beine nach oben, kann man sich die Sache noch gefallen lassen. Auch, wenn es einseitig nur tiefer wird, bleibt die Karre mit den braven Steppenpferden noch nicht stehen; die kennen den Schwindel ja viel besser als wir. Aber beiderseits über die Achse schaffen auch unsere braven Pferde nicht. In diesen kritischen Augenblicken natürlich reißt dann gerade der Strang, bricht der notdürftig geflickte Kummet, knackt eine Speiche. Nun hagelt es Flüche. Wang batang, das Schildkrötenei, genügt nicht. Als ob die Pferde dafür könnten, die doch musterhaft ihre Pflicht tun, wird ihnen das Fürchterlichste angedroht: „zoa nidi ma", ein Fluch, der sich deutsch nicht wiedergeben läßt. Immer wieder dieses „wang batang, zoa", bis wir Au raten, sich doch mal zu überlegen, was er sagt. Da schüttelt er sich, und nun gehen seine nur halb begonnenen Flüche immer in ein Meckern aus. Er wird sein Leben lang nicht mehr so wüst fluchen. Aber das ist eben Asien: Vorsorge gibt es bei dergleichen Dingen nicht. Vorher die Geschirre durchsehen und reparieren, kommt nicht in Frage. Wozu kann jeder aus den unmöglichsten Dingen Geschirrteile zusammenflicken? Da gibt es keine Verlegenheit. Aber Grundsatz ist, daß nichts in Ordnung gebracht werden darf, was nicht endgültig und vollständig entzwei ist.

So also sieht eine Autostraße aus!

Aus dem eigentlichen Goldgebiet kommen wir allmählich heraus. In Abständen von 10—15 km stehen noch Kontore der Goldgesellschaften. Sie sind aber entweder überhaupt nicht mehr im Betrieb oder haben nur noch den Zweck von Etappenstationen. Der Raubbau ist an der Stelle beendet. Die Freibeuter der Wildnis ziehen weiter. Aber man braucht Straßenbaustationen, man muß durch Militärposten die Straße gegen das Überhandnehmen des Räuberunwesens schützen und kann damit in der nun über der alten Goldbuddelei wieder wildwuchernden Steppe auch Haltung von Schlachtvieh verbinden.

Auch die Formation der Landschaft hat sich geändert. Aus der Bergsteppe sind wir seit der kleinen Wasserscheide zwischen Amur und Nonni unmerklich in Bergformen gekommen, die denen der ersten Sudetenvorberge in Deutschland gleichen. Nach einem Bach geht es ziemlich steil den Höhenzug hinauf, der als Ausläufer des Kleinen Hingan die Verbindung zum Alchuri alin herstellt. Nach den Karten müßte das ein respektables Gebirge sein, übrigens nicht schon

hier, sondern weit näher zum Amur. Nun ist es ein flachgewellter Höhenzug in der Hauptrichtung Nord—Süd, der den Eindruck eines etwas niedrig geratenen Mittelgebirges macht, und hinter dem dann auch wieder nach kurzem Übergang die Steppe sich breitet, die nur durch eine leichte Höhenkette zum Amur hin durchbrochen wird. Auf diesen Verbindungsbergen steht eines der üblichen kleinen Paßtempelchen. Ein kleines Götterhäuschen auf einigen Stangen mit den Opfergaben der Wanderer in kleinen Eßschälchen davor; darunter auch Pilze, ein Zeichen, daß wir in das Gebiet der berufsmäßigen Pilzsammelei kommen. Au, der hier ja den Großen schwarzen Drachen fürchtete, spricht sein Gebet, macht seine tiefen Verbeugungen und befestigt als Opfer einige frisch ausgerissene Schwanzhaare der Pferde an einem Faden vor dem Tempel.

Die kleinen Freibeuter. Neben einigen Soldaten und Goldarbeitern begegnen uns nun immer häufiger Pilz- und Wurzelsammler. Das sind die kleinen Freibeuter der Wildnis, wie die Goldkontore und die Siedlungsunternehmer die großen sind. Nach dem Grundsatz der leichten und wenig gründlichen Ausraubung der ohne viel eigene Arbeit gebotenen Schätze der Natur handeln sie alle. Chinesische Kolonialwirtschaft ist erst einmal Ausbeutungswirtschaft.

Die vornehmeren sind die Wurzelsammler. Da gibt es die Giesengwurzel, die in China als Stimulans hochbegehrt ist. Sie wächst nur in wenigen Exemplaren im lichten Busch. Selten nur gelingt es dem Sammler, eine zu finden, um so höher ist dann aber auch der Lohn. Eine gute Giesengwurzel wird mit 2000 Mark bezahlt. Dafür lohnt es sich schon, monatelang vergeblich zu suchen und sich nur durch Pilzsammeln den Lebensunterhalt zu verdienen. Bewundernswürdig ist die Disziplin, die unter den Sammlern gehalten wird: Wer die seltene Wurzel findet, räumt säuberlich die Umgebung auf und macht ein gut sichtbares Zeichen, das sein Eigentum vor jedem Zugriff unbedingt schützt. Dann holt er die wertvollen Instrumente zum Ausgraben, Elfenbeinstäbchen und dergleichen, und macht sich an die vorsichtige Arbeit, bei der es darauf ankommt, daß nicht das leiseste Wurzelrestchen abreißt. Gelingt ihm das und kann er die sorgfältig präparierte Wurzel gut verkaufen, so ist er ein wohlhabender Mann. Die Wurzel steht dann in der chinesischen Apotheke in der Stadt als Prunkstück in einem besonders für sie gefertigten Kasten, in dessen blauem Samtfutter jedes einzelne Wurzelendchen fürsorglich eingebettet ist.

Gehen die Wurzelsammler allein, so suchen die Pilzsammler meist in

Sun yü dshang (Zu Seite 116)

und sein Kontor Wu da go (Zu Seite 116)
mit der Arbeiterstadt vom Wachtturm aus

Das nennt man Autostraße (Zu Seite 118)

Russischer Kulturdünger (Zu Seite 122)
Die Herbergsleute —

und die Herberge an der „Autostraße“
(Zu Seite 122)

kleinen Trupps. Fast ausschließlich kommt der schwarze Baumpilz in Betracht, der in den feinen Speisehäusern in der Stadt als Delikatesse beliebt ist. Vor jeder Fangdse liegen jetzt die Pilze zum Trocknen ausgebreitet. Draußen auf dem Weg an trockenen Stellen brüllt plötzlich aus dem Busch jemand herüber „hei zei, hei zei!", die Schwarzpilze! Die Arbe muß einen Bogen machen, weil die Straße mit den Pilzen belegt ist. Und wenn sie dann weiterziehen oder zurück in die Herberge, so wird die schwarzgraue Masse mit der Hand zusammengeschurrt und in einen Sack gestopft. Platscht der Regen auf die halb getrockneten Pilze, so liegt da eine schmierige gallertartige Masse mit leicht grünlichem Schimmer; aber solange sie nicht faulen, macht das nichts aus. Bei der glühenden Sonne bekommt man sie ja auch schnell trocken.

Der Schwarzpilz wächst ausschließlich auf den vermodernden Stämmen und Zweigen von umgelegten Eichen. Der Steppenrücken ist kilometerbreit von niedrigem Eichenwald umgeben. Da liegen alle paar Kilometer die Erdhütten und dürftigen Lehmbuden der Pilzsammler. Sie haben ihr Revier, in dem sie den Wald umlegen und dann vom folgenden Jahr an auf fünf bis zehn Jahre ihre reichliche Ernte in den Regenwochen des Sommers haben. Dies Jahr mit seinem nicht endenwollenden Regen, der allen anderen ein Greuel ist, bringt also den Pilzsammlern besonderen Segen. Viele Herbergswirte haben auf den Schwarzpilz ihre Existenz gegründet. Sie legen nach und nach den Eichenbestand in der Umgebung nieder, so daß man oft mehrere Stunden an den endlosen Feldern mit dürren Eichenästen und schwarzblinkenden Pilzen vorbeifährt. Diese umgelegten Streifen vergeben sie gegen Entgelt zum Sammeln, dazu nehmen sie für die Unterkunft 25 Pfennig je Nacht und verdienen noch etwas am Essen. Bis auf den vermoderten Stämmen nicht mehr reichlich genug Pilze wachsen, ist der Eichenbusch nachgewachsen und kann reihum wieder neu umgelegt werden. Dazu wird von unternehmenden Leuten noch draußen auf der Steppe das fette Gras gehauen, das die Natur hat wachsen lassen, und das Heu an die Kontore verkauft. Andere brennen das kleine Steppenholz zu Kohle und verkaufen das Geschenk der Wildnis teuer in die Stadt. Es läßt sich schon leben als Freibeuter in der Wildnis. Besonders vertrauenerweckend sind die Pilzsammler nicht. Wenn wir an diese mit dem unerhört schmierigen Gesindel übervoll besetzten Herbergen herankommen, werden erst einmal die Waffen schußbereit gemacht, wie man überhaupt als erstes das Gewehr herausbringt, sobald sich irgendwo etwas regt. Man kann nie wissen. Europäer bringen fette Beute. Aber wenn der Europäer bewaffnet ist und die

Waffe zeigt, geht so leicht keiner an ihn heran. Auch Räuber — und mögen sie dreist in vielfacher Überzahl sein — riskieren ihr Leben nur, wenn es unbedingt sein muß.

Selbst Au bezeichnet die Leute als „bu hao“ (schlecht sein) und will lieber noch in die beginnende Nacht weiterfahren. So erreichen wir erst kurz vor 11 Uhr das erste Dorf an der Strecke, das sich um ein Straßenbau-Kontor gebildet hat, wo wir eine gutgehaltene Herberge finden, die wir mit 50 Fuhrleuten der Goldkontore teilen, die auf besseres Wetter warten. Kurz vor Mitternacht gibt es das erste Essen des Tages: Rührei; die Festessen der Goldkontore sind vorbei! Die Pferde haben in den oft sumpfigen, dann wieder steinigen und steilen, überall aufgerissenen Wegen eine unerhörte Leistung hinter sich und haben den von Stötzner spendierten Hafer redlich verdient.

Russischer Kulturdünger. Trotzdem es für chinesische Verhältnisse sauber und ordentlich in der Herberge ist, kommen wir nicht viel zum Schlafen, weil ein Teil der Fuhrleute die ganze Nacht durch mit Hingabe und Stimmaufwand Karten spielt. Ist der Chinese erst beim Spiel, so ist er nur mit Gewalt oder nach Verspielen der ganzen Familie davon wegzukriegen. Daher gibt es in jedem größeren Ort, auch in Tsitsihar und Mergen und nachher in Taiho und Aigun, eine Masse von öffentlichen Spielhöllen, die den ganzen Tag über belagert sind und im Straßenleben weit mehr auffallen als die Opiumlokale, die in Mergen z. B. die Mehrzahl der neugebauten Häuser füllen. In der kaiserlichen Zeit war mit dem Opium auch das Glücksspiel verboten; es hatte schon seinen guten Grund.

Gegen unsere Gewohnheit können wir uns in dieser sauberen Herberge sogar das Frühstück von den Herbergsleuten machen lassen. Wir sagen dem Wirt unsere Komplimente, die er mit Würde entgegennimmt. Stolz erzählt er uns auch den Grund und zeigt ihn vor: Er hat eine Russin zur Frau, die, so unappetitlich sie ist, doch mehr auf Ordnung sieht als eine Chinesin.

Eine Russin im Steppendorf! Dabei sind in den neun Fangdsen des Dorfs noch zwei andere Russinnen. Je näher wir dem Amur kommen, um so öfter treffen wir das.

Die chinesischen Ehemänner sind stolz darauf. Sie haben eine Weiße zur Frau! Sie wissen die andere Rasse zu schätzen. Sie freuen sich an der Arbeitskraft, die sie an einer Chinesin nicht haben würden, und sie loben die Sauberkeit, die ihre Häuser vor den anderen auszeichnet. Dabei sind die Russinnen noch billiger als Chinesinnen! Meist kosten

sie gar nichts, weil die Russin froh ist, wenn sie durch die Heirat mit einem Chinesen von der Landstraße, vom Hunger und Elend, aus dem ekligen Freudenhaus erlöst wird. Die Russinnen haben, im Gegensatz zu ihren Männern, kein Gefühl für den Rassenunterschied. Sie sind zufrieden, weil sie gut versorgt sind und nicht soviel zu arbeiten brauchen, wie es bei einer Ehe mit einem Russen der Fall wäre! So bringen sie brav und stumpfsinnig immer einen Chinesen nach dem anderen zur Welt. Sie sind fruchtbarer und gesunder als die Chinesinnen und liefern ihren Männern daher auch mehr gesunde und lebensfähige Kinder. Sie selbst haben nichts von den Kindern und haben nicht den geringsten Einfluß auf sie. Sowohl hier als auch in den beiden anderen Mischlingsfangdsen sind die Kinder äußerlich reine Chinesen geworden, in der Hautfarbe, der Kopfform, der Stellung und der Farbe der Augen und im Haaransatz. Nachher die erwachsenen Mischlinge, die uns schon wiederholt aufgefallen waren, haben allenfalls den Schnitt von Nase und Mund von der russischen Mutter geerbt und neigen zur Glatze am Wirbel, während die Glatze beim Chinesen in der Regel an den Schläfen anfängt. Und fragt man sie, ob sie Russen sind, so sind sie beleidigt.

Es ist auch überall dasselbe Lied mit den Kindern. Die russischen Mütter sprechen meist kein Wort Chinesisch, sind zu faul, sich auch nur wenige Brocken anzueignen, obwohl sie ständig unter Chinesen sind und mit den in der Nähe wohnenden anderen Russinnen nicht verkehren dürfen, also fast wie Gefangene gehalten werden. Mit den Kindern russisch sprechen dürfen sie nicht. So lernen die Kinder nur Chinesisch. Mutter und Kind können sich also nicht einmal unterhalten und sich nur durch Gebärden oder unter Vermittlung des Mannes verständigen! Nur der Mann kann einige russische Bruchstücke, die für die wichtigsten Erklärungen ausreichen.

Das ist die Ehe der Russin mit einem Chinesen! Welches Maß von Stumpfsinn und Selbstvergessenheit gehört dazu! Die russische Ehefrau des Chinesen steht damit schon nicht mehr auf der Stufe des Menschen. Sie führt das Leben eines Tiers, eines vielleicht hochgeschätzten Haustiers, aber eben doch nicht das menschenwürdige Dasein, das auch für die Chinesin selbstverständlich ist. Sie ist — kraß und nüchtern gesprochen — eine Maschine zur Befriedigung der Begierden des chinesischen Mannes und zum Gebären von Kindern, hat dabei noch die angenehme Eigenschaft, eine Dienerin zu ersetzen, die sonst die chinesische Frau beansprucht; und sie ist zufrieden, still und — glücklich. Weiß sie überhaupt, was Glück ist??

Umgekehrt wird eine Chinesin einen Russen nicht heiraten. Es würde

ja auch für den Russen keine positive Blutauffrischung dabei herauskommen.
Ein Junge hat sich auf dem Hof einen Schlangenbiß geholt. Die einzige Behandlung ist Abbinden des inzwischen dick geschwollenen Beins. Giftschlangen, vor allem Kreuzottern, sind der Schrecken der Steppe. Wo man eine Otter sieht, geht es wild drauf. Auch A u springt trotz seines Hinkebeins wie der Blitz vom Wagen, sobald er eine Otter merkt, so schnell, wie er sich sonst nie bewegt. Die Wut kennt keine Grenzen; auch wir werden davon angesteckt. Doch bei den Unmassen von Giftschlangen in dem weiten menschenleeren Gebiet wird das nicht viel ausmachen.

Pferdefliegen-Akrobatik. Heute ist es besonders schwül und drückend. Mittags sind wir mehr tot als lebendig. Mensch und Tier sind völlig herunter. Wollen wir die Pferde nicht zu Tode hetzen, so müssen wir eine längere Rast einschieben. Dumpf und schwer lastet die Hitze ohne jede Luftbewegung auf dem Höhenrücken. Die gut hüfthohe Steppe mit dem gelegentlichen Haselnußunterholz und dem hier und da hochkommenden lichten niedrigen Baumbestand hält die Glut und ist zugleich der beste Nährboden für eine Unmasse des widerlichsten Geschmeißes. Hier haben wir alle Arten der Fettmarschen Wildungeziefersammlung. Die Mücken sind ja am Tag noch verhältnismäßig harmlos. Auch die gewöhnlichen Fliegen stören nicht allzusehr. Aber was es an Pferdefliegen gibt, den kleinen, schnell beweglichen und schwer zu greifenden grünen über die hellgrau-bläulichen von 1,5 cm, die größeren, etwas dunkleren von 2 cm bis zu den ganz großen, gut 4 cm langen tiefdunklen mit den großen grünen Augen, ist fürchterlich!
Paßt A u einen Augenblick mal nicht auf, wie er es gern tut, so sitzt ein halbes Hundert auf dem Pferderücken, und die armen Gäule können sich nicht lassen vor Wedeln, Schlagen und Beißen. Zum Schluß, unmittelbar vor der Rast, gehen sie bei einem plötzlichen Hieb von A u denn auch durch, obwohl sie sonst lammfromm sind und bei der oft groben Behandlung durch den Kutscher doch aufs Wort auf jeden Zuruf hören, so daß man eigentlich weder Zügel noch Peitsche braucht. Aber jedesmal, wenn A u gedöst hat, dokumentiert er sein Erwachen dadurch, daß er wahllos erst mal zwei Hiebe auf die Pferde knallt. Die Leute sind überhaupt schlechte Kutscher und Reiter, so daß das fromme Gehorchen der Tiere eine Notwendigkeit ist, wenn nicht alle Augenblicke ein Unglück passieren soll. Auch jetzt bringt A u die Gäule nicht zum Stehen, nachdem er durch einen das nahe Dorf verkündenden

Sturzacker in die hohe Steppe gegangen ist. Glücklicherweise komme ich noch rechtzeitig hinten von der Arbe, um an ihr vorbeilaufen und den Pferden in die Zügel fallen zu können, ehe es in einen tief eingeschnittenen Bach geht.

Aber für die Menschen ist die Plage nicht geringer. Uns erfreut wohl zuerst das Zirpen der 5 cm langen Grillen, die fett und feist am Wege sitzen, bis uns die monotone Musik doch langweilig wird. Stötzner läßt sich in seiner Begeisterung auch nicht stören, wenn er irgendwo einen Parnassier, einen Apollofalter, entdeckt hat. Aber im übrigen bilden wir uns als Jäger auf das niedrigste Niederwild aus.

Wie auf die Pferde fallen die Pferdefliegen auch auf die Menschen. Zuerst versucht man nur, sie wegzujagen, weil man die Situation noch nicht ganz begriffen hat und A u es ebenso macht. Aber das nützt ja nichts. Sie kommen wieder und bringen Verstärkung mit. Besonders schlimm ist es hinten bei mir. Was von den Pferden weggejagt oder von den Rädern im Gras aufgestöbert wird, versucht, von hinten heranzukommen. Und das fällt erst mal auf mich, ehe es zu dem in der Mitte sitzenden Stötzner weitergeht. „Fällt" ist der einzig mögliche Ausdruck. Denn man hört die Biester nur selten, wenn sie gerade am Ohr vorbeifliegen. Sonst sind sie plötzlich da. Sieht man sie vorher, so kommen sie langsam bis auf 50 oder auch 20 cm heran, stehen dort einen Augenblick, um plötzlich irgendwo zu sitzen und den Kopf bedächtig und sorgfältig zum Lancieren des Saugrüssels vor dem Stich zu senken. Dabei bevorzugen sie die Beine, das Gesicht und die Hände. Es ist ein heimtückisches, niederträchtiges Geschmeiß.

Allmählich bekommen wir es heraus und drücken und klatschen das Viehzeug, wo wir es irgend erreichen können. Ich komme freilich über mich selbst kaum hinaus, und mir schmerzen abends alle Glieder von den selbstversetzten Schlägen, während Stötzner wenigstens gelegentlich Zeit findet, meine Rückseite oder die des Kutschers zu bearbeiten. Wir haben untereinander völlige gegenseitige Schlagfreiheit ausgemacht, wobei wir uns nur ausbedungen haben, daß Backpfeifen auch zur Erledigung von Pferdefliegen wenigstens nicht ohne vorherige Anfrage ausgeteilt werden dürfen. Eine Reservatio des Kavaliers muß man doch bei aller Grenzenlosigkeit haben! Aber wir haben es zu einer Geschicklichkeit gebracht, die uns bei einer Varietéproduktion viel Geld einbringen kann, wenn man uns die nötigen Tausende von Pferdefliegen zur Verfügung stellt und die Tiere so dressiert sind, daß sie an andere, d. h. ans Publikum, nicht herangehen. Wir verpflichten uns dann, die ganze Meute ohne einen einzigen Stich zu erledigen. Während wir zuerst die grünen Biester und die ganz großen, die

beiden vorsichtigsten und schnellsten Sorten, nicht recht erwischen konnten, bin ich abends so weit, daß ich sie sogar mit den Füßen ertappen und zerquetschen kann.
Dies Zerquetschen ist allerdings nötig. Anfangs hatten wir uns damit begnügt, das Geschmeiß einfach zu Boden zu schlagen. Aber das hat nicht viel Zweck. Nach wenigen Minuten krabbeln dieselben Tiere, auch wenn der Leib zerdrückt ist, und fliegen auf, um sich, wie zuvor, an ihr blutsaugerisches Geschäft zu begeben. Was nicht ganz klein zermust wird, ist nur für Augenblicke außer Gefecht gesetzt. Dementsprechend kleben bald meine Überstrümpfe und locken immer neues Getier an. Die Hände sind voll Fett und Blut und riechen nach Safran, daß man sich vor sich selbst ekelt und sich bei jeder Gelegenheit wäscht, um fünf Minuten später wieder genau so schmierig zu sein.

Landstraßen-Intimitäten. So sind wir mittags ebenso tot wie die Pferde und nach dem Waschen nicht imstande, mehr als eine halbe Scheibe Matze zu essen. Aber auch an Schlaf ist bei der Gluthitze in der schmierigen Herberge auf dem überhitzten Kang nicht zu denken; und draußen ist kein Schatten. Die auf dem Kang herumliegenden Pilzsammler aber schlafen den Schlaf des unempfindlichen und abgestumpften Asiaten und denken nicht daran, sich gegenseitig die Fliegen wegzujagen, auch wenn sie, wie bei meinem Nachbar, zu zwei Dutzend um die Lippen sitzen und zu dem halb offenen Mund hinein- und herausspazieren.
Und in dieser Abgespanntheit ekelt uns ein Chinese noch mit seinem Wissen an! Er protzt mit fünf russischen Worten, die er zusammenhanglos daherplappert, dazu noch vier englische und zwei französische Brocken. Er erzählt stolz, daß während des Krieges viele Chinesen, wie er, im Ausland waren und die fremden Sprachen gelernt haben. Und seine Landsleute blicken bewundernd zu dem Großmaul auf. Als er dann noch seine Geographiekenntnisse auspackt und alle Länder der Welt aufzählt, als da lediglich sind: dshung hua, China, no hua, Rußland, jin hua, England, fa hua, Frankreich, bin hua, Belgien — das eigenartigerweise fast überall bekannt ist —, do hua, Deutschland, das Treu-Reich, je ben, Japan und mei hua, Amerika, und vor Stolz am Platzen ist, wird es Stötzner zu bunt, und der Protz verzieht sich beleidigt auf den Kang. Aber so ist es hier immer: Wer nur zwei Worte weiß, muß sie an den Mann bringen. Bewunderer, die noch weniger wissen, findet er schon.
Wir fahren in den Abend hinein, bis rötlich-gelb und groß der Mond aufgeht und als freischwebender Ball, als riesengroßer Lampion vor

dem tief blaugrauen Himmel rechts von uns über eine Mulde in der Hochebene steigt. Und er lacht uns deutlich aus, uns irrsinnige Europäer, die hier diesen Unfug auf sich nehmen, freiwillig, nur weil noch kein kultivierter Mensch da war, weil es noch keine geographischen, völkerkundlichen und sonstigen Aufzeichnungen über das Gebiet gibt. Und er lacht auch nachher noch, als er silberweiß auf dem schwarzen Himmel zwischen seinen Sterntrabanten steht. Auch der Mond ist hier anders; oder man sieht ihn doch mit anderen Augen. Er ist ja auch mit Sonne und Sternen noch für Wochen die einzige Verbindung zur Heimat.

Die Herberge teilen wir mit einigen Malariakranken und den unvermeidlichen Schwaben, die uns aber nicht zu stören brauchen; an Menschen gehen sie ja nicht. Der Wirt ist als Pelzhändler weit gereist. Zum Zeichen seiner Vornehmheit hat er den Mund voller Goldplomben. So kokettiert hier jeder, der es sich irgend leisten kann, mit dem Amurgold. Auch in der Wildnis gibt es Modesorgen! Einen Sinn haben die Plomben nur in den seltensten Fällen. Aber was macht das? Kann man nicht eine Goldkrone über einen schlechten Zahn stülpen lassen, so wird ein gut sichtbarer Zahn abgekniffen oder ausgerissen und die Lücke mit Gold oder Goldersatz ausgefüllt.

Dem entspricht es, daß dem Zähneputzen besondere Bedeutung beigemessen wird. Nur die ganz rückständigen Tungusen und die verkommensten Kulis haben keine Zahnbürste. Sie mag nicht immer schön sein; aber sie ist doch da. Und wird benutzt. Dann wird der Mund gespült und — man muß sparsam sein — das Mundwasser in die Hände gespien, damit auch gleich Gesicht und Hände gründlich gesäubert werden können!

Schön sind die Mädchen von Taihe ho!

Noch durch ein weites sumpfiges Tal und eine steile Höhe herauf, eine Felge bricht, die Speichen splittern ein. Aus! Sollen wir nun noch vor T a i h e h o liegenbleiben? Stundenweit zurück ist kein Haus und kein Baum. Also erst einmal weiter auf die Höhe, ob wir von da vor uns ein Dorf oder eine Fangdse sehen können.

Erst das miserable Wetter, das an allem anderen schuld ist, dann der Hereinfall mit den Autos, die, nun die Wegebaukommandos am Werk sind, vielleicht in drei Wochen werden fahren können, dann die Unmöglichkeit, ein anderes Fahrzeug zu bekommen, dann der Streikversuch von A u, dann in den letzten schwülen Tagen der offensichtliche Verfall der Pferde, die bei den unerhörten Anstrengungen schlapp zu machen drohen — und nun ist die Arbe entzwei! Seit drei Tagen ist

sie schon nicht mehr taktfest. Man merkt ihr an, daß sie eigentlich nur für den weichen Boden der glatten Steppe draußen gebaut ist, während hier immer wieder felsige Wegstrecken dazwischen waren. Daher sind hier auch die Russenwagen zur Einführung gekommen; mit denen wäre aber durch das Hochwasser der Bäche und den Sumpf der Autostraße nicht durchzukommen gewesen. Speichen sind uns schon mehrfach gebrochen und notdürftig geflickt. Die Nabe ist längst ausgeleiert und quietscht erbärmlich. Mit steigender Sorge haben wir verfolgt, wie die Felge Tag für Tag, beinahe Stunde für Stunde, dünner und dünner wurde und bei jedem Felsblock in kleinen Stückchen absplitterte. Gestern ist sie uns dann auch gebrochen, konnte aber noch mit den letzten Strickenden zusammengehalten werden. Jetzt ist sie endgültig entzwei. Ein Stück zwischen drei Speichen fehlt. Damit geht es mit Vorsicht und Glück noch eine Stunde oder zwei, bestenfalls drei. Und wie weit ist es noch nach Taihe ho? Nach den Angaben der letzten Herbergsleute schätzen wir auf vier bis fünf Stunden. Die phantasievollen Landkarten ziehen wir gar nicht erst zu Rate. Nach denen müssen wir vor Taihe ho noch über ein großes Gebirge, an das wir nun doch nicht mehr glauben.

Also auf die Höhe vor uns!

Wir trauen unseren Augen nicht! „ting dade hsui!“ Au ist außer sich: „Soviel Wasser!“ Das ist der Amur. In ungeahnter Breite liegt er in der Ferne als endloses Meer vor uns, ein überwältigender Anblick nach der Öde der Steppe und der Gleichförmigkeit der Höhenzüge. Wenn jetzt die Arbe ganz streikt, so können wir Taihe ho auch zu Fuß erreichen. Aber erst einmal hoppeln wir mit Vorsicht den Hang herunter.

Nun haben wir die Gewißheit, daß die Karten auch bis zum Amur heran Phantasie sind. Das Amurprofil steigt gegen jede Erwartung ganz flach auf etwa 200 m an. Es gibt in diesem Teil kein Gebirge zwischen Amur und Nonni. — Wir sehen bald auch Taihe ho, fast in eins mit dem auf dem russischen Amurufer liegenden Blagowjeschtschensk. Es stimmt also, was in der letzten Herberge schon zu hören war, daß der Strom Hochwasser führt. Taihe ho liegt wie auf einer Halbinsel, die nur einen schmalen Zugang hat; und Blagowjeschtschensk ist eine Insel, hinter der auf der anderen Seite bis an den Horizont das Meer flutet. „Soviel Wasser!“ Wir staunen mit Au.

Aber Au ist mit seinen Gedanken schon längst weiter: Auf die Freudenhäuser von Taihe ho freut er sich. Schön sind die Mädchen von Taihe ho; und die schönen Frauen warten ja nur auf den Wilden

aus den Bergen und sind bereit, all ihre unvergleichliche Herrlichkeit mit ungeahnten Künsten ihm, Au, darzubieten...
Und ob es auch nicht zu teuer sein wird?
Und ob er genug Geld von uns bekommen wird?
Und ob wir denn nicht selbst Lust hätten?
So ist die letzte Fahrt für ihn bei aller Bewunderung für den Fluß und bei aller Spannung auf die unbekannte Stadt ein Schwelgen in phantastischer Wollust. Der kleine häßliche und doch in seiner Derbheit sympathische Bergmensch mit den halb zugekniffenen Augen und dem breiten erwartungsvollen Lachen um den gespitzten Mund. So wird die Taihe ho-Fahrt für ihn in der Erinnerung bleiben; so, ob er es so erlebt oder nicht, wird er von Taihe ho sprechen in den Bergen zu den anderen, die ihn beneiden werden um seine Weltkenntnis und Welterfahrung. So auch müssen wir es ihm bestätigen, soll er nicht vor seinen Leuten blamiert sein. Und er ist doch unser guter Freund!
Und daß wir über seine Wünsche lachen!! Die Europäer sind schon komische Leute! — Aber der Dahure hat ja recht. Das hat hier alles einen ganz anderen Sinn. Wir wissen es ja schon von den Gastmählern. Hier fehlt die heimliche Lüsternheit, die in Europa das Freudenhaus umgibt. Es wäre geradezu unmoralisch, wenn Au davon nur leise tuscheln wollte. Es sind keine verbotenen Früchte und daher ja doch nicht so süß!

Der entfesselte Schwarze Drache.

In Taihe ho haben wir im Pesthospital bei Dr. Kwanyenmin, an den Dr. von Jettmar uns empfohlen hat, Unterkunft gefunden und haben zwei genußreiche Tage bei dem gebildeten und fortschrittlichen Arzt, der nichts von der sonstigen Überheblichkeit hat und uns in rührender Freundlichkeit behilflich ist. Er ist, wie fast alle Gebildeten, Anhänger der Kuomintang und spricht mit der größten Verachtung von der Protektionswirtschaft, der Schieberei und dem Schlendrian unter den gegenwärtigen nordchinesischen Gouverneuren. Von der Herrschaft der Kuomintang erwartet er vor allem eine Besserung der Volksmoral und Volkshygiene, Verbot des Opiums und Einschränkung der Bordelle. Und er hofft auf die völlige Verjagung der verhaßten Japaner, die nur das Volk verderben, Schundwaren liefern und zum Opium noch Kokain, Morphium und — Girls. Er selbst enthält sich auch des Alkohols und des Tabaks. Aber sein Ältester von sieben Jahren raucht Zigaretten! Theorie und Praxis; so ähnlich wird es auch mit den anderen Dingen kommen, wenn erst die Kuomintang-Flagge über der Mandschurei weht. Die anderen Parteigänger der Kuomintang werden schönen Krach schlagen, wenn man ihnen das geliebte Opium nehmen will.

Der nächste asiatische Kriegsschauplatz.

Und wenn auch die Mandschurei zum Herrschaftsbereich der Kuomintang gehören wird und damit zu der die Einheit Chinas anstrebenden National-Regierung in Nanking, dann wird erst der eigentliche Kampf um die Nordmandschurei seinen Anfang nehmen. Nicht umsonst haben die Russen und Japaner an allen Verkehrspunkten ihre zahlreichen Spione sitzen. Geopolitisch ist die Nordmandschurei der Schlüssel für den ganzen großen nordöstlichen Teil Asiens, für den Teil, der erst in der allmählichen Erschließung ist und die große Zukunft vor sich hat. Der nächste Entwicklungsabschnitt Asiens, der gerade wirtschaftlich seine Wirkungen in die ganze Welt ausstrahlen wird, hat aus China von der Südmandschurei zur Nordmandschurei seinen Anfang genommen; er wird auch Ostsibirien bis zum Baikalsee und die Mon-

golei, soweit sie kulturfähig ist, umfassen. Das politische und bis zu einem gewissen Grade auch das wirtschaftliche Schicksal dieser Entwicklung und dieses Gebiets wird zuerst in der Nordmandschurei entschieden; sie wird von der für den internationalen Verkehr allein in Betracht kommenden ost-westlichen Verbindungsbahn durchschnitten, in ihrem Herzen liegt mit Harbin der Knotenpunkt nach dem Süden, sie hat im Amurbogen noch die letzte Freifläche zwischen dem Herrschaftsgebiet der gelben und der weißen Rasse, zugleich die erste Grenze des unmittelbaren japanischen Interesses, in ihrem westlichen Teil ragt der Große Hingan als die Wasser-, Klima- und Völkerscheide, und sie birgt eine Fülle unerschlossener oder erst halb ausgebeuteter Schätze an Gold, Kohle, Petroleum, Erzen und einem unendlich fruchtbaren Steppenboden. Der Kampf um dies Land, dem im Norden eine ähnliche Bedeutung zukommt wie Indien im Süden Asiens, geht mit ungleichen Kräften und ungleichen Mitteln zwischen Chinesen, Japanern und Russen. Der Ausgang des Kampfes entscheidet nicht nur über die Nordmandschurei selbst, sondern zugleich auch über die weitere Entwickelung Japans und über den russischen Besitz in Transbaikalien.

Der erste Partner. Japan ist nur scheinbar im Vorteil. Gewiß hat Japan Rußland aus der Südmandschurei und von den eisfreien mandschurischen Häfen verdrängen können. An den Verkehrspunkten und Häfen hat Japan die äußere Macht, die durch seine Armee und Flotte gesichert wird. Dahinter steht der Drang eines Volkes, das in einem übervölkerten Land nach weiterer Betätigungs- und Lebensmöglichkeit lechzt. Aber mehr kann Japan zunächst jedenfalls nicht erreichen, als so sichtbar seine Hand auf dem Lande zu halten. Und es fehlt der rechtliche Vorwand, nach der Nordmandschurei überzugreifen. Man hat eine Zweiglinie der Südmandschurischen Bahn bis knapp an die Ostbahn bei Tsitsihar herangebaut und hatte eine Zeitlang Aussicht, diese Strecke nach Norden bis Mergen verlängern zu können. Damit ist es fürs erste unter den neuen Verhältnissen vorbei. Also wird man auch nicht Gelegenheit haben, diese Bahn mit Militär zu schützen.

Man hatte japanische Ansiedler ins Land geschickt, um etwas von dem Menschenüberfluß loszuwerden und die friedliche Eroberung des dünn bevölkerten Landes vorzubereiten. Die japanischen Siedler haben sich nicht halten können, haben sich in der fremden Umgebung als untüchtig erwiesen und waren den chinesischen Bauern unterlegen. Was an japanischen Siedlern in die Nordmandschurei geschickt war, ist

längst wieder zurück. Die Japaner haben hier bewiesen, daß sie nur dort zur Kolonisation befähigt sind, wo sie die unbedingten Herren sind und die eingesessene Bevölkerung verdrängen können wie in Korea. Werden sie dazu jemals noch Gelegenheit haben, nachdem die chinesische Besiedlung der Südmandschurei sichergestellt und die Völkerwanderung nach der Nordmandschurei im Gange ist? Gewiß ist der japanische Soldat dem chinesischen turmhoch überlegen. Aber kann der Soldat noch die Nordmandschurei erobern, wenn sie erst aus der Wildnis in Bauernland verwandelt ist? Wie soll Japan das hindern? Nicht lange mehr ist für Japan die Möglichkeit vorhanden, sich den gewünschten Einfluß zu sichern und den im Süden vorhandenen Einfluß zu erhalten, nachdem die Politik des Paktierens letzten Endes mit dem unglücklichen Schachzug der Ermordung Tschang tso lins zu einem negativen Ergebnis geführt hat. Der Tag kann nicht mehr fern sein, an dem sich das Spionagegesetz nicht mehr bezahlt macht. Wohin wird sich der japanische Drang dann wenden können?

Der zweite Partner. Ist Japan offensiv interessiert, so ist Rußland in der Verteidigung, nachdem ihm die eisfreien Häfen im Russisch-japanischen Krieg gesperrt worden sind. Es geht für Rußland um die Erhaltung seines ganzen ostasiatischen Besitzes, um die Erhaltung Transbaikaliens, in einem weiteren Sinne um die Fruchtbarmachung der weiten, unerschlossenen Reichtum bergenden Strecken Sibiriens vom Ural bis nach Wladiwostok. Deren volle Auswertung im russischen Sinne ist nur möglich, wenn die geschlossene Verbindung zum Stillen Ozean bleibt und wirtschaftlich der Weg zu den eisfreien Häfen offen gehalten wird. Für ein russisches Transbaikalien ist das Lebensnotwendigkeit, für das übrige nordasiatische Rußland die Voraussetzung für die eigentlich natürliche, große Entfaltung. Hier liegt die gewaltige Kulturaufgabe des russischen Volkes, bei deren Durchführung Rußland der Treuhänder der ganzen weißen Rasse ist.

Wir, auch noch unsere Kinder, vielleicht sogar unsere Kindeskinder, werden die Wucht der Entscheidungen im Norden des eurasischen Kontinents nicht am eigenen Leibe spüren. Aber sollten wir nicht gerade das Denken in Jahrhunderten von den Chinesen lernen können, wenn es um mehr geht als um kleine Einzelschicksale, wenn es sich im Leben der Völker und Rassen darum handelt, ob die Völker, unsere europäischen Völker, vor der Erreichung des vollen Mannesalters zum Absterben verurteilt werden sollen? Wann wird die Rasse, die bisher

noch stets das geringste Solidaritätsgefühl aufgebracht hat, die weiße Rasse, begreifen, daß es bei jedem Vorgang im Fernen Osten um die weiße Rasse in ihrer Gesamtheit geht? Daß die kleinen europäischen Rivalitäten ausgeschaltet werden müssen — mögen sie uns als das Hemd auf dem Leibe auch noch so wichtig sein — wenn im Fernen Osten Fragen der Geltung und des Ansehens entschieden werden, wenn gar geopolitische Entscheidungen getroffen werden sollen? Gewiß sind wir Deutschen dabei nicht in der glücklichen Lage, den Ton angeben zu können; noch besteht das Versailler Diktat mit all seinen Folgewirkungen, das, aus dem von der Entente mit gelben Hilfsvölkern geführten Krieg hervorgegangen, auch im Fernen Osten das weiße Volk der Deutschen unmöglich machen sollte. Jetzt rächt sich das am bittersten an dem mit Deutschland naturgemäß am engsten verbundenen Volk, an den Russen.

Rußland hätte noch nach der Niederlage durch Japan die Möglichkeit gehabt, sich die Schlüsselstellung für Nordostasien in der Mandschurei zu sichern, wenn seine Politiker nicht vollkommen von der fixen Idee der Entente cordiale gegen Deutschland besessen gewesen wären. Die Nordmandschurei war den Petersburger Politikern, die das Maß für die Dinge verloren hatten und zum erstenmal seit Peter dem Großen eine Politik des persönlichen Prestiges unter Preisgabe der Interessen der russischen Zukunft trieben — die sich in der Revolution auch für sie persönlich bitter gerächt hat —, im wesentlichen nur eine Frage der Abkürzung des Weges von Wladiwostock um zwei Tage gegenüber der um den Amur herumführenden Eisenbahnstrecke. Sie haben es in der damals noch menschenleeren und nach Menschen hungernden Nordmandschurei verabsäumt, außerhalb der Großstadt Harbin eine russische Bevölkerungspolitik zu treiben, bei der sie auch auf die nicht der gelben Rasse angehörigen tungusischen Völker hätten zurückgreifen können.

Die Chancen sind unwiederbringlich vorbei. Jetzt steht nur noch der augenblickliche Besitz in Frage. Das heißt, daß die Russen ihre Geltung, ihr Ansehen in der Nordmandschurei wiedererringen müssen und daß sie die Macht zeigen müssen, die dies Ansehen nicht allein mit der Gewalt, sondern kraft der von der russischen Mission überzeugten kulturellen Überlegenheit zu wahren in der Lage ist. Werden die Sowjets dazu nicht nur das Verständnis, sondern auch die Fähigkeit mitbringen? Ist der Amurbogen erst von der chinesischen Völkerwanderung erfüllt und flutet die Welle über den Amur und den Hingan, dann ist es zu spät. Freilich sind das keine revolutionären Ideen; mit Emissären in Kanton ist da nichts zu wollen.

In der großen Linie der Politik käme das darauf hinaus, daß Rußland sich als der einzige unmittelbar angrenzende Repräsentant Europas in Nordostasien fühlt und in schiedlicher Abgrenzung mit den Chinesen als der gelben Vormacht den transkontinentalen Mittler zwischen den Kulturkreisen des Fernen Ostens und Europas spielt, wie Deutschland zum Mittler zwischen den Kulturen Ost- und Westeuropas berufen ist. Von China nach Mitteleuropa wäre eine einheitliche Front über den gewaltigen Länderkomplex: Deutschland hätte das Gesicht nach dem Westen, Rußland das Gesicht nach dem Osten, beide nicht zur Abwehr, sondern zur Verbindung. Der Ferne Osten ist weit und bietet genug Raum für die gelbe Rasse, auch wenn sie sich weiter stark vermehrt. Und Asien kann dann sicher sein, daß die nördliche Landverbindung es verhindert, daß rein kolonial und händlerisch eingestellte Völker der westlerischen Auffassungswelt eine europäische Hegemonialstellung am Stillen Ozean etablieren, die sich mit unserem Jahrhundert nicht mehr verträgt. Letzten Endes würden auch diese Westmächte im Laufe der Jahrhunderte die Früchte der so freundschaftlich auf sicheren Fundamenten gegründeten Zusammenarbeit über den Kontinent ernten.

Der dritte Partner. China ist der dritte Partner im mandschurischen Spiel. Es ist als letzter auf den Plan getreten und ist zugleich in der Verteidigung und im Angriff. In der Verteidigung, weil es sich staatsrechtlich um chinesisches Gebiet handelt; im Angriff, weil seine Herrschaft bisher hier kaum dem Schein nach vorhanden war, und nun der Ehrgeiz auch über das Land hinausgreift. Soviel Sinn gerade der Chinese aus seiner alten Geschichte für große Zusammenhänge hat, so ist ihm doch der oben gekennzeichnete weite Wurf der Politik noch nicht gegenständlich geworden, weil er wohl den Endpunkt der Kette in Deutschland schätzt, aber den unmittelbaren Partner in Rußland noch nicht anzuerkennen bereit ist, vielleicht aus Gründen, die sich aus den beiderseitigen Revolutionen ergeben, noch nicht anerkennen kann.

Chinas Stärke im Kampf um die Nordmandschurei liegt auf einem ganz anderen Gebiet als bei Japanern und Russen. Auch die mandschurischen Gouverneure haben Armeen, die in jedem Konfliktfall auf die Unterstützung aus dem übrigen China rechnen können. Aber die Armeen sind, auch soweit sie modern ausgerüstet sind, schlecht, mit den Japanern und auch mit den Russen nicht zu vergleichen. Der Chinese ist nun einmal kein Soldat. Kommt es zum offenen Krieg — der für die nächsten Jahrzehnte sich nur an der Bahnstrecke und an den großen

Flußtälern sowie in der von altersher umstrittenen Barga abspielen kann, weil die Wildnis keine Truppenbewegung zuläßt und kein Heer ernähren kann —, so werden die Chinesen zunächst nicht gerade gut abschneiden. Aber mag Tsitsihar und Harbin von Russen oder Japanern besetzt werden! Das mag zu einem kurzfristigen Friedensdiktat ausreichen, besagt aber nichts für den endgültigen Ausgang des Kampfes. China hat die Südmandschurei bereits faktisch erobert und ist auf dem besten Wege, auch die Nordmandschurei sich endgültig zu sichern. Wahrscheinlich besteht jetzt schon keine Gefahr mehr. In ein bis zwei Jahrzehnten ist der chinesische Sieg unabänderlich. China gibt das Schulbeispiel dafür, wie man einen Krieg erfolgreich mit friedlichen Mitteln führt. Chinas stärkste Waffe ist der Menschenstrom, den es ins Land schickt, die mandschurische Völkerwanderung, die im Zeitpunkt und im Tempo von den innerchinesischen Wirren bestimmt sein mag, die aber an sich kein Zufallsprodukt ist.

Warum ist der Flüchtlingsstrom nicht in die weiten altchinesischen Gebiete gelenkt worden, die der Besiedlung harren? Wir müssen uns freimachen von der Vorstellung, daß China ein übervölkertes Land wäre, dessen Massen nach außen drängen müßten. Es gibt allerdings übervölkerte Gebiete, die großen Flußtäler vom Yangtsekiang angefangen. Aber daneben liegen weite fruchtbare Flächen brach. China ist auch entfernt nicht so dicht besiedelt wie Europa, besonders Mittel- und Westeuropa. Und trotzdem drängen die Chinesen nach der Nordmandschurei als dem Ausgangspunkt nach Westen?

Der tragische Vergleich mit unserer eigenen innerdeutschen Bevölkerungsbewegung drängt sich auf: Wie bei uns der Strom aus dem leeren Osten in den sowieso schon übervollen Westen geht, während die umgekehrte Bewegung im Interesse aller Teile des Reichs läge, so haben wir auch in der weiten Perspektive über die Kontinente die perverse Bevölkerungsbewegung vom Osten nach dem Westen. Es sollte die Aufgabe aller Einsichtigen hüben wie drüben sein, im Interesse des ganzen eurasischen Kontinents den Strom aufzufangen und einen Gegenstrom von West nach Ost zu erzeugen.

Aber noch geht es isoliert um die Nordmandschurei. Und den Kampf darum hat China eigentlich schon gewonnen. Ernstlich kann niemand mehr das Land ihm streitig machen. Ist so der Krieg auch im voraus entschieden — wenn nicht alles täuscht, wird die Nordmandschurei in der allernächsten Zukunft doch den asiatischen Kriegsschauplatz abgeben. Und ob dann so reibungslos die Reformen versucht und durchgeführt werden können, die sich Dr. K w a n von der Änderung der Verhältnisse verspricht?

Sterbende Stadt. Sein Krankenhaus, eine Filiale des Harbiner Pesthospitals, ist vor 15 Jahren in der Zeit des russischen Einflusses gebaut, ein großer glatter Backsteinkasten mit europäischem Zuschnitt. Da in Taiheho lange keine Seuchen waren, sind die Baracken im Garten im Verfall. Es riecht auch im Hospital nicht gerade nach Arbeit. Dr. Kwan selbst ist, wie er sagt, am Tag etwa zwei Stunden beschäftigt. Das Personal lebt ausschließlich vom Nichtstun. Aber wenn der Doktor Arbeit von den Leuten verlangen würde, so würden sie ihm weglaufen, besonders jetzt in der Zeit der lohnenden Opiumernte. Der alles andere als ausreichende Diener erhält bei freier Station und Kleidung noch 60 Mark monatlich bar!

Die Stadt Taiheho ist als Sachaljan eine gar nicht alte russische Gründung. Im äußeren Zuschnitt und im Bau der Häuser ist sie fast rein russisch. Freilich ist sie seit der russischen Revolution und der von den Sowjets eingeführten strengen Grenzsperre erschreckend zurückgegangen und von einer aufblühenden zukunftsreichen Stadt zu einem Provinznest geworden, das bald nur noch die Ruine einer Stadt, ein unbedeutendes Dorf sein wird. Die russischen Häuser verfallen und stehen meist mit vernagelten Fenstern. Nach dem Abzug der meisten Russen haben sich Chinesen hineingesetzt, die nichts instand setzen, bis der übliche chinesische Höhlenzustand da sein wird. Nur dort, wo Russinnen die chinesische Wirtschaft führen, sieht es besser aus.

Besonders trostlos wirkt das jetzt bei der Überschwemmung. Noch vor zwei Tagen war die ganze Stadt unter Wasser bis heran an das etwas zurück- und hochgelegene Hospital. Inzwischen ist das Wasser hier etwas zurück; aber nach einem Gewitterregen ist rundherum wieder alles unter Wasser. Sonst steht der Schlamm noch überall in den Straßen und stellt hohe Anforderungen an die Gelenkigkeit und das Vermögen zum Balancieren und Jonglieren. In der tiefer gelegenen Hälfte der Stadt muß man Kahnfahren, um an den Yamen des Daujin heranzukommen, wo wir nach zwei Tagen die gewünschten Papiere bekommen. Wir fragen nach der Einwohnerzahl: 5000. Früher waren es über 17 000, zur Hälfte Russen. Heute sind in der ehemals russischen Stadt noch knapp 100 Russen, meist Kaufleute, Zollbeamte, Schiffsbeamte und — Freudenmädchen. Das weiter stromab gelegene Aigun, die Kreishauptstadt, geht dafür in die Höhe. Der ermordete Gouverneur Wu hat mit dem Bau einer Eisenbahn von Harbin nach Aigun beginnen lassen. Geht der Bau auch mit ziemlichem Schlendrian vor sich — schon der Frühjahrsregen hat eine nur eben hingelegte, angeblich fertige Strecke mitgenommen — so ist es nach der Fertigstellung mit Taihe ho endgültig zu Ende.

Dr. Kwan (Zu Seite 130)

Die Arztfamilie (Zu Seite 130)

Der charakteriſtiſche Feuerturm (Zu Seite 136)

Stadt unter Waſſer (Zu Seite 136)

Chinesischer Heckraddampfer
(Zu Seite 137)

Dies war ein chinesisches Dorf (Zu Seite 140)

Das russische Amurufer
Wasser bis zum Horizont und doch kein Meer
(Zu Seite 140)

Im Heckraddampfer auf dem Amur.

Bei der Überschwemmung ist an ein Auto nach Aigun nicht zu denken. Aber wir haben Glück. Ein Dampfer der North Eastern Navigation Co., der Gesellschaft, in die die der Chinesischen Ostbahn enteigneten Dampfer eingebracht sind, geht stromab zur Sungari-Mündung und in insgesamt 12 Tagen nach Harbin. Es ist einer von den großen dreieckigen Fracht- und Passagierdampfern, die für das Amurgebiet typisch sind: Wie das Schiff an einer höheren Uferstelle im Hochwasser liegt, sind zunächst nur zwei riesige Schaufelräder zu sehen. Es sind Heckraddampfer, die in der starken Strömung recht anständig manövrieren. Sie zeichnen sich auch dadurch aus, daß die Kommandobrücke mit dicken Panzerplatten geschützt ist und daneben Stände für kleine Kanonen und Maschinengewehre sind. Neben den Chungchuzen der Steppe gibt es auch Flußpiraten, deren Geschäft gerade jetzt während des Hochwassers blüht.

In der I. Klasse sind außer uns ein Russe und ein Chinese, die sich beide sofort an Seitentische verdrücken, als Soldaten mit großem Stimmaufwand den Raum betreten und neben uns sich am Mitteltisch etablieren, um die Pässe zu revidieren. Es handelt sich dabei nicht um reguläres Militär, sondern um die Privatsoldaten der Schiffsgesellschaft. Kaum haben sie mit ihren ehemals weißen Baumwollhandschuhen ihre Pflicht getan, als die Beamten des chinesischen Seezolls kommen, elegante Russen, die sich höflich wegen der Belästigung entschuldigen. Sie haben als Repräsentation ihrer Gewalt einen chinesischen Soldaten in englischer Marineuniform mit der großen roten Schärpe des Seezolls dabei. — Inzwischen ist auch die Verladung der Fracht beendet; der chinesische Kapitän kann geschlagene drei Minuten lang tuten lassen. Er muß doch ordentlich zeigen, daß der chinesische Dampfer fährt! — Und von drüben, von dem russischen Blagowjestschensk, tönt ein Gruß aus Europa herüber, die Glocken der Kirchen einer im Hochwasser ertrinkenden Stadt.

Das Tuten des chinesischen Dampfers gerade hier hat aber noch seinen besonderen Grund: Im Jahre 1900 hatte der russische Kommandierende General in Blagowjestschensk nach der Ermordung von Russen in China alle in seinem Bezirk wohnenden Chinesen, Männer, Frauen und Kinder bis zum Säugling, dicht unterhalb der Stadt an den Amur bestellt. Dort wurden sie von Soldaten umzingelt und alle, Tausende, zur sofortigen Rückkehr nach China aufgefordert. Zwischen ihnen und China lag der 1 km breite Amur. Der Befehl hieß also, daß sie in den Amur gehen sollten. Wer nicht freiwillig dem Befehl nachkam und sich in den Fluß stürzte, dem halfen die Gewehre der

Soldaten nach. Kaum einer ist ans andere Ufer gekommen. Die Tausende sind vor den Augen der in ohnmächtiger Wut bei Taihe ho am Strom stehenden Landsleute elend ertrunken.
Mit allen Einzelheiten bekommt man die grausige Schilderung, die darin mündet, daß der jetzt vor sich gehende russische Verfall die Gottesstrafe für den Massenmord von Blagowjestschensk sei... Jedes Tuten des Dampfers ist die Erinnerung daran. — Und in die chinesischen Schulatlanten ist eine besondere Karte eingefügt mit dem Schauplatz der Tat. Daneben gibt ein kurzer Text die Begebenheit. China vergißt nicht. Das Gebiet drüben unterhalb der Selenka-Mündung bis kurz vor Aigun ist außerdem in den Atlanten und auf allen anderen chinesischen Landkarten als chinesisches Territorium eingetragen, das damals nur widerrechtlich von den Russen in Besitz genommen ist. Bleibt das Übergreifen chinesischen Gebiets über den Amur bei der scharfen russischen Grenzbewachung auch zunächst auf dem Papier, so wartet man doch nur auf den Augenblick der Verwirklichung; dann freilich wird es nicht bei dem kleinen Zipfel bleiben...

Die Legende vom Großen schwarzen Drachen...

Und nun, als das Schiff sich vom Ufer gelöst hat, der Eindruck des riesigen Stroms! Die normale Breite zwischen Taihe ho und Blagowjestschensk ist schon 1 km. Aber jetzt, wo auf beiden Seiten das Wasser in den Straßen gurgelt und besonders auf dem russischen Ufer am Ende der Stadt an der Selenka-Mündung Fabriken, Schuppen und Häuser überflutet sind, schwimmt Blagowjestschensk als Insel im strömenden und gerade bei unserer Abfahrt in Wind und beginnendem Regen bis zum Schaumkamm bewegten Meer.
Der Amur hatte vor drei Tagen mit mehr als 9 m über normal seinen höchsten Stand. Inzwischen ist das Hochwasser auf 7½ m gesunken. Man erzählt uns, daß das Wasser verhältnismäßig langsam gekommen sei, so daß auf chinesischer Seite nur wenig Menschenleben zu beklagen seien. Um so mehr Vieh ist umgekommen, und der sonstige Schaden ist besonders groß, weil niemand um diese Zeit mit Hochwasser gerechnet hatte.
Und man erzählt uns diese Legende vom Großen schwarzen Drachen:
Es war einst in der Schantungprovinz, aus der alles Gute kommt, ein Chinese, dessen Frau ein Kind erwartete. Wie es geboren ward und der Vater es betrachtete, war es ein hei lung, ein schwarzer Drache. Der erschreckte Vater griff zum Messer und wollte nach dem Drachen

stechen. Da machte sich der Drache auf und floh aus der Provinz, floh bis herauf durch die Mandschurei und wählte diesen Fluß hier als sein ruhiges Bett. Er wuchs heran und wurde der Große schwarze Drache, nach dem der Strom nun Hei lung kiang ho heißt, der Große schwarze Drachenstrom, der so in einer Zeit, als noch keine Chinesen hier waren, die Grenze Chinas wurde.
Seitdem übt er seine strenge und doch wohltätige Herrschaft. Erscheint er im Traum, so gibt es Streit und Krieg oder für die Schiffe schwere Fahrt. Daher brennen die Schiffer nicht nur zu Beginn der Fahrt das kleine Feuerwerk ab, das gegen die bösen Geister vor jeder Reise — auch jedesmal für uns — entzündet wird, sondern sie opfern dem schwarzen Drachen auch mem bao, eine Brotart. Ist dann der weiße Drache, wie heute, in den Schaumwellen da und will die Boote umwerfen, so hilft der schwarze Drache den Schiffern, die geopfert haben, und der weiße Drache muß bald weg.
Auch das Hochwasser jetzt ist das Werk des Großen schwarzen Drachen. Der Drache ist aufgestanden, wie er es öfter tut. Die Russen haben auf ihn geschossen und wieder geschossen. Die Russen, die alles Unheil in die Mandschurei gebracht haben. Zur Strafe läßt es der schwarze chinesische Drache nun zehnmal sieben Tage regnen. Solange auch dauert die Überschwemmung. Dann erst geht der Drache in sein Bett zurück. Viele, viele Russen sind schon in dem Hochwasser ertrunken und noch mehr werden sterben. Kleine Dampfschiffe können über das russische Land fahren! Und der Chinese ist stolz auf diese Genugtuung gegenüber den Russen.

... und die grausige Wirklichkeit.

Als ich nachher den Außenminister Yü treffe, erzählt er, daß die Behörden damit rechnen, daß allein auf diesem Ufer des Amur mindestens 200 000 Chinesen im Hochwasser ertrunken sind! 200 000 Chinesen, von denen die Welt sonst nichts erfahren hat. Weit drüben in der Mandschurei! In ihrem unbekanntesten Zipfel, in der Provinz des chinesischen Großen schwarzen Drachen. Wie ist es mit der Legende? Das zehnmal sieben Tage Regen bestätigt sich traurig. Aber war es eine Strafe für die Russen? Allein am Amur 200 000 Chinesen tot; dazu noch Zehntausende im Innern der Provinz, die allüberall im Wasser schwimmt, ein einziger, riesiger Sumpf. Das russische Amurufer ist längst nicht so dicht besiedelt. Dort sind so große Verluste unmöglich, obwohl das Hochwasser auf der russischen Seite viel weiter reicht als auf der chinesischen. Immerhin 200 000 Chinesen sind nur rund ein halb pro Mille des chinesischen Volkes.

Als wir mit dem Dampfer aus der befestigten Uferstrecke zwischen den Städten heraus sind, sehen wir erst das Amurhochwasser in seiner ganzen Ausdehnung. Der Strom hat gut seine zwanzigfache Breite. Ein Stück weiter wird es noch schlimmer: Während man auf der chinesischen Seite wenigstens in einer Entfernung von mindestens 15 bis 20 km Land sieht, verliert sich auf der russischen Seite das Land ganz. 20, 30, 40 km ist ein endloses, weites Meer, in das am Horizont der Himmel eintaucht. Vorwärts und rückwärts, überall dasselbe Bild! Es ist der gewaltige Triumph der ungefesselten Naturgewalten über den kleinen Menschen, der sich Herr über alles dünkt. Und er kann doch nur vom Schiff auf den unendlichen Wasserflächen sich hilflos betrachten, wie Hunderttausende von Existenzen zugrunde gerichtet sind und andere Hunderttausende nur die Hoffnung haben, daß das Wasser das nächste Mal es gnädiger meint und nicht zu so unerwarteter Zeit kommt und die eben reifenden Feldfrüchte vernichtet. Freilich, in diesem Ausmaß kann sich niemand aus den beiden letzten Jahrhunderten an ein Hochwasser erinnern. Sonst würde man ja wohl auch die Dörfer und Fabriken allmählich vom Strom wegverlegt haben.

So sind die Gehöfte die einzigen traurigen Inseln in dem flutenden Meer. Viele Höfe sind ganz weggeschwemmt. Die Trümmer schwimmen auf dem Strom. Andere stehen noch. Oft guckt der Schornstein nur noch heraus und die darumstehenden Baumkronen zeugen von dem ehemaligen Anwesen, das sicher von dem ablaufenden Wasser doch noch mitgenommen wird. Hier und da sieht der Giebel heraus oder bei höhergelegenen Häusern auch das halbe Haus. Es ist ein Elend, so weit das Auge reicht.

Der Schaden beschränkt sich nicht etwa auf den Umkreis der Überschwemmung. Mitten im Land stehen die tieferliegenden Gehöfte unter Wasser, weil das Druckwasser durchgedrungen ist, das viel langsamer verläuft als das offene Wasser des Stroms. Doch abgesehen davon, daß man sich über die Ruhrepidemie ärgert und die geringeren Verdienstmöglichkeiten betrübt einkalkuliert, kümmert sich kein Mensch um die Geschichte und die Betroffenen. Mögen sie allein fertig werden. Bei Unwetter in den Bergen helfen die im Tal ja auch nicht! Die haben sonst die um vieles besseren, fetten Weiden und Acker des Überschwemmungslandes. Man sagt ja nicht gerade, daß es ihnen im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit recht geschehen wäre, und man will ja auch seine Neugierde befriedigt wissen. Aber helfen müssen sie sich allein.

Der Solondi Hsie lin.

In Aigun ist der Seezollbeamte mit Frau und Kind neben einigen an Chinesen verheirateten Russinnen der einzige Europäer. Der knapp 30 Jahre alte Russe nimmt uns in sein blitzsauberes Haus. Um schnell weiterzukommen, begeben wir uns gleich zu dem Solonenchef, dem Solondi Hsie lin, der am anderen Ende der weitläufigen Stadt wohnt. Aigun macht als rein chinesische Provinzstadt den Eindruck eines großen Dorfs, das erst auf seine Erweckung aus dem Dornröschenschlaf durch die Eisenbahn wartet. Neben dem schönen Yamen der Kreisverwaltung wächst der Beifuß, der, wie in jedem Dorf, die weiten Flächen zwischen den Höfen und Straßen füllt. Die Straßen sind nach der Überschwemmung im tiefen Schlamm, so daß wir auf Laufstegen, Bohlen und Ästen uns vorsichtig weiterbalancieren müssen. Aber Balancieren und Lavieren ist ja beinahe dasselbe, das eine körperlich, das andere geistig. Und beides ist für jeden, der in China weiterkommen, der auch nur einigermaßen unbehelligt seine Reise fortsetzen will, nötig. Balancieren und Lavieren sind chinesische Nationaltugenden. Der gerade Weg ist immer der unpraktischste und längste. Meist führt er gar nicht zum Ziel.

Der Solonen-Yamen. Im Yamen des Solonenchefs müssen wir zunächst warten und haben Zeit, uns umzusehen. Ist das noch China? Ein sauberer Hof, eine blitzende gedielte Stube und Blumen im Zimmer und draußen! Hier kann kein Chinese wohnen. Der Solonenchef ist Mandschu, wie sich gerade um Aigun noch einige Mandschudörfer erhalten haben. Aber er steht treu in chinesischen Diensten. Er hat im Rahmen der Kolonialverwaltung die Sonderverwaltung für die eingesessene tungusische Bevölkerung. Da auf die anderen Völkerschaften wegen ihrer geringen Zahl keine Rücksicht genommen zu werden braucht, sie auch fast dieselbe Sprache sprechen und sich als ein Volksstamm fühlen, ist diese Sonderverwaltung solonisch. Die Solonenbezirke mit eigenen Zivil- und Militärbeamten bestehen neben der chinesischen Kreiseinteilung und überschneiden sich auch mit den Konzessionsgebieten der Goldgesellschaften,

so daß bei völlig getrennter Verwaltung verschiedene Zuständigkeiten bestehen. Dem Solondi Hsielin untersteht der Norden der Provinz, der in acht Bezirke eingeteilt ist. Ein zweiter Solonen-Yamen mit vier Bezirken ist für den Süden in Dshellu. Ein dritter besonderer Bereich ist die Barga, die auch sonst eine gewisse autonome Verwaltung mit einer Art Landtag hat. Wie lange die Sonderverwaltung Bestand haben wird, ist recht zweifelhaft; jedenfalls dient auch sie der Chinesierung der Tungusen.

Das ist um so leichter, als keine der tungusischen Sprachen eine Schriftsprache entwickelt hat. Gewiß gab es einmal die mandschurische Schrift. Aber sie ist nur künstlich; es gibt keine eigene mandschurische Literatur. Der erste Mandschu-Kaiser, der große Nurhadze, der sein Geschlecht aus der übernatürlichen Abstammung der unbefleckten Empfängnis ableitete, hatte nach dem Selbstmord des letzten Ming-Kaisers seine Hofgelehrten aufgefordert, eine eigene mandschurische Schrift zu schaffen. Als diese das für unmöglich erklärten, hat er sich selbst mit den Gelehrten zusammen darangemacht und auf der Grundlage der mongolischen die mandschurische im eigentlichen Sinne erfunden. Nach diesem künstlichen Ursprung hat sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein immer bescheidener werdendes Dasein geführt, bis sie jetzt ganz im Verschwinden ist. Das einfache Volk kann sowieso nicht schreiben, und die anderen wollen vorankommen und müssen sich deshalb des Chinesischen bedienen. So kann die junge Generation nicht mehr mandschurisch schreiben. Auch der Schriftverkehr der Solonenverwaltung, der noch vor etlichen Jahren mandschurisch war, ist nun rein chinesisch. So stirbt die mandschurische Schrift mit den alten Leuten und mit dem mandschurischen Volk. Die in Europa verbreitete Ansicht, daß die Schrift jetzt bereits tot wäre, ist allerdings irrig.

Yü do shäng, der letzte Mandschu.

Der Solonenchef ist mit seinem alten Schreiber einer von denen, die noch mandschurisch erzogen sind, wenn auch seine ganz als Chinesen erzogenen Söhne die mandschurische Schrift wie ein Wunder anstaunen. Der prächtige alte Herr von 62 Jahren ist der Typ eines Mandschu. Er mutet uns wie der letzte Mandschu an, wie das lebende Denkmal aus einer vergangenen Zeit. Er ist selbst mit seinem Hof so ganz anders, als wir es sonst getroffen haben. Freilich trägt auch er nicht mehr den mandschurischen Zopf, den man bei ihm eigentlich vermißt.

Wir unterhalten uns nur kurz, um uns für den nächsten Tag anzukündigen. Dabei werden mit elegantester Vollendung die kleinen Förm-

Der Solondi Hſie lin am Arbeitstiſch — (Zu Seite 141)

und im Feſtgewand am Tor des Gehöfts mit Stötzner (Zu Seite 141)

Prunktor des Yamen in Aigun (Zu Seite 141)

lichkeiten beobachtet, die wir auch zum Beweis unserer guten Erziehung beachten müssen, und die einen angenehmen Hauch des Feierlichen um jede profane Handlung legen: die Überreichung jedes Gegenstandes, des Passes, der Zigarette usw. mit den beiden vorgestreckten Händen und die Begleitung des Gastes zur Tür und über den Hof an die Straße, wo die Schutzwand gegen die bösen Geister steht und wo man sich mit feierlichen Verbeugungen verabschiedet.

Beim nächsten Besuch werden wir gleich mit den fertigen Pässen erwartet. Sie sind in mandschurischer Schrift und Sprache abgefaßt. Wir sind nun im Besitz so ziemlich der letzten echten mandschurischen Dokumente. Wir tauschen die Visitenkarten. Stötzner spricht des näheren von seiner Solonenarbeit. Auch der Hsielin glaubt, daß nach den Mandschus bald auch die Solonen im Chinesentum aufgegangen sein werden. Dabei ist er warm geworden und entwickelt in seiner sympathisch abgemessenen und würdigen Art allmählich Temperament. Der alte Herr sitzt leicht vorgebeugt auf dem Stuhl am Tisch, nickt Beifall und macht fein angedeutete Handbewegungen zur Unterstreichung seiner Worte. Diese kultivierteste Unterhaltung, die wir im Lande gehabt haben, ist ein reiner Genuß. Mit feinem Takt, wie er unter Wildfremden so selten ist, lebhaft und angeregt, funkeln Argumente und Tatsachen in Frage und Antwort. Als Stötzner auf die Pferdegestellung kommt, ist Yü zuerst zurückhaltend. Aber schließlich stimmt er zu, weil es darauf ankäme, im letzten Augenblick für die Nachwelt, auch für die Nachkommen der Mandschus und Solonen, die Kenntnis der letzten tungusischen Gegenwart zu retten. Und er bedauert, daß er uns für die Vergangenheit keine vollen Aufschlüsse geben kann, weil die alten Akten in den russischen Kriegen verlorengegangen sind. Das Pferdegreifen, das „pai ma“ für je acht Pferde, wird in den mandschurischen Paß mit chinesischen Schriftzeichen nachgetragen, weil sonst die wenigsten die Ermächtigung würden lesen können. Nach zwei Stunden werden wir fürstlich mit selbstverständlicher Grandezza zum Yamentor hinausgeleitet.

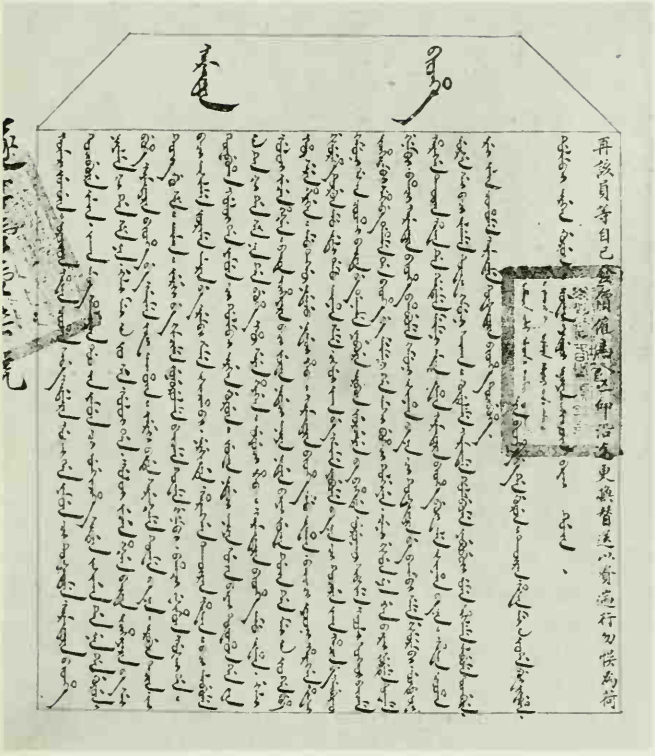
Die Geschichte eines Emigranten. Am Abend läßt uns der Zollbeamte einen Einblick in russisches Emigrantenschicksal im Fernen Osten tun. Auch wenn man sich dessen bewußt ist, daß es eben eine Emigrantenerzählung ist, bleibt noch genug des Nachdenklichen. — Sein Vater war der Besitzer der Goldminen auf der russischen Amurseite, die zwar nicht so gehaltreich wie die chinesischen sind, aber damals bei rationeller Arbeit mit Maschinenbetrieb einen guten Ertrag abwarfen. Inzwischen hat diese rationelle Nutzung

aufgehört. Beim Umsturz war er noch ein halbwüchsiger Bursche. Es war im Winter, der Fluß zugefroren, als das Haus seines Vaters gestürmt werden sollte. Der Vater konnte den Sohn rechtzeitig wegschicken und sich bis zur Dunkelheit verteidigen, um dann über den Amur zu flüchten. Als der Sohn ihn wiedersah, war er dem Wahnsinn nahe und schneeweiß. Der Vater lebt jetzt als kleiner Kaufmann in Harbin, der Sohn fand den Weg zum Seezoll. Schwer lastet des Geschick auf ihm; er hat eigentlich schon resigniert. Noch ein Kind? Nein! Wer weiß, was ihn morgen erwartet? Wer weiß, ob nicht eines schönen Tages die Chinesen die Entfernung aller Russen aus dem Seezoll durchsetzen, bei der Verachtung der Russen, die auch ihm entgegentritt! Und daß so viele andere Russen sich jeder Würde entäußern und damit zur weiteren Zerstörung des russischen Ansehens beitragen, von der Prostitution über die Bettelei bis zum Verbrechertum? Was sollen die Leute anders machen? Und die Verheiratung mit Chinesen? Je nun, besser als verhungern!

Das ganze Elend der russischen Emigration im Fernen Osten liegt vor einem. Aber eigentlich auch die Sinnlosigkeit der Emigration. Doch an den Erzählungen der Russen in Taihe ho kann man nicht vorübergehen, mag man auch manches abstreichen. Jedenfalls geben sie die Stimmung der großen Masse der Emigranten wieder, die schließlich in der Mandschurei ein politischer Posten sind, den jeder einstellen muß, der überhaupt die mandschurischen Dinge im Zusammenhang sehen will.

Da wird von Schicksalen gesprochen, die um vieles schlimmer sind als das unseres Aiguner Zollbeamten. Zu einer Frau soll man 25 Soldaten geschickt haben, Russen, Letten, Burjaten und anderes Volk, die alle sie gebrauchten, als letzter ein schwerkranker Kerl! Man habe Gefangene in einen dunklen Raum gesperrt und blindlings hineingeschossen, bis keiner mehr lebte. Man habe Offiziere zum Wahnsinn getrieben oder in den Dienst der roten Armee gepreßt, indem man sie zum Tode verurteilte, sie ihr eigenes Grab schaufeln ließ und sie dann tagelang herausholte, um mit Platzpatronen blind auf sie zu schießen.

Sie erzählten von den gegenwärtigen Zuständen drüben in Ostsibirien, und Russen, die eben erst unter irgendeinem Vorwand herübergekommen waren, bestätigten es: Zuerst machte die Masse des Volkes mit, tobte sich aus, und wer kann es ihr eigentlich verdenken? Seit einigen Jahren aber schon ist es anders. Wenn der kindliche Sohn den Vater, die unreife Tochter die Mutter oder die Frau den Mann aus Wut über einen häuslichen Vorgang wegen irgendwelcher angeb-



Eines der letzten echten mandschurischen Schriftdokumente
Der Paß des Solondi Hsie lin in Aigun für den Verfasser. Schriftzeile am rechten Rand ist chinesisch, die übrige Schrift mandschurisch

(Zu Seite 143)

licher Äußerungen denunzieren darf, so ist damit der Familienzusammenhalt zerstört. Im eigenen Hause ist jeder gegen jeden argwöhnisch. Die Jugend verwildert; ein Geschlecht wächst heran, das über alle Fragen des Geschlechtsverkehrs und der Perversitäten aufgeklärt ist, aber von Ehre und Achtung nicht viel weiß. Wer sein Mißfallen äußert — und sei es auch bei den Wahlen —, der riskiert sein Leben. So seien erst in letzter Zeit vier Dörfer drüben, die schlecht gewählt hatten, von Soldaten umstellt und nach Begießen der Häuser mit Petroleum samt dem „lebenden Inventar" verbrannt worden. Die eigenen roten Soldaten, die aus Sibirien stammen, machen so etwas allerdings nicht mit. Man verwendet die Sibirier deshalb meist in anderen Gegenden, während hier Chinesen, Innerrussen und Letten „arbeiten". Doch das Volk trägt das aus Indolenz und Angst. Und die Emigranten schließen ihre Erzählungen mit der Feststellung, daß in spätestens zehn Jahren ein vernünftiges Regime drüben sein müsse, soll nicht das russische Volk im Fernen Osten endgültig verloren sein. Streichen wir dreist 50 Prozent von den Berichten mit Rücksicht auf die erbitterte Stimmung der Emigranten ab, bestehen bleibt die Tatsache, daß gegenüber den Chinesen nicht nur den Emigranten das Rückgrat gebrochen ist, sondern daß auch die weit überwiegende Masse der Russen in Ostsibirien heute keine Widerstandsfähigkeit mehr gegen chinesische Expansionsbestrebungen haben würde, wenn sie ernsthaft auf die Probe gestellt würde. Eine Volkserhebung wäre ganz unwahrscheinlich. Eher wäre zu erwarten, daß die Chinesen, wenn nicht die heimliche Unterstützung, so doch die stillschweigende Zustimmung der meisten Russen finden würden. Und wie lange die Sowjets das zu ertragen vermöchten? Wieweit sie überhaupt ernsthaft über bewaffnete Demonstrationen hinaus sich für Transbaikalien engagieren würden?

Die Kriegsschuld im Fernen Osten. Damit sind die Emigranten bei den Vorwürfen gegen Deutschland und seine Politik. Hier klafft ein bezeichnender Gegensatz zwischen Chinesen und russischen Flüchtlingen. Den Chinesen ist die Kriegsschuldfrage gleichgültig. Sie haben eine Meinung vom Krieg, die für Deutschland nur schmeichelhaft ist. Die Russen sind noch völlig in den alten Ententephrasen aus den ersten Kriegsjahren befangen. Poincaré hat hier seine gelehrigsten und unbelehrbarsten Schüler gefunden. Es würde sich schon lohnen und politisch von Wert sein, wenn Deutschland entgegen der bisherigen Übung den Fernen Osten bei der Kriegsschuldaufklärung nicht weiter vergessen würde. Es hält schwer, den Russen wenigstens das Geständnis abzuringen, daß der Krieg die größten

Augenblickserfolge für England gebracht habe, auf Kosten Deutschlands und Rußlands, und daß auch darum das deutsche und russische Volk zusammengehörten und von Europa bis zum Fernen Osten in gemeinsamer Politik sich ihr Recht erstreiten müßten.

Gleich kommt schon der Einwand: Aber mit den Bolschewisten darf Deutschland nicht zusammenarbeiten! Diese Zusammenarbeit ist in den Augen jener Leute die deutsche Todsünde. Gut, die Emigranten behaupten, die Sowjets seien keine Repräsentanten des russischen Volkes; sind es aber die Emigranten? Sie sind sich nicht einmal unter sich einig. Gerade die Kriegsschuldunterhaltungen haben auch wieder bewiesen, daß sie deutschfeindlich sind, wie es ihnen seit dreißig Jahren beigebracht ist. Kommen sie durch einen Umsturz ans Ruder, so ist an eine gemeinsame deutsch-russische Politik nicht zu denken. Also gerade unter fernöstlichen Gesichtspunkten kann Deutschland an einer gewaltsamen Änderung der Dinge in Rußland nicht interessiert sein. Wie überhaupt Deutschland keinen Anlaß hat, sich in innerrussische Verhältnisse einzumischen, solange nicht deutsche Interessen entgegen dem internationalen Recht verletzt werden. An der Konsolidierung Rußlands muß uns allerdings liegen. Daß Rußland noch nicht konsolidiert ist, steht außer Zweifel, zeigt sich besonders verhängnisvoll in Ostasien. Konsolidierung bedeutet aber Evolution, Weiterentwicklung zu staatlichen Verhältnissen, die nach innen und außen voll dem Charakter des russischen Volkes entsprechen. Dann wird auch für ängstliche Gemüter in Deutschland klar zutage treten, daß die Übertragung einer russischen Schablone auf deutsche Verhältnisse keine ernste Gefahr ist, weil eben auch das deutsche Volk seinen eigentümlichen Charakter hat, der sich von dem anderer Völker unterscheidet.

Als Paket auf der Karawanenstraße.

Zum Rückweg nach Haritun benutzen wir zunächst die alte Karawanenstraße von Aigun nach Mergen. Seit einigen Tagen ist das Hochwasser zurückgegangen, so daß die Post wieder regelmäßig die Straße fährt. Ihr vertrauen wir uns an, weil hier außerhalb des Solonengebiets das Pferdegreifen noch nicht möglich ist. Da nun aber die Gebührenordnung die Beförderung von Personen durch die Post nicht vorsieht, einigen wir uns mit dem Aiguner Postmeister darauf, daß wir als gebührenfreie Pakete befördert werden und den Kutschern Trinkgeld geben. Der Wagen, der täglich mit Kutscher und Pferden gewechselt wird, ist eine Arbe mit etwas schwereren chinesischen Rädern. Das Staatsfahrzeug ist außerdem mit einem niedrigen Dach versehen und führt eine weiße Flagge mit chinesischen Schriftzeichen, die sie als sakrosankt auch gegenüber den Räubern kennzeichnet.

Der erste Kolonisator der Mandschurei.

Die große Karawanenstraße verdankt als uralter Verkehrsweg ihre jetzige Einrichtung mit regelmäßigen Stationen nicht, wie die Straße von Mergen nach Kumashien, den militärischen Bedürfnissen des Kaisers Kanghi. Sie ist von dem aus der Yünan-Provinz stammenden Beamten Wusangui um 1500 unter Nurhadze angelegt. Wu hatte das Gebiet bei irgendeiner Gelegenheit kennengelernt und dann seinen Leuten in der an Tibet grenzenden Heimatprovinz davon vorgeschwärmt: Milch und Honig sind keine chinesischen Ideale. Aber ein Land, in dem die Feldfrüchte von allein wachsen, in dem man sich um kein Lebensbedürfnis zu bekümmern braucht. Die Rehe laufen ins Haus, daß man sie nur zu fassen braucht. Die Enten und Rebhühner fliegen ins Netz. Die Fische lassen sich in den Bächen und Flüssen mit der Hand greifen. Die Steppe wartet auf das Vieh, und Holz steht auf den Bergen. — Damals war das Land also zum Teil wenigstens noch bewaldet. —

So brachte Wu einen großen Schwung von Siedlern mit, die er, von Tsitsihar — das seine Gründung ist — angefangen, bis Mergen — das schon aus der mandschurischen Zeit bestand — und von

dort nach Aigun ansetzte. Das sind die Vorfahren der „dsung hua mandse", der chinesischen Barbaren, die noch heute als Fremdvolk und unwillkommene Eindringlinge empfunden werden. Wu wurde damit der erste chinesische Kolonisator in der Mandschurei, wenn auch vorher schon die Mandschus die gefangenen chinesischen Soldaten angesiedelt hatten. Er wurde mit der auf ihn eingeschworenen Siedlung ein mächtiger Mann und bekam Selbständigkeitsgelüste, bis er in einem regelrechten Krieg von Nurhadze besiegt wurde. Er mußte zurück nach Yünan. Seine Leute aber sind geblieben.

Stumpfsinn. Damit wir in der Übung bleiben, fängt es bei der Abfahrt an zu regnen. So dösen wir unter unserm Dach in Stumpfsinn. Das heißt, soweit uns die Pferdefliegen dazu kommen lassen. Auch sie wissen das trockene Dach zu schätzen und kleben förmlich an uns, während die Pferde einigermaßen verschont bleiben. Trotzdem gebärden sich die Gäule wie verrückt und sind schwer am Weg zu halten; es sind Russen, die sich auf den Kummer des Amurbogens nicht verstehen. So gibt es unversehens mal einen Trab oder einen wilden Galopp, der uns besonders erfreut, weil das auf chinesische Größenmaße berechnete Dach so niedrig ist, daß wir nur gebückt sitzen können. Dazu ist der Boden vom zweiten Tag an viel steiniger als auf der Hinfahrt, und der Kutscher, beziehungsweise die sich selbst überlassenen Pferde haben es heraus, keinen im Wege liegenden Stein, kein Loch und kein sonstiges Hindernis zu umfahren! Das ist oft so schlimm, daß wir uns minutenlang die zur Fliegenabwehr so dringend nötige Zigarette nicht anzünden können. So sind wir abends einigermaßen fertig.

Und dann die Herbergen! In der 1. Station Dogose haben die Wanzen die Schwaben verdrängt. Besonders schlimm ist der „Rote Frontkämpferbund", die Garde der Kleinen und Kleinsten, nach denen mein Nachbar jede Stunde Decke und Kopfpolster absucht, um sich dann mit einer Opiumpfeife zu beruhigen. Die Herberge ist voller Opiumarbeiter, die nach der Erledigung der ersten Mohnernte im Norden auf der Walze nach Süden sind; dort beginnt Mitte August die zweite Ernte, die im Norden gar nicht mehr reif wird. Die erste Ernte ist auch besser; die zweite Aussaat wird nicht so hoch und voll. Aber es ist eine andere Opiumsorte, die auch ihre Liebhaber hat. Die Opiumkulis haben ihre Ersparnisse in Opium mit, um auch am verbotenen Handel noch etwas zu verdienen. Freilich dürfen sie sich nicht erwischen lassen. Ein Soldat braucht nur auf den Gedanken der Durchsuchung zu kommen; schon ist es geschehen. Dann sind die Ersparnisse dahin;

der Soldat kann dafür ein leichtes Geschäft machen, wenn er es nicht vorzieht, das Opium selbst zu konsumieren.
Das Gegenstück ist die Unterkunft in der 3. Station Sandschan. Der sympathische junge Postbeamte bewohnt sie mit seiner umfangreichen Familie bis zur Urgroßmutter, und alle zeichnen sich durch Sauberkeit aus. Zur Sauberkeit gehört auch die Insektenvertilgung. So läßt sich die Mutter von zwei kleinen Kindern die Kopfläuse absuchen und knacken ... Der Beamte wahrt auch sonst die Form. Bei der Frage nach dem Preis des Nachtquartiers verweist er auf den Freundschaftsdienst — nimmt aber doch gern das Geld.
Immerhin, die Pferde haben es noch schlechter. Ställe gibt es nicht. Sie dürfen sich nicht einmal legen. Das soll nicht gut sein! Wie man auch die Pferde vor einer Reise nicht füttert, weil es nicht gut sein soll! Nur wenn die Pferde auf die Weide gebracht werden oder eben ausgeschirrt sind, dürfen sie sich einen Augenblick strecken und wälzen. So ist bei jeder Rast das erste: alle Viere in die Luft, ganz gleich, ob im Schlamm, zwischen Steinen und Büschen oder im Gras! Sonst heißt es stehen ohne Erbarmen.

Kindliche Spiele. In dem Stumpfsinn hat es bei einem Flußübergang angefangen. Ich habe ein paar herumlungernden Kindern das Butterstullenwerfen auf dem Wasser beigebracht. Ich kann das besser als Stötzner, der nicht einmal die 60 m bis ans andere Ufer mit dem glatten, von Welle zu Welle springenden Stein schafft. — Dann zieht man diese Karawanenstraße, die nur an wenigen Stellen so wirkt wie die sibirischen Trakte, meist sich im Steppenholz und hohen Gras verliert, soweit es nicht gerade durch Morast geht; und da fragt einen jeder, der vorübergeht, nach der Herkunft. Schließlich wird uns das zu bunt und wir machen uns ans Verklapsen. Bald sind wir jebendi, Japaner, bald kaoli, Koreaner. Manche gucken ungläubig; und die Hellen, die sich die Befriedigung ihrer Neugierde etwas kosten lassen, kommen denn auch dahinter, daß wir Deutsche sind. — Wie da so ein besonders hochnäsiger Polizist im Bewußtsein seiner überlegenen Amtsmiene uns anschnauzen will, kriegt er erst einmal unsere deutschen Pässe, von denen er nichts versteht, dann meine Grenzempfehlung, die nichts besagt, dann die mandschurischen Pässe, die er wieder nicht versteht, und dann nach den anderen Papieren zum Schluß die großen Provinzpässe. Dann ist er klein und höflich und erzählt uns, daß wegen der fortgesetzten Räubereien zwei Schwadronen Kavallerie zur Unterstützung der Polizei an die Karawanenstraße gelegt sind.

Am amüsantesten ist aber doch das tägliche Spiel mit dem wechselnden Kutscher. Sie sollen Trinkgeld kriegen, wissen aber, daß wir auf die Postarben angewiesen sind. Also sollen die dummen Europäer hochgenommen werden. Drei Dollar ist dem ersten zu wenig. Am Morgen schirrt er die Pferde an und tut, als ob er losfahren wollte. Dabei wird er ja abgelöst. Also will er seinen Nachfolger veranlassen, ohne uns loszugehen. Da wird Stötzner grob, und auf einmal helfen uns beide beim Aufladen der Sachen, besonders eifrig der von gestern, der schon Angst hatte, nun gar nichts zu bekommen. — Der nächste Kutscher wird gleich von dem alten vor Erpressungsversuchen gewarnt: „Die haben große Pässe!" Der vierte hat den Bogen wieder raus. Er will es damit erreichen, daß er uns unterwegs sitzen läßt. Vor Morgengrauen geht es in die Wolken, aus denen bald der Regen in unübertrefflicher Dauerhaftigkeit trieft. Die Straße ist felsig wie noch nie, auch abseits der Wagenspur in der Steppenwiese; zwischen den Blöcken ist abgrundtiefer Schlamm, in den es, bald rechts, bald links, bis zur Achse hineingeht. Dazwischen rauscht bergauf, bergab und im Tal der Sturzbach des unerschöpflich strömenden Wassers. Nach einer Stunde ist zum erstenmal ein Rad entzwei, nach vier Stunden noch einmal, nach fünf Stunden wieder, und der Kerl will nun in einer Opiumherberge bleiben. Aber er muß flicken. Kaum eine Stunde weiter sind wir an einem Taoisten-Tempel, bei dem er die beiden Mönche zur Streikhilfe ruft, die gern an uns Herbergsgelder verdienen wollen; denn wie sollen sie von den paar Opferpfennigen und dem Mohnanbau leben? Wir fahren allein weiter, und da kommt er schnell nach. Um 4 Uhr nachmittags schließlich, nach 12 Stunden, muß das endgültig kaputte Rad in einem Dorf durch ein neues ersetzt werden, aber wir kommen doch noch vor 8 Uhr ordnungsmäßig ins Quartier.

Angenehme und andere Überraschungen.

Auf den meisten europäischen Karten ist zwischen Aigun und Mergen lediglich Lao miao verzeichnet. Wir dachten also ein großes Kloster zu finden. Nun stehen wir vor einer arg mitgenommenen, schäbigen Fangdse mit ganzen zwei Taoisten-Mönchen. Nach dem Verfahren müßte man auf den Karten jedes einzelne Haus verzeichnen. Aber auch die russische Karte, die sonst für diese Strecke zutreffend ist, verzeichnet lediglich die Stationen und nicht die z. T. viel größeren anderen Ortschaften. So haben wir wider Erwarten geographische Arbeit.

Während der Einsiedlerhof Lao miao heute keinerlei Bedeutung mehr hat, entdecken wir an der Straße eine ebenso unerwartete wie köstliche

Rarität: „Shetumiao", Stein-Tempel. Es sind zwei alte Tempel, die über Steinen, großen, unbearbeiteten Findlingsblöcken, errichtet sind. Kein Haus, nichts ist dabei. Aber eifrig benutzt wird der Tempel; das bezeugt nicht nur der Kutscher, das geht auch aus der Masse der verhältnismäßig frischen Opfergaben hervor. Dabei dient dieser bisher unbekannte und in seiner Art wohl einzig in China dastehende Tempel in einem lang hingestreckten Tal keiner besonderen Gottheit, keiner Ahnenverehrung. Es handelt sich lediglich um die Verehrung und Anbetung der beiden merkwürdigen riesigen Steine, also um einen Kult, der den Chinesen sonst fernliegt. Und doch wohnen in der weiten Umgebung nur Chinesen, meist allerdings Yünan-Leute. Da die Tungusen sich die ganze Natur belebt vorstellen und ihre Götter in auffallende Naturdenkmäler verlegen, liegt also die Vermutung nahe, daß der Kult von den in dieser Gegend inzwischen verdrängten Tungusen übernommen ist.

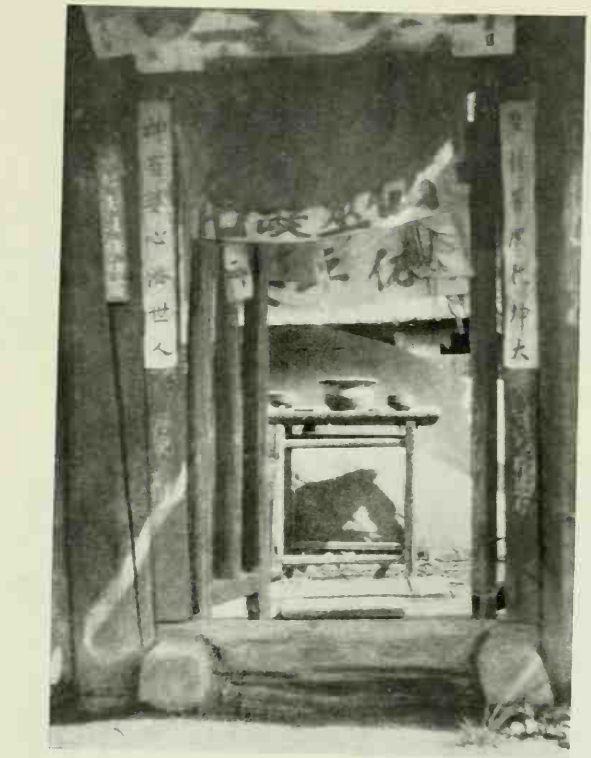
Oder sollte daran zu denken sein, daß es bestimmte chinesische Gruppen gibt, die einen Kult pflegen, der bisher unbekannt geblieben ist?

In Shewuliluhuense, einem großen Südchinesendorf, läßt uns ein Wechselgesang aufhorchen, der auffallende Ähnlichkeit mit dem Schamanisieren hat. Bisher war von der Existenz des Schamanismus bei Chinesen nichts bekannt. Wohl hatte Stötzner im Vorjahr von Landeseinwohnern Näheres über einen chinesischen Schamanismus erfahren. Er hatte auch einen Schamanengürtel gehabt, der von Chinesen stammt. Wir wissen, daß die Behörden den Chinesen das Schamanisieren verboten und es unter schwere Strafe gestellt haben. Als wir in Tsitsihar waren, waren gerade einige Schamanen verurteilt worden. Im Mergener Yamen liegt eine große Zahl von beschlagnahmten Schamanengewändern. Als Stötzner deshalb an einen Fachwissenschaftler nach Deutschland geschrieben hatte, war ihm geantwortet worden, daß es nach der chinesischen Religionsauffassung unter keinen Umständen einen echten chinesischen Schamanismus geben könne. Wenn der Schamanismus im Amurbogen nicht nur von Solonen, sondern auch von Chinesen ausgeübt werde, so könne es sich nur um chinesierte Tungusen handeln, die sich ohne eigenes Bewußtsein dafür ihren religiösen Kult erhalten hätten. Nachforschungen würden sich also kaum lohnen und nicht zu einem positiven Ergebnis führen.

Immerhin horchen wir auf. Es handelt sich um die Besprechung einer Augenkranken, bei der es einigermaßen formlos zugeht. Augenkrankheiten sind eine der verbreitetsten Plagen. Meist ist es die besondere Landeskrankheit, die mandschurische Augenkrankheit, die ähnlich der ägyptischen Augenkrankheit ist. Auffallend viele Kinder sind von ihr

befallen oder blind. Ebenso oft trifft man Magen- und Darmkrankheiten, die meist mit der Malaria, dem gefürchteten Fieber, zusammenhängen. Die dritte Landeskrankheit ist die Syphilis. Wirklich gesund sind nur wenige, zumal die Gelegenheitskrankheiten und die vorübergehenden Seuchen, wie gegenwärtig Pest und Ruhr, noch dazukommen. — Hier sitzt eine Frau in mittleren Jahren auf dem Kang und hält sich die Augen mit einem Tuch zu. Vor ihr sitzt eine ältere Frau — die Schamanin? — und singt monoton in gleichmäßigem Rhythmus mit tiefer Stimme. Regelmäßig nach zehn Takten antwortet der Chor der herumsitzenden Chinesen mit höherer, nicht ganz so monotoner Stimme in einem kürzeren, gleichbleibenden Text. Dann spricht die Alte auf die Kranke ein und spuckt sie mit einem Sprühregen an. Nun nimmt sie ein weißes grobkörniges Pulver, kaut es im Rockzipfel klein, tut es in eine Schale mit Wasser und legt Wegerichblätter dazu, die zuvor am Rock abgewischt werden. Nach einem Augenblick läßt sie die Blätter abtropfen, die Kranke streckt sich aus und legt sich die Blätter auf die Augen. Dazu läßt sie sich die frisch angesteckte Pfeife reichen. — War das nun schon Schamanismus oder lediglich eine Besprechung nach der Art unserer weisen Frauen? — —

Eine peinliche Überraschung erwartet uns in Sedshan, wo wir von der Karawanenstraße nach Norden, nach Haritun, abbiegen wollen, zumal die große Straße weiterhin noch nicht wieder passierbar sein soll. Der Ortsbeamte weist uns Quartier an und bewirtet uns. Aber nach Haritun? Der Weg ist schlecht, schlechter noch als auf der großen Straße! Zwei Reiter, die nach Haritun wollten, sind gerade zurückgekommen. Zwei andere, die sogar schwimmen konnten, sind gestern ertrunken. Haritun ist rings vom Hochwasser der Flüsse eingeschlossen, unerreichbar. So entschließen wir uns, auf den unmittelbaren Weg zu verzichten und einen Umweg zu fahren. Aber versuchen müssen wir es unter allen Umständen. Wir kennen das ewige „lu bu hao, dao bu tshü“ (der Weg ist schlecht, es ist unmöglich, die Straße zu gehen). Nachher ist es, wenn auch unter Schwierigkeiten, doch gegangen. So bekommen wir schließlich eine Arbe gestellt und bleiben auch bei unserem Plan, trotzdem Stötzner einen leichten Malariaanfall hat, der mit Chinin einigermaßen gelinde vorübergeht.



Das Steinheiligtum Shetu miao (Zu Seite 151)

Im Moraſt eingebrochen (Zu Seite 153)

Chineſiſcher Schamane von Sardjau Uopong
(Zu Seite 153)

Solonenjungen ſpielen mit dem von Kuan und mir gezimmerten Einbaum (Zu Seite 161)

Der 9. August.

Im Quartier zeichnet sich ein Chinese durch besondere Neugier aus. Er ist rechtzeitig aufgestanden, um jede unserer Bewegungen verfolgen zu können; und wenn wir auf den Hof gehen, so muß er es auch gerade. Und richtig, er hat immer den Mund offen, die Haut ist zu kurz. Dann muß er aus Mergen sein! Nun sind wir mal neugierig und fragen. Siehe da, das Kennzeichen hat nicht getrogen. Er ist wirklich aus Mergen!

Jagd nach dem Schamanen. Der junge Bursche, den wir als Kutscher haben, ist wenig vertrauenerweckend, aber er weiß was vom Schamanismus. Bei Hodsiu uopong (Trink-Schnaps-Zelt) ist der dort wohnende Schamane nicht zu Hause. Vor Shao dsiu uopong (Shaos Schnaps-Zelt) brechen wir im Morast mit Pferden und Wagen ein. Neben der eingefahrenen Spur geht es durch meterhohes Wasser. Das Gras steht in festgeschlossenen Bündeln von 30—40 cm Durchmesser, die als kleine, unregelmäßig stehende Berge aus dem Morast herausragen; darüber schließt das Gras aber so fest, daß man nur ausnahmsweise einmal den Höcker erkennen kann. So straucheln die Pferde fortwährend, und der Wagen geht holterdiepolter von der einen Schräglage in die andere. An den Häusern ist ein 5 m breiter Bach, der aber 1½ m tief ist, so daß wir uns halb ausziehen müssen, wie nun fast bei jedem dieser Steppenbäche, die außerhalb der Regenzeit nicht vorhanden sind. Aber wir treffen hier einen chinesischen Schamanen, der uns seinen Anzug zeigen und vielleicht verkaufen will.

Er ist zu Pferde und reitet uns voran.

Stötzner ist scharf wie eine Streitaxt. Alles andere um ihn ist vergessen. Ich habe kaum Zeit und Möglichkeit, die notwendigen Feststellungen für die Routenaufnahme zu treffen. Ein echter chinesischer Schamanenanzug, wie ihn noch kein Europäer gesehen hat, den die Wissenschaft für unmöglich hält. Einmal ihn überhaupt sehen, und dann ihn womöglich mitnehmen können und den ungläubigen Wissenschaftlern im Original vorführen! Der Forscherehrgeiz und die

Forscherbegierde haben Stötzner gepackt. Für nichts hat er mehr Sinn: Chinesischer Schamanenanzug!!
Aber nach außen nur nichts anmerken lassen! Wenn wir dem Schamanen zu viel Interesse zeigen, könnte er argwöhnisch werden. Sonst fordert er für den Anzug einen zu unverschämten Preis. Im Schamanengehöft in Oerl dao go bleibe ich daher zunächst gleichgültig auf der Arbe und sehe nur so beiläufig aus landesüblicher Neugier vorbei. Während Stötzner schon zu handeln beginnt, mustere ich die Stücke mit Kennermiene und erkläre sie für „bu hao", nicht gut, damit könne Stötzner ja doch als Schamane in Deutschland nicht viel machen. Wir würden sicher noch bessere Anzüge finden. Aber der Schamane will von seiner Forderung nichts nachlassen, so begnügt sich Stötzner mit den beiden Schamanentrommeln, die wir nun als erste echte chinesische Trommeln nach Deutschland bringen können.
Der Anzug ist ganz anders als der solonische: Den Kopfschmuck bildet eine Art bunte Narrenkappe mit Klingeln an den vier Enden. Ein eigentliches Kleid gibt es nicht; es ist lediglich eine kurze schwarze Jacke, die über dem Rücken zusammengebunden wird, und eine Art Schürze, von der vorn vor den Beinen lange Tuchstreifen hängen. Dazu kommen zwei einseitig bespannte Kalbfelltrommeln von etwa ½ m Durchmesser. Im ganzen ist es ein nicht besonders wertvoller Anzug ohne jede schwierige Arbeit und besondere Ornamente, auch ohne die schweren Metallteile, die den reich verzierten solonischen Anzug auszeichnen.

Das ist die unerforschte Mandschurei.

In dem Südchinesendorf Sao ting finden wir bei einem Schamanen Unterkunft, der allerdings nur Trommeln hat. Ansonsten gibt es in der ständig mit beißendem Rauch gefüllten Fangdse zu dem anderen Ungeziefer auch noch Heuschrecken, die auf dem Kang mit den Küken Zeck spielen. Fast alle Hausbewohner, über ein Dutzend, sind augenkrank, eine Frau blind. Der Dreck ist beispiellos. Aber ein total blöder Opiumgreis protzt mit den Errungenschaften der chinesischen Kultur; und der Kutscher speit und will sich übergeben, als er vorsichtig mit den Eßstäbchen ein paar Tropfen von unserer Erbswurstsuppe gekostet hat; mag er bei seiner Wasserhirse glücklich werden.
Bei der üblichen Erkundigung nach dem Weg erklärt man es für ausgeschlossen, nach Haritun zu kommen. Mit der Arbe wäre bestimmt nicht durchzukommen. Diesseits an dem vor Haritun liegenden Molo ho sind auch keine Häuser, so daß an ein Boot nicht zu denken ist. Wir müssen uns also darauf vorbereiten, zu schwimmen und das

Gepäck nachher auf einem Behelfsboot nachzuholen. Die Leute sind entsetzt darüber. Wir wollen auf dem Wasser gehen! Das gibt es bei Chinesen kaum; schon die Wortbildung zeugt davon, daß den Chinesen das Schwimmen nicht liegt, man muß dazu ja auch ins Wasser.
Wir wissen aber nun wenigstens, warum dieser Teil der Nordmandschurei, wenige hundert Kilometer von der Bahn, mit auf den Karten schön eingezeichneten Verkehrswegen völlig unerforscht ist, warum wir auf Schritt und Tritt, auch an bekannten Straßen, Entdeckungen machen können, mögen sie auch nicht welterschütternd sein. Es gibt eben wenige Forscher, die derartige Mühen und Widerwärtigkeiten der Natur, des unberechenbaren Klimas, der unmöglichen Verkehrsverhältnisse und der unappetitlichen, oft unfreundlichen und eigentlich stets unzugänglichen Menschen unter ständiger Räubergefahr in Kauf nehmen. Alles hier ist unzuverlässig. Ergebnisse wollen schwer erarbeitet sein; man kann nicht zum Weihnachtsgeschäft für die Bücher schnell mal eine Propagandareise nach Nordamerika und Deutschland dazwischenschieben. Man kann nicht mit dem billigen Triumph von Kamelherden, verschütteten Städten, jahrtausendealten Wandgemälden, rauschenden Tempelfesten und anderen eindrucksvollen, allerdings nicht ganz neuen Dingen aufwarten. Und es gibt keine Gelegenheit, sich inmitten eines imposanten Zeltlagers als leutselig-bescheidener Karawanenherrscher, vorsichtshalber nie im Profil, filmen zu lassen...

Stötzner ist verschwunden. Schon ehe wir am Molo ho sind, müssen wir uns bei Regenbächen, die in den weichen Steppenhumus metertief eingeschnitten sind, ausziehen, weil das Wasser bis über das Geländer der Arbe reicht. Stötzner besorgt das Hinübertragen der Sachen, um sich für die Durchschwimmung des Molo ho schon an das Wasser zu gewöhnen. Er muß dort unter allen Umständen schwimmen, weil ich noch nicht genug Chinesisch zur Unterhandlung mit den Leuten drüben kann. Nach der Angabe der Chinesen im letzten Ort liegen einige Fangdsen jenseits dicht am Molo ho, während Haritun noch einige Kilometer entfernt ist.
So haben wir die elf Kilometer durch die Bergsteppe bis zum Fluß glücklich in fünf Stunden hinter uns. Es ist 12 Uhr. Der Molo ho, den man sonst mit aufgekrempelten Hosen durchwaten kann, ist rund 50 m breit und führt eine reißende Strömung von gut 8 m Sekundengeschwindigkeit an der Oberfläche. Die Steppenwiesen rundum sind Hunderte von Metern weit überschwemmt. Mit dem Fernglas entdecken wir in einiger Entfernung in den jenseitigen Büschen die Dächer

der angekündigten Häuser, aber viel zu weit, als daß man durch Rufen etwas erreichen könnte. Dort muß man uns zum Übergang helfen.
Stötzner entkleidet sich bis auf eine dünne Tropenhose und schwimmt durch. Die Büsche am Flußufer stehen so dicht und sind so tief im Wasser, daß ich auch bis zum Hals hineinmüßte, um Stötzner beobachten zu können. So stelle ich mich halb entkleidet an die kurz unterhalb liegende Furt, bei der er vorbeitreiben muß, wenn er nicht mit der Strömung ans andere Ufer gekommen ist. Aber bald ruft er. Er ist drüben. Doch die Strömung ist so stark und so unübersichtlich, daß nicht daran zu denken ist, etwa die Sachen mit einem Floß aus Baumstämmen an einer Leine hinüberzuschaffen. So will Stötzner bei den Häusern versuchen, ein regelrechtes Boot oder ein großes Floß bauen zu lassen.
Ich sitze unterdessen bei der Arbe und warte mit dem Kutscher, während die Pferde an den paar trockenen Stellen grasen. Ein Gewitter geht nieder; noch eins. Ich fülle die Zeit damit, daß ich meine Tagebucheintragungen nachschreibe und die Routenaufnahme übertrage.
Doch allmählich werde ich unruhig. Drüben in den Fangdsen können ja auch Chungchuzen ihren Unterschlupf haben! Wir hatten verabredet, daß ich nach etwa einer Stunde irgendwelche Nachricht von Stötzner bekommen sollte. Inzwischen sind vier Stunden herum, 4 Uhr nachmittags, und von Stötzner keine Spur. Es muß also etwas passiert sein. Vielleicht sind drüben noch weitere Flußarme zu überwinden gewesen, die Stötzner zum Verhängnis geworden sind. Es wimmelt in den Ebenen von Kreuzottern; Stötzner ist wehrlos gegen sie, hat nicht einmal einen Stock dabei ...
Der Kutscher, der die meiste Zeit geschlafen hat, wird unruhig und will zurück; er hat Angst davor, daß ich mit ihm hier in der Hochwasserebene bis zur Nacht bleiben will. Aber noch lasse ich ihn nicht laufen. Es wäre ja denkbar, daß Stötzner doch den Anstrengungen nicht gewachsen gewesen ist und mit einem neuen heftigen Malariaanfall drüben liegt und noch durch einen schwerfälligen Chinesen Nachricht schickt. Aber wenn er ohnmächtig ist?
Was ist zu tun? Zurück hat gar keinen Sinn. Im letzten Dorf gibt es keine Hilfe, höchstens höhnisches Gelächter. Von Sedshan würde ich frühestens in drei Tagen mit Hilfe zur Stelle sein können. Da die Soldaten aber nicht schwimmen können, Abenteuer auch nicht lieben, würde Hilfe wahrscheinlich überhaupt nicht gewährt werden; der Beamte hatte uns ja gewarnt! — Ich könnte im Moloho-Tal abwärts bis zu dem mir bekannten Fährhaus Nitshüho fahren, um nach Haritun zu kommen und von dort Hilfe zu holen. Aber auch

in Nitschü ho gab es seinerzeit und gibt es sicher auch heute kein Bootsmaterial; bis ich mir dort also glücklich ein Floß gebaut habe und nach Haritun gelaufen bin, vergehen sicher eineinhalb Tage. Wobei ich noch voraussetze, daß man ohne Schwierigkeiten am Fluß nach Nitschü ho kommen kann und nicht einen endlosen Umweg über die Berge wegen des Hochwassers machen muß; vorausgesetzt auch, daß ich meinen mürrisch zur Rückfahrt drängenden Kutscher zu der Fahrt überreden beziehungsweise zwingen kann. —

Solche und andere Überlegungen führen zu keinem befriedigenden Ergebnis. Stötzner und ich sind in der Situation allein und nur auf uns und unsere gegenseitige Hilfe angewiesen. Es wäre doch von einer ungeheuerlichen Tragik, wenn uns hier noch, wenige Stunden vor dem Standquartier, Unheil zustoßen sollte, besonders tragisch, wenn Stötzner etwas zugestoßen wäre, wo drüben in Haritun die Frau nun schon seit zwei und einer halben Woche auf die Rückkehr des Gatten wartet!

Daß ich gleich hinter Stötzner her noch bei Tage durch den Fluß schwimme, hat keinen Zweck. Denn ist Stötzner wirklich Chungchuzen in die Hände gefallen, so warten sie nur auf mich und werden schon dafür sorgen, daß sie mich abschnappen, ehe ich einem von ihnen gefährlich werden kann.

So mache ich mir meinen Plan zurecht: Bis zum Einbruch der Dunkelheit warte ich hier. Vorher wird das Gepäck abgeladen und vorsichtig versteckt, so daß es weder vom Hochwasser erreicht, noch ohne weiteres gestohlen werden kann. Der Kutscher wird abgelohnt und zurückgeschickt. Beim letzten Licht werde ich, nur mit meiner Pistole und einigen Patronenstreifen zum Nachfüllen bekleidet, hinüberschwimmen; auch nach dem Wassergenuß wird die Pistole schon noch ein paar Stunden ihren Dienst tun. Dort werde ich Stötzner zunächst auf dem Weg zu den Häusern suchen, falls er unterwegs schon zusammengebrochen sein sollte. Finde ich ihn nicht, so bleibt mir nichts übrig, als mit aller erdenklichen Vorsicht an die Häuser heranzukommen und mit Stötzner eine Verständigung zu versuchen oder die Fangdsen mit der Pistole in der Hand auf jedes Risiko hin zu durchsuchen.

Es ist noch einmal gut gegangen!

Zuerst mache ich aber noch einen anderen Versuch. Ich lasse den Kutscher auf ein Pferd aufsitzen und am Ufer entlangreiten, um eine Verständigung mit den Häusern drüben zwischen den Landsleuten zu versuchen. Um $^1/_2 5$ Uhr zeigt er denn auch hinüber; gleich darauf höre ich chinesische Rufe. Ich bleibe still, während sich der Kutscher unter-

hält. Bis auf einmal mein Name gerufen wird. Es ist Stötzners Stimme. Er ist also noch auf den Beinen; gleich werde ich erfahren, was los ist.
Und ich bin aufs äußerste überrascht: Die Häuser drüben sind schon Haritun! Wir sind also näher herangekommen, als wir es nach der Auskunft der letzten Chinesen erwarten konnten. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Jetzt kann es ja keine weiteren Schwierigkeiten geben!
Aber warum ist Stötzner so lange ausgeblieben und hat auch niemand zur Benachrichtigung geschickt?
Zur besseren Verständigung im Rauschen des Wassers ziehe ich mich aus und gehe bis zum Hals ins Wasser. Stötzner steht drüben mit Dulski und dem jungen Kuan, dabei eine Arbe mit Stricken und Baumstämmen. Stötzner ist völlig herunter, kann sich kaum aufrecht halten und nur leise sprechen.
In Haritun ist alles wohl. Aber vor Haritun sind noch drei Flußarme zu überschreiten; in einem wäre eben fast ein Pferd ertrunken. Man werde jetzt den Floßbau versuchen und mich dann rufen.

Neue Panne. Es dauert aber nicht lange, bis Stötzner wieder ruft: Er kann nicht mehr, ist endgültig fertig. Nur meinetwegen hat er sich also aufrecht zu halten versucht. Der Floßbau wäre unmöglich, weil man im Dorf nicht genug Stricke und Draht hätte auftreiben können. Ich solle nach Nitschühho fahren und von dort morgen weiter nach Haritun. Der inzwischen hinzugekommene Kuan djäng hei will das dem Kutscher beibringen und unterhandelt lange mit ihm. Der aber weigert sich. Er will sein Geld haben und zurück.
So lohne ich den Kutscher ab, ohne einen Cent Trinkgeld, lasse die Sachen abladen und ihn zurückfahren.
Als er in den Bergen verschwunden ist, mich also nicht mehr beobachten kann, ziehe ich mich aus und verpacke alle Sachen im Rucksack, in Stötzners Tasche und in schnell aus unseren Mänteln und Öltüchern gefertigten Bündeln — die wertvollen Schamanentrommeln, die Waffen, unsere Papiere, Pässe, Tagebücher und Aufzeichnungen, die Photoapparate und Filme, das Geld und die anderen Wertsachen. Dann geht es in das im Hochwasser schwankende Gebüsch. Ein Packen kommt 2 m über dem Wasser in die Äste einer starken Weide, ein zweiter nur wenig tiefer in eine andere Weide. Dabei achte ich nicht nur auf die Sicherheit gegen das Wasser, sondern auch darauf, daß von beiden Ufern aus nichts zu sehen ist für Leute, die leichte Beute suchen. Im

Gebüsch ist weiter nichts unterzubringen. So suche ich für die anderen Dinge einen erhöhten Platz in den Wiesen im fast mannshohen Gras, in dem ich erst mal eine Kreuzotter aufscheuche.
Wie ich die Tasche niedersetze, fühle ich einen wahnsinnig stechenden Schmerz an beiden Schläfen, an den Backen und gleich auch am ganzen Leib. Gewehr und Mantel, die ich im Arm habe, lasse ich fallen und wehre mich, so gut es ein nackter Mensch kann, gegen die mich im dichten Schwarm attackierenden Wespen. Ich habe die Tasche auf ein Wespennest gestellt. Die Wespen hatten sich mit Fleiß einen höheren Platz gesucht und waren so bisher vom Hochwasser verschont geblieben. Meine Wahl war also an sich richtig. Hier kann ich damit rechnen, daß die Sachen auch bei weiterem Steigen des Wassers, das schon seit dem Mittag um 20 cm zugenommen hat, trocken bleiben. Aber erst einmal die Wespen loswerden! Augen, Nase und Mund kann ich mir wenigstens mit schnellstem Fuchteln freihalten. Dann ergreife ich meinen Mantel, ziehe ihn an und presse ihn fest um den Leib zusammen, um die darunter sitzenden Wespen zu zerdrücken. Darauf ein Sprung zur Tasche, auf und 2 m weiter. Nach einem Augenblick der Abwehr das Gewehr drauf und den Mantel fest und sorgfältig drüber, damit die Sachen auch gegen Regen geschützt sind. Und nun, was mich die Beine tragen können, fort aus dem Wespenschwarm. Aber Hunderte von Stichen habe ich weg. Der ganze Körper brennt, besonders irrsinnig die Schläfen. Ich fiebere und zittere am ganzen Leib und stürze mich erst einmal zur Abkühlung ins Wasser.
Aber den Rest der Sachen ebenso sorgfältig zu verstauen, bin ich nun einfach nicht mehr imstande. Ich will froh sein, wenn ich noch die Durchschwimmung des Flusses schaffe! Es sind ja auch nur noch unsere Bettbündel und Stiefel übriggeblieben, also die Dinge, die am ehesten zu entbehren sind. Immerhin setze ich auch das noch auf eine erhöhte Stelle an einen Baum.
Ich bin fertig, torkele an den Fluß, und in ihm taste ich mich zwischen den Weiden, so weit, daß ich gerade noch Boden unter den Füßen habe, dann zerre ich mich an den Büschen im Strom aufwärts bis über die nächste Biegung, um die Strömung einigermaßen zu übersehen und eine Stelle zu suchen, wo mich der Strom mit einiger Wahrscheinlichkeit ans andere Ufer tragen wird. Mit Mühe erreiche ich in der Biegung eine weiter im Strom stehende Weide und schöpfe Atem. — Die anderen sind bereits ins Dorf zurück. Nur Dulski und K u a n stehen drüben bereit, mir auf das steile Ufer zu helfen.
1 m oberhalb meiner Weide gurgelt ein Strudel. Weiter herauf die Strömung ausnutzen kann ich also nicht. Stromab gurgeln nach 30 m

wieder die Trichter. Habe ich vorher nicht das schützende Ufer drüben erreicht, so ist wenig Hoffnung.
Ein Sprung schräg gegen den Strom. Ich habe das Gefühl einer unerwarteten Erleichterung. Das Wasser trägt, wie ich es noch nie erlebt habe. Bei den wenigen Schwimmstößen, die ich halb gegen den Strom machen kann, komme ich mit dem ganzen Rücken und fast der vollen Brust aus dem Wasser. Auch beim Hineinspringen war der Kopf nicht untergetaucht. — Ich habe Glück. Der Strom trägt mich richtig hinüber. 3 m vor den drohenden Trichtern kann ich eine Weide fassen. Aber da drückt die Strömung auch schon so stark, daß mir die Beine wegrutschen. Der Kopf taucht unter; doch ich stehe gleich wieder, und nun geht mir das Wasser nur bis an die Brust.
Kuan hängt mir eine nasse Jacke um, und Dulski gibt mir einen Gummimantel. Ein Sprung auf den nackten Pferderücken. Kuan nimmt das andere Pferd. Wir reiten die doch noch 1½ km ins Dorf.

Ich küsse Ihre Hand, Madame!

Vor mir selbst fühle ich mich bei der Rückkehr ins Standquartier als eine einigermaßen lächerliche Figur. Solonen und Chinesen grinsen. Der Mantel läßt sich nach unten gerade bis zum Bauchnabel schließen. Den eleganten Sprung vom Pferd schaffe ich noch, um drinnen im warmen Kangzimmer Frau Stötzner, die ihren hochfiebernden Mann pflegt, artig die Hand zu küssen... Keiner kann sich das Lachen verkneifen. So ist denn wenigstens die Stimmung gerettet. In der unmöglichen Situation ist eine solche Kulturreminiszenz der guten Erziehung eine jede Befangenheit nehmende Wohltat.
Ehe ich mich anziehe, muß mir Warsenika die Füße auswaschen und desinfizieren. Auf den scharfen Steinen im Fluß habe ich mir den linken Fuß tief aufgeschnitten. Aber trotz aller Sorgfalt buttert der Fuß acht Tage lang. Die Geschwüre an den Stellen, wo ich von den Wespen zerstochen bin, heilen sogar erst in zwei Monaten ab.
Und mit Stötzner bin ich einig, daß dies Kangzimmer, das wir ehedem geflohen waren, von Sauberkeit strotzt, ein Palast, ein Paradies im Vergleich mit den Quartieren unterwegs ist.

Was wird aus den Sachen?

Trotz bleischwerer Müdigkeit kann ich lange keinen Schlaf finden. Was wird aus unseren Sachen? Es gießt wieder, was vom Himmel will. Was nützt mir die Feststellung: „Hsia yüe bu hao“ (Der Regen ist schlecht!), wenn wirklich die „Wolken herunter“ kommen, wie die wörtliche Übersetzung eigentlich lautet? Wenn das Wasser weiter steigt, ist

keine Hoffnung mehr auf unsere Sachen. Gehen sie uns aber verloren, so können wir getrost nach Hause ziehen. Das Wesentliche von der Expeditionsausbeute, abgesehen von der Solonensammlung, liegt drüben, dazu die unentbehrlichen Papiere und das Geld. Abends noch wollten die Solonen nicht an einen Bootbau herangehen. Am liebsten wollen sie warten, bis das Wasser gefallen ist und man mit der Arbe herankann. Sie hatten auch mittags, als Stötzner kam, nur unbändig gelacht und gar nicht daran gedacht, nach seinem ersten Zusammenbruch mich zu benachrichtigen.

Um 5 Uhr bin ich schon wieder heraus, als gerade der Regen aufhört. Kuan begrüßt mich gleich damit: „Hsui dadade" (Wasser ganz groß!). Der Bach vor dem Haus ist tatsächlich gegen gestern abend um 1½ m gestiegen. Damit gebe ich eigentlich die Hoffnung auf unsere Sachen auf. Die in der Wiese liegenden Sachen wird das Wasser so mitgenommen haben. Und die Weiden haben sicher der gestiegenen Flut nachgegeben und sich die Beute abreißen lassen.

Immerhin, versucht werden muß es. Kuan ist nun auch der Meinung, daß man nicht erst auf das Fallen des Wassers warten kann. Stötzner liegt fast ohnmächtig in hohem Malariafieber und kann, abgesehen von der ersten Verständigung mit Kuan, nicht helfen. So mache ich mich mit Dulski und Kuan, der sich nun in der schwierigen Situation hervorragend bewährt, an die Arbeit.

Auf einem Nachbarhof steht ein ausgehöhlter Baumstamm von 6 m Länge als Viehtränke. Die Löcher werden mit Werg verstopft, Holzkeile hineingetrieben und dann Blech von Petroleumkanistern davorgeschlagen. Dabei reiße ich mir die Innenfläche der linken Hand auf; aber wer achtet bei der Arbeit darauf? Kuan ist unermüdlich. — Wir machen eine Schwimmprobe im Bach. Der Einbaum rollt. So wird mit Draht an jede Seite ein beindicker Baumstamm dagegengebunden. Nun geht es. Um 3 Uhr nachmittags haben wir die Arbeit geschafft.

5 cm über dem Wasser... 3 Uhr 30 ist der Start: Kuan und ein ausnahmsweise mutiger Chinese im Adamskostüm, ich im viel bewunderten schwarzen Badetrikot. Die beiden anderen steuern vorn und hinten mit langen Stangen, während ich in der Mitte kaum das dauernd über Bord gehende Wasser mit einer Futterkelle schnell genug herauskriege. Dreimal schlagen wir auch voll, als im starken Strom des meist nur 5 m breiten Bachs der Einbaum trotz aller Geschicklichkeit der beiden vor Weiden quergetrieben wird. In 20 Minuten sind wir an der Einmündung des Bachs

in den Moloho. Wir ziehen das Boot, so weit es geht, stromauf und gewinnen das andere Ufer.
Beim Einfahren in die Furt kann ich die Ungeduld nicht zügeln und stehe im schwankenden Einbaum auf. — — Drüben am Baum, der rings vom Wasser umgeben ist, blinken die blauen Bettbündel!! Auf 5 cm steht das Wasser heran! Die glühende Sonne des Tages hat sogar die Nässe des Nachtregens vollständig herausgetrocknet. — Dann müssen auch die anderen Sachen da sein. Und sie sind da! Das wird eine Freude sein für Stötzner.
Aber erst muß der beladene Einbaum trocken zurückgebracht werden. Brauchen wir ihn auch nur ein Drittel der Strecke zu ziehen, bis die Pferde herankönnen, so ist das doch gegen den Strom Arbeit genug. Bald nach 6 Uhr sind wir zurück, freilich alle drei von oben bis unten von Wespen, Pferdefliegen und Mücken zerstochen.
Ich bin todmüde und spüre die auflösende Entspannung. So lege ich mich bald auf den Kang.

Das Horoskop. Wir schreiben den 10. August 1928. Im Einschlafen denke ich daran, daß ein sternbewanderter Freund in Berlin mir vor der Ausreise aus dem Horoskop Ratschläge für die Reise gegeben hat. Der kritische Tag sollte danach der 9. August sein. Und gestern war wirklich ein kritischer Tag. Allerdings hatte das Horoskop mich vor Räubergefahren gewarnt. Ich sollte ja meine Pistole zur Hand behalten und sie rücksichtslos brauchen! Mit der hätte ich allerdings gestern nichts anfangen können. Und bis zum 9. August war ja auch nicht alles so glatt gegangen, wie es das Horoskop angekündigt hatte.
Das zeitliche Zusammentreffen ist allerdings amüsant. Aber mehr auch nicht. Zum Sternglauben hat es mich nicht bekehrt. Der weitere Verlauf hat meinem Unglauben rechtgegeben. Bis Ende August haben sich allerdings die Schwierigkeiten noch gehäuft. Das Übelste kam aber erst hernach, als nach dem Horoskop alles in Butter sein sollte ...

Malarianot und Schamanenzauber

Nun geht das Warten im Standquartier wieder los. Der Regen und das Wasser! Ehe das Wasser nicht zurückgeht, können wir nicht weiter. Dabei wetterleuchtet es Nacht für Nacht. Von der Windhose im Gewittersturm bis zum feinen Dauerregen haben wir alle Schattierungen schlechten Wetters. Es dauert auch einige Tage, bis Stötzner von seiner Malaria wieder hergestellt ist. Dafür bekommt Warsenika einen leichten Anfall.

Feldgeschrei: Mücken! Dazu kündet sich der frühe und kurze Herbst an; es wird nachts empfindlich kalt, so daß ich mich in meinem wieder aufgeschlagenen Zelt wärmer einpacken muß. Doch das untrüglichste Zeichen für den Herbstbeginn sind die Mücken. Das wird nun Abend für Abend das Feldgeschrei in Haritun: „Uoense, uoense!“ (Die Mücken, die Mücken!)
Kurz vor der Dämmerung kommen sie zu Tausenden und Abertausenden. Ihr Schwirren erfüllt die Luft. Jeder Schritt vor dem Haus ist eine Qual. Das ganze Tal ist dabei in einen Rauchschleier gehüllt von den Feuern, die für die Pferde gemacht werden. Sie hängen den Kopf dankbar in den Rauch, bis die Haare ansengen, wie sie am Tage bald wegen der Pferdefliegen um das nie verlöschende Feuer hängen, bald vor der sengenden Sonnenglut unter den einfachen Laubdächern über der Viehraufe Schutz suchen. Vor jeder Tür, vor allen Fensteröffnungen qualmt es. Aber nur im dicksten, in die Augen beißenden Rauch nützt das was.
Der chinesische Schreiber unseres Wirts, der, wie fast alle Solonen, nicht lesen und schreiben kann, ist vorbildlich in der Mückenjagd, die nun die wichtigste Abendarbeit bis zu den bald einsetzenden Nachtfrösten ist. Er schließt rechtzeitig die Fenster, verklebt und verstopft die Ritzen, zerdrückt, was er erwischen kann, am Fenster und räuchert dann vor den Gazelöchern im Fenster so, daß bald die Stube voll Rauch ist und bis zum Schlafen bleibt; das einzige Mittel im Haus, um einigermaßen in Ruhe schlafen zu können. Da habe ich es im Zelt bequemer.

Nur muß ich abends rechtzeitig schließen und räuchern; sonst werde ich beim Tippen am Zelteingang aufgefressen.

Warsenika hat den Gott beleidigt.

Warsenika bekommt nach einigen Tagen einen neuen heftigen Malariaanfall. Bei hohem Fieber verliert sie schließlich das Bewußtsein und liegt mit zurückhängendem Kopf auf ihrem Lager. Wir sind besorgt, können aber nichts machen, nachdem sie rechtzeitig Chinin nicht nehmen wollte. Die Solonen aber lachen, lachen, lachen ... Bis die Schwägerin Kuans — die eigentliche Hofbesitzerin, bei der Kuan mit Sohn, Schwiegertochter und Enkel auch nur zu Gast ist und der er die Wirtschaft führt — zufällig mal nach ihr sieht. Nun verweist sie die anderen zur Ruhe: Es steht schlecht, sehr schlecht; sie fürchtet um das Leben des Mädchens.
Man spricht unter den Solonen. Kuan geht auch hinüber, kommt schnell zurück und mit Weihrauchstäben wieder in die Kammer, in der Warsenika liegt. Es ist nach 10 Uhr abends.
Mit Kuan gehen die Schwägerin und ein junger Solone an das Bett Warsenikas, neben das sie einen Lichtstumpf stellen. Stötzner und ich werden nun Zeuge eines Vorgangs, der wie ein Wunder anmutet. Stötzner, der vor einem Jahr selbst durch Schamanisieren von schwerer Malaria geheilt worden war, lebt stark in der asiatischen Gefühlswelt. Aber auch ich stehe unter dem Eindruck eines Zaubers, eines Wunders — des Schamanenwunders. Dabei bin ich durchaus noch nicht dem asiatischen Gefühl verfallen und zwinge mich bei sowieso schon nüchterner Veranlagung auch dort zur Kritik, wo ich mich in Europa dem Gefühl hingeben würde. Warsenika selbst freilich lebt ganz in asiatischen Vorstellungen, obwohl sie der Form nach Christin ist, sie glaubt an Wahrsagen, legt sich die Karten und ist jedem Spuk und jedem Aberglauben zugänglich. Doch das kann nicht von Einfluß sein. Seit drei Stunden schon liegt Warsenika in schwerster Ohnmacht und ahnt nichts von den Vorgängen um sie.
Das Mädchen schläft an einer Wand, an der ein Götterschrein mit einem chinesischen Götterbuntdruck hängt. Unten sind zwei kleine rote Füchse aufgeklebt: Das kennzeichnet das Götterhäuschen als dem solonischen Hausgott Chadarburchan geweiht. Chadarburchan wird als weißer Fuchs gedacht, dem schwarze und rote Füchse dienen. Der übliche rote Fuchs wird mit 1000 Jahren schwarz und damit etwas Besseres und mit 10 000 Jahren weiß, um dann allmählich Gott zu werden. — Über diesen Götterschrein also hängt Warsenika abends immer ihre Kleider und die Unterwäsche. So auch heute. — Kuan erklärt es nun schon für unrecht, daß sie als Frau überhaupt an der

Wand schläft. Aber ganz schlecht, die Kleider und die — Hosen über den Gott zu hängen! Dadurch ist der Gott beleidigt worden. Zur Strafe hat er die Krankheit geschickt, damals den leichten Anfall als Warnung und nun die schwere Erkrankung, weil die Warnung nicht beachtet ist.
Die Schwägerin K u a n s geht auf das Götterbild zu, wendet sich um, sagt „bu hao“ (schlecht) und nimmt Kleider und Wäsche herunter.
Im selben Augenblick schlägt Warsenika zum erstenmal seit drei Stunden die Augen auf und ist kurz bei Bewußtsein.
Nun steckt K u a n die Weihrauchstäbchen an, macht zwei Verbeugungen zum Gott und steckt die Stäbchen vor das Götterbild. Er stimmt in kurzem, leicht steigendem und fallendem Rhythmus den im ganzen monoton tiefen, singend gesprochenen Schamanengesang an. Noch einförmiger und tiefer antworten die anderen. So ist die Versöhnungsformel K u a n s für den Gott:
„Wir opfern Dir ein Schwein, vielleicht auch noch ein Huhn und anderes, wenn Du die Krankheit von der nimmst, die unter Dir liegt.“
Er ist ganz bei der Sache. Warsenika schlägt gelegentlich die Augen auf und bittet in einem klaren Augenblick Stötzner um Entschuldigung wegen ihrer Krankheit. 10 Minuten dauert der Gesang, der die lautliche Ausdrucksform des phantastischen Bildes in dem halbdunklen niedrigen Raum um das Bett des bleich daliegenden Mädchens ist.
Von Stund an wird es besser mit ihr. Die Gefahr ist endgültig vorbei. Sie kann wieder Medizin zu sich nehmen.

Die scharmanteste Frau des Amurbogens.

Am nächsten Nachmittag arbeitet auf K u a n s Wunsch die im Dorf wohnende Schamanin für Warsenika, der es bei geringem Fieber etwas besser geht. Es handelt sich darum, vom Gott die Zustimmung zur Heilung und die Art der verlangten Opfer zu erfahren.
Die Schamanin ist die weitaus netteste Frau, die mir hier begegnet ist: ein sympathisches, offenes, fast hübsches und zartes Gesicht von gesundem und frischem Aussehen. Sie ist, im Gegensatz zu den anderen Soloninnen, die sich gern anbiedern und ihre Freude an schlüpfrigen Gesprächen haben, zurückhaltend und im Sinne unserer Voreltern züchtig. Bei groben Späßen dreht sie sich wortlos ab, wird dann auch von den anderen mit Achtung und Respekt behandelt, wobei sie eine würdevolle Zurückhaltung und Distanzierung der vollendeten Dame zur Schau trägt, die nur angenehm berührt. Am Hoftor wird sie von den Frauen empfangen, hat den Ehrenplatz am Kang und wird bis zum Tor wieder hinausgeleitet: Eine ungekrönte Königin in Zucht,

Anstand und Würde, der sich alle allein auf Grund ihrer hervorragenden menschlichen Qualitäten selbstverständlich unterordnen. Eine zierliche kleine, sonst nicht irgendwie auffallende Frau von 22 Jahren, die als brave Ehefrau einen ausnahmsweise netten und gesunden Jungen von drei Jahren hat, der wie die Mutter schon die Trommel schlagen kann. Sie geht jetzt gut im sechsten Monat schwanger.
Das hindert sie aber nicht an der schweren Schamanenarbeit.
Die Szene spielt sich im Kangzimmer der Leute ab. Mit untergeschlagenen Beinen hockt sie sich auf die eine Seite des Mittelteils des Kangs, ihr zur Rechten die Schwägerin K u a n s , zur Linken ein junger Solone. Die anderen am und auf dem Kang, im Fenster und an der Tür drumherum. Die anderen arbeiten weiter, sprechen und rauchen, lachen auch einmal. Die Form genügt eben bei der Ausübung des Kults der primitiven Naturreligion der nomadisierenden Völker Nordostasiens. Vom Chor und den Statisten kann man die Andacht des Solisten nicht verlangen.
So nimmt die Schamanin in ihrer feinen manierlichen Art die Trommel mit einem Band um, eine große, einseitig mit Rehfell bespannte Trommel, die senkrecht mit einer Hand während der ganzen Zeit auf einem Bein gehalten wird. Auf dem Kopf hat sie als einziges Zeichen ihrer Würde die kleine Schamanenkappe, tief ins Gesicht gerückt, mit über die Augen hängenden Fransen.

Der Gott wird versöhnt. Um 3 Uhr 55 beginnt die Götterbefragung: Zuerst drei einzelne Schläge in Sekundenabstand auf die Trommel. Dann 50 schnelle Schläge, wie nachher auch fast während der ganzen Handlung in dem gleichmäßig schnellen Tempo von 45 Schlägen in 10 Sekunden bei leichtem Wechsel in der Stärke des Schlages. 2 Sekunden Pause: Sie stimmt zum Wechselgesang an, im klaren Rhythmus acht verhältnismäßig hohe Töne, nach denen drei weitere tief abfallen. Im gleichen Rhythmus, eine halbe Oktave tiefer, antwortet der Chor. Sie schattiert bei ihrem Gesang, auch im Tonfall und der Lauthöhe, aber beim gleichen Rhythmus und dem gleichen Tonverhältnis innerhalb des Rhythmus. Dabei hat sie offene klare Mundlaute. Die Antwort klingt monotoner und besteht aus scharf akzentuierten Kehllauten.
4 Uhr 13 endet der Gesang. Das Trommeln steigert sich schnell zur höchsten Stärke. Die Schamanin gähnt: die Form des Augenblicks. Gleich darauf läßt sie unter einzelnen abgerissenen, unmelodisch gestöhnten, sich steigernden, bei höchster Willenskonzentration gequält klingenden Schreien die Augen weiß hinter die Lider rollen, die dann

mit einem Ruck zufallen. Die Schamanin ist zum Gespräch mit dem Gott bereit.
Leise ohne Trommelschläge singt sie einzelne Töne, die zu fünfen melodisch steigen und fallen, dann die einzelnen Töne in der gleichen Reihenfolge je fünfmal wiederholt, dazwischen Zischlaute mit der Zungenspitze an den unteren Zähnen, Zungenmitte am Gaumen. Kuan bringt zwei Weihrauchstäbe, ein anderer eine Schaufel glühende Holzkohle, an der die Stäbe entzündet werden. Das hat zwei Minuten gedauert.
Die Schamanin ist in Trance. Das Gesicht verfärbt sich zuerst, dann entfärbt es sich, um bald bleich, leidend, todmüde, weiß zu sein. Diese echte Trance beklemmt. Durch leises Trommeln leitet sie ein Frage- und Antwortspiel ein. Die Schwägerin Kuans singt, sie antwortet, dann auch die anderen und sie antwortet immer. Dabei stellt sie bei den eigenen Worten das Trommeln ein, um es leise bei ihren letzten drei Tönen zu beginnen und beim Gesang der anderen stark zu schlagen. Zu Anfang noch ebenso klar wie zuvor, wird sie von Antwort zu Antwort heiserer und schließlich ausgesprochen exaltiert. Dabei verzerrt sich immer mehr das Gesicht, findet keine Ruhe mehr. Aus einzelnen Zuckungen geht es vom kleinen Mund aus in ununterbrochenes heftiges Zittern und Klappern über, bis schließlich auch der Hals und die straffen Brüste mit den verzweifelt unter offensichtlicher Anstrengung die Trommel schlagenden und haltenden Armen in Bewegung kommen. Atem und Puls gehen beängstigend schnell. Der Rhythmus ist länger und viel bewegter. Zum Schluß kommt sie in zitterndes Singen, das in der Tonhöhe fortgesetzt wechselt und immer kürzere, schließlich nur noch Sechzehnteltöne enthält, aber beim Rhythmus bleibt. Inzwischen ist Warsenika blaß und ernst erschienen und folgt im zusammengehaltenen Mantel zitternd dem ihr geltenden Schauspiel.
Der Abschluß gibt rasch wechselnde Bilder bei schnell sich änderndem Rhythmus. Um 4 Uhr 22 steigert sich die Trommelstärke. Der Gesang wird unterbrochen. In Sekundenabstand folgen drei starke Schläge. Sie wacht auf. Die Lider heben sich halb. Man sieht das Weiße des Auges, gelblich jetzt und rötlich mit hervortretenden Äderchen. Der Augapfel rollt allmählich herum, bis das Auge müde und klein guckt, um erst nach einiger Zeit den offenen, freien und klaren Blick zu bekommen, der der Frau eigen ist. Sie gähnt, todmüde, wie man aus langem, schwerem und unruhigem Schlaf erwacht.
Und schon singt sie wieder, leise, leise, bei ganz gedämpftem Trommelschlag, im bisherigen Rhythmus, wieder klar und gleichmäßig, aber

mit überanstrengter Stimme. Nach zwei Minuten geht sie auf den kurz-bewegten Antwortrhythmus des Chors über. Um 4 Uhr 26 bricht der Gesang mit drei starken unmittelbar aufeinanderfolgenden Trommelschlägen ab. Die Götterbefragung ist beendet.

K u a n übersetzt uns die in der Trance von der Schamanin verkündeten Antworten des Gottes: Er will die Krankheit von Warsenika nehmen und verlangt als Sühneopfer ein kleines Schwein, ein Huhn und andere Kleinigkeiten, deren Auswahl er uns überläßt.

Die Schamanin legt die Trommel beiseite und nimmt die Kappe vom Kopf, an dem sich einige Haarsträhnen gelöst haben. Sie ist absolut fertig, am Zusammenbrechen. Aber sie lächelt müde und freundlich ihr angenehmes, gewinnendes und wissendes Lächeln um den kleinen feinen Mund und läßt sich die entzündete Pfeife reichen. Sie ist zufrieden, aber heute nicht mehr zu weiterer Arbeit fähig.

Abends spricht K u a n bei Warsenika einige gebetartige Formeln, um die Versöhnung des Gottes endgültig zu sichern. —

Die Opferung des Schweins sollte anderen Tags vorgenommen werden. Die Formel des Abendgebets bei Warsenika hätte dann gelautet: „Wir haben Dir ein Schwein geopfert. Morgen werden wir ein Huhn opfern und anderes noch fünf Tage. Nun nimm aber auch die Krankheit von der, die unter Dir liegt." Ohren, Augen, Schwanz und Hufteile wären dazu in den Götterschrein gelegt worden, während das Schwein sonst in den Kochtopf gewandert wäre.

Aber der Mann der Schamanin hat ihr verboten, weiter für die Fremden zu arbeiten. Der Mann hat nun einmal bei den Solonen zu bestimmen. Sie sind noch nicht von der die Frau im Endergebnis nur entwürdigenden Frauenemanzipation angesteckt. Die Söhne bleiben bis zum Tod des Vaters mit ihren Familien im Hof oder zelten mit dem Vater. Der Vater kommandiert die Frau und die Söhne und mit ihnen deren Frauen, die in erster Linie zur Bedienung der Schwiegereltern und dann ihrer Männer da sind. Stirbt der Vater, so ist der älteste Sohn der alleinige Erbe. Die Brüder müssen sich selbständig machen. Alle aber sind in ihrem Bereich wieder die Herren. — Die Kehrseite ist die Zügellosigkeit, sobald der Hausherr nicht da ist. Als K u a n drei Tage über Land war, stand der ganze Hof Kopf. K u a n selbst hält in allem Maß; er trinkt und raucht nicht und hat seinen Leuten Alkohol und Opium verboten. Wie er nun weg ist, wird nicht die geringste Arbeit mehr getan. Die Frauen sind schon morgens betrunken und machen einen wüsten Betrieb mit schrillem Kreischen und Gröhlen. Sogar der sonst ordentliche Sohn raucht Opium, während seine Frau sich mit anderen abgibt. — Der Mann der Schamanin ist

In 20 Minuten ist das Solonenzelt fertig (Zu Seite 169)

Der Schamanenbaum (Zu Seite 169)

Der Tanz beginnt (Zu Seite 170)

Im Wirbel dreht sich die Schamanin (Zu Seite 170)

aber da, und sie gehorcht. Dafür wird der Mann selbst krank, und wir können nun das als die Strafe dafür bezeichnen, daß sie für unsere Kranke nicht arbeiten durfte.

Der heilige Tanz. Dafür bekommen wir das wunderbare Schauspiel einer Götterherbeirufung, der heiligsten religiösen Handlung des Schamanismus. Wie der Kult aus der Nomadenzeit stammt, so kann dieser Akt nur in der Umgebung des Zeltes vor sich gehen. An die Nomadenzeit erinnert auch der Brauch, daß die Frauen nicht im Haus gebären dürfen; dazu wird, wie eben bei dem Dorfbeamten, ein Zelt errichtet. Das Kind wird dann in eine Hängewiege aus Birkenrinde eingeschnürt und auf Holzmehl zum Auffangen der Flüssigkeit in Rehleder, gelegentlich auch in chinesische Wolle gebettet. Mit einem halben Jahr werden die Säuglinge, die noch drei bis sechs Jahre Brust bekommen, unter Hochklappen des verschiebbaren Hinterteils der Wiege hochgesetzt.

Zur Götterherbeirufung muß K u a n abseits vom Ort also erst ein Zelt bauen. Ein Dutzend 3 m langer Stangen wird im oberen Drittel so zusammengestellt, daß unten ein Kreis von 5 m Durchmesser entsteht. Im Sommer, während der drei Monate des Rehschießens, wird Birkenrinde darumgelegt, im Frühjahr Schilfdecken, im Winter Rehfelle und jetzt im Herbst unten Rehfelle, oben Schilfdecken. Dabei bleibt oben noch ein reichliches Rauch- und Luftloch.

Zur Götterherbeirufung werden 5 m vor dem Zelteingang mit 20 cm Zwischenraum zwei junge Schwarzbirken mit frischer Laubkrone in den Boden gesetzt und mit drei Querhölzern verbunden. Vor jedes Bäumchen in den Boden wird eine eben geschnitzte Götterfigur gesteckt, die nur den Kopf des Jäger- und Wegegottes B a j e n a z a zeigt, der stets nur als Kopf dargestellt wird. 5 m wieder halb seitwärts vor den Bäumchen wird je ein kleiner Weidenstock eingesteckt, und die vier Bäumchen unter sich und mit dem Zelt durch eine rote Schnur verbunden, an der außen zwischen den Bäumen je ein kleiner Beinring mit einem kleinen roten Fetzen im Wind bewegt wird.

Die prächtigen Schamanengewänder kommen an den Doppelbaum, den Schamanenbaum, mit allen Gerätschaften. Nun kleiden die Schamanin und ein Gehilfe sich an: Beide haben eine blau-graue Jacke mit dunkelblauen Binden um die Arme. Sie nimmt darüber einen aus weißen Muscheln zusammengenähten Panzer. Um den Leib kommt ein mit Reihen von Klingeln versehener, bunter Schurz, der vorn geschlossen ist, während er hinten in einzelnen Bändern hängt. Darüber gehören vorn vor den Leib und an die Seite ein Panzer aus gut hand-

großen Bronze- und Kupferplatten und auf den Rücken zwei große, die ganze Körperbreite deckende Kupferteller. Beide tragen Kappen aus schwarzem Tast, von denen hinten bunte Bänder über den Rücken hängen, vorne Fransen, die beim Gehilfen das ganze Gesicht decken, bei ihr nur gerade die Augen. Der Gehilfe hat auf der Kappe nur drei kleine Kupferbleche, während ihre Kappe von einem kleinen, einfach und doch kunstvoll gehämmerten leuchtenden kupfernen Vogel gekrönt ist. Dazu hat jeder die große Rehhauttrommel mit dem als Schlegel dienenden, mit Rehfell überzogenen Knochen. K u a n im solonischen Rehfellanzug nimmt eine kleinere Trommel.

Der einzige Tanz, den die Solonen kennen, der heilige Tanz zur Götterherbeirufung, kann beginnen. Alle drei trommeln, wie neulich die Schamanin. Unter leichten Verbeugungen zum Schamanenbaum schreiten sie halb um ihn herum. Während die Solonen sonst sich durch Knicksen begrüßen, haben sie also für den Gott einen besonderen Gruß. Die Schamanin beginnt mit dem Gesang in einem anderen Rhythmus als neulich, der von den Gehilfen und dem umstehenden Volk beantwortet wird. Nach einigen Minuten fängt das eigentliche Tanzschreiten mit drei im Rheinländertakt betonten Trommelschlägen ohne Gesang an. Entsprechend werden auch ganz kurz schleppend die Füße gesetzt. Der Rhythmus verlangsamt sich, eine Trommel klappt immer knapp nach; nach jedem zweiten Takt kurz Schrittwechsel, abwechselnd mit Drehern der Schamanin und des Gehilfen. Unter Abänderung des Rheinländerschritts durch einen angedeuteten vierten Schritt in der Pause wird vor- und zurückgegangen. Wieder verlangsamt sich der Takt bei teilweiser Unterbrechung der Schläge, bis die Bewegung nur noch ein Tanztrippeln und Schwenken ohne Trommelschlag ist. Die Trommeln setzen wieder ein; aus dem Trippeln wird einfaches Schreiten und schnelles Drehen unter auf- und niedergehendem Gesang. Eine Verbeugung zum Baum. Der heilige Tanz ist zu Ende.

Wir sind um einen einzigartigen ästhetischen Genuß reicher, den wir einer scharmanten Frau verdanken, die im sechsten Monat ein Kind trägt. — Die Gewänder werden abgelegt und an den Doppelbaum gehängt. Die geschnitzten Götter werden abends heimlich in den Steppenwald gebracht.

Götter und Menschen. Noch immer läßt uns das Wasser nicht los. So arbeitet Stötzner an der Vervollständigung der Solonen-Monographie. Vom Schamanisieren sind wir auf die religiösen Dinge gekommen und finden nun auch die Erklärung für die fast widerstandslose Aufgabe eigener Religionsauffassungen zugunsten der

chinesischen. Vor 20 Jahren hatten die bösen Geister, die Syrkull, eine Blatternepidemie gebracht, die unter Chinesen und Solonen ihre Opfer fand. Damals hatten die Chinesen eine größere Anzahl von Lamapriestern geholt, die in der Hauptsache in Mergen stationiert waren, aber auch in die Steppe gingen und in den nächsten Jahren auch bei neuen Seuchenfällen kamen. Sie haben in den Häusern ihre lamaistischen Gottesdienste gehalten, geimpft und u. a. „eine Medizin in die Nase gegeben". So ist die Hälfte der Erkrankten mit dem Leben davongekommen. Die Lamaisten brachten aber auch die chinesische Blatternschutzgöttin Njangnjang mit, die bei den seßhaften Solonen Eingang fand und heute noch in jeder Fangdse im Hauptraum hängt. Die Njang njang hat allerdings nicht die dreifache Gestalt der Chinesen, sondern fünffache, wobei drei Namen aus dem Chinesischen abgeändert sind, zwei solonisch neu gebildet. Entsprechend werden Chinesen mit drei, Solonen mit fünf Impfstrichen am Arm geimpft. Das waren die ersten chinesischen Götterbilder und -häuschen, denen dann andere gefolgt sind und zu denen die Solonenschüler aus Mergen noch neue mitbringen.

Auch die Haussolonen, die etwa die Hälfte des Volks schon ausmachen, gehen in den Sommermonaten auf Jagd und zelten dann. Z. T. gehen auch die jüngeren Söhne, auf die beim Tode des Vaters das Haus nicht fällt, vorübergehend ins Zeltleben. Groß ist der Unterschied in der Lebenshaltung zwischen Zelt- und Haussolonen nicht. Reh und Birkenrinde sind zusammen mit Pferd und Gewehr für beide die Kultur- und Lebensgrundlage. Bei den Haussolonen ist dazu die einfachste Steppenlandwirschaft gekommen. Beide aber sind den chinesischen Kulturgiften verfallen. Beide gehen zwischendurch einmal zum Heumachen in die Steppe, verkaufen das leicht gewonnene Gut an einen Kaufmann, der es den Nonni und Sungari hinunter nach Tsitsihar oder Harbin schwimmen läßt und es dort zu einem unverschämten Preis losschlägt. — Beide gehen einmal unter die Fischer oder ein Jahr in die nördlichen Berge zum Holzmachen.

Gan ho tshü

Endlich am 26. August ist das Wasser so weit zurück, daß wir wieder aufbrechen können. Wir wollen in den westlichen Teil des Amurbogens an den Gan ho, der dicht unterhalb Mergen in den Nonni mündet. Dazu müssen wir zunächst nach Mergen zurück. Diesmal kommt Dulski mit, außerdem Kuandjänghei, sein Sohn Kuan dshuang dshei, ein Neffe unseres Wirts, Kuanlofu, und der chinesische Kutscher Wulaokoa. Bis Mergen sind unsere zwei Arben hochbeladen, weil ich nachher gleich nach Harbin einrücken will und daher mein ganzes Gepäck mitnehme, während Stötzner erst noch einmal nach Haritun muß, um Frau und Kind und seine umfangreiche Sammlung sicher zurückzubringen.

Herbstliche Steppenfahrt. So geht es aus dem liebgewordenen Standquartier hinaus in die herbstliche Steppe: „Gan ho tshü", an den Gan ho wollen wir marschieren! Braun, verregnet und trostlos liegen die Steppenwiesen um uns, die vor 14 Tagen noch im buntesten Blumenschmuck gestanden hatten. Über ein Kleines, drei Wochen, höchstens vier, dann ist auch der Frost da, der erste Schnee, der Winter. Dann schläft die Steppe, die in diesem Jahr überhaupt keinen richtigen Sommer gehabt hat, den langen Schlaf bis April oder Mai. — Es ist die Zeit des Heumachens. Alle Stunde sind ein paar Kulis in einem der besonders gut bestandenen Täler bei der Ernte. Die Pferde schnuppern dann. Und fressen sich im übrigen in dem gleichmäßigen Trott weiter. So eine Steppenfahrt ist eigentlich ein schnelles und nur von dem Mafu, dem Kutscher, in eine bestimmte Richtung gelenktes Weitergrasen; alle vier Schritt ein Maul voll.

Auch im Wald steht genug Gras, so daß das Ruckeln der Arbe beim Abreißen der Büschel keine Unterbrechung zu erfahren braucht. Gleich im ersten Bergwald vor der Fangdse Nitshü ho bringen unsere Begleiter, nicht nur die Solonen, sondern auch der Chinese, dem Jäger- und Wegegott Bajenaza, in dessen besonderer Hand wir für die nächste Zeit sind, ihre erste Reverenz. Da steht ein heiliger Baum, eine

ältere breitausladende Schwarzbirke, in die unten unmittelbar über der Wurzel an einer von Rinde entblößten Stelle vor Jahren der inzwischen verwitterte Kopf Bajenazas eingeschnitten ist. Drumherum ist in der in den Bergen üblichen Art ein Haufen Reisig gelegt, an dem auch ein chinesischer Tuchfetzen hängt. Die Chinesen halten sich also an das solonische Heiligtum wie umgekehrt die Solonen auch. Daß wir hier einen solonischen Baum vor uns haben, geht schon aus dem Standort im Busch am Hang hervor, da die Chinesen ihre Tempel und dgl. für ihren Wegegott auf Paßhöhen zu errichten pflegen.
Nach dem Molo ho-Übergang, bei dem wir wegen des Wasserstandes auf die Arben unter das Gepäck doppelte Balkenlagen legen mußten, mache ich mit Kuan dshuang dshei zu Pferde einen Umweg zur weiteren geographischen Festlegung, während die Arben den alten Weg nach Purgali tun ziehen und gleich hinter der Fangdse Nitshühoin den Morast geraten. Auch bei uns geht das Wasser mehrmals bis auf die Pferderücken.
Bei Einbruch der Dunkelheit, als wir ein Stück vor dem Dorf die Arben wieder getroffen haben, bereitet uns Kuan eine besondere Überraschung: Die Pferde müssen schließlich in der Nacht etwas fressen. In der Unterkunft müßte Stötzner das Futter teuer bezahlen. Kuan spart für Stötzner und will auch nicht von der Gepflogenheit des chinesischen Offiziers, der er ist, abweichen. Das Heu kostet den Leuten in der Steppe außer der Arbeit auch sowieso nichts, und wir sind in der Zeit des Heumachens. Also wird an einen Heuhaufen herangefahren und auf beide Arben aufgeladen. Kuan ist sogar rücksichtsvoll genug, den Rest des Haufens wieder säuberlich zu ordnen. Aber trotz seiner Berechtigung als Amtsperson übt er doch die Vorsicht des Greisens ohne Mitwirkung des Besitzers, um sich und uns die zeitraubenden Diskussionen zu ersparen. Nachher in der Herberge mögen die Leute gucken; die geht das nichts an! — Allerdings bricht unter der Last eine Achse, so daß am Morgen erst der Stellmacher arbeiten muß.
Aber auch dann geht es noch nicht los. Purgalitun scheint nicht nur besonders schmierig, sondern auch das Dorado der Erpressergenies und hat damit seine besondere Meisterschaft. Für unser Abendbrot, einige Matzebrote und Eier, hat man uns 15 Pfund Mehl und 1 Pfund Salz in Rechnung gestellt und wollte noch ein gekochtes Ei klauen. Dann „verrechnet" man sich noch und verlangt außerdem das Doppelte des üblichen Herbergspreises. Das kostet Zeit.
Dann kommt der Fährmann dran, ohne den wir über den hochgehenden Kolo ho nicht hinüberkönnen. Auf Zureden des Mafu Wu reagiert er nicht; ich antworte auf alle Anzapfungen „bu dung" (nicht

verstehen). Stötzner bietet für das Übersetzen der Arben auf dem Kahn je Arbe einen Dollar und will weiter für uns und die Sachen ein Angebot machen, als ihn schon die umstehenden Chinesen unterbrechen: „Bu ching. Das geht nicht! Das ist zu wenig. Acht Dollar mindestens." Stötzner wird grob: „Ihr seid schlecht. Habt ein schlechtes Herz." Geht zur Preisfestsetzung zum Ortsbeamten, der aber nicht da ist; seine Frau schlägt vor, die Bezahlung auf der Rückfahrt nach Rückkehr ihres Mannes zu erledigen. Aber der Fährmann weigert sich. Nun gibt es grobes Geschütz: Beschwerden beim Yamen in Mergen und bei seinem guten Freund, dem Provinzgouverneur. Er verlangt den Namen des Fährmanns. Wie Stötzner dazu sein Buch zückt, redet alles im wilden Schwall auf ihn ein. Wu aber nimmt sich den Fährmann vor und macht ihm klar, was für gute Beziehungen wir haben.
Da geht es plötzlich und recht schnell und ordentlich; der Fährmann hilft sogar beim Anschirren und Aufladen auf der anderen Flußseite. Und als er nur zwei Dollar bekommt, also weniger, als Stötzner ihm eigentlich bieten wollte, bedankt er sich immer wieder unter vielen Verbeugungen und Lobreden, die besagen wollen: „Siehst du auch, daß ich mich bedanke? Nun wirst du dich doch auch nicht in Tsitsihar beschweren?"
Kuan, der chinesische Offizier und chinatreue Solone, faßt sein Urteil in den Ausspruch zusammen: „Solo jen hao, dshung hua jen bu hao, Purgali tundi jen tieng bu hao!" was besagt: „Die Solonen sind gut, die Chinesen sind schlecht, ganz schlecht aber sind die Leute aus Purgali tun!" — — —
Was hat sich auf der weiteren Fahrt durch die Steppe in den letzten fünf Wochen alles geändert! Die Neulandflächen haben sich verdoppelt. Wo vorher ein Erdloch als Sitz eines beginnenden Großbetriebes war, steht ein fertiges Dorf. Dazu künden neue Erdhütten das Wachsen eines Dorfs im nächsten Jahr. Die Zahl der Gehöfte hat sich in fünf Wochen verdoppelt, gegenüber dem vorigen Jahr bei Stötzners erstem Marsch verzwanzigfacht!

Der Wasserreiter. Nach dem langen Handel in Purgalitun kommen wir schon vor dem ehemaligen Militärlager vor Mergen in die Dunkelheit und greifen Heu. Bei den Gehöften dort werden wir mit ein paar Schüssen empfangen, bis Kuan wütend hinüberbrüllt. Es sind Angstschüsse eines Bauern, der wohl gerade mehr Geld und Wertsachen im Hause hat und jeden Menschen in der Nacht für Chungchuzen hält. Denen will er für alle Fälle wenigstens klarmachen, daß ein Raub bei ihm u. U. gefährlich sein könnte.

Vor Mergen haben wir noch einige Bäche zu durchfahren. Kuan reitet deshalb zur Wegsuche in der etwas wolkigen, aber hellen Mondnacht voraus. Dabei geht es uns bald schlecht. Der Weg, von dem man nicht herunterkann, wenn man nicht im Schlamm stecken bleiben will, steht auf 300 m unter Wasser, Ausläufer des Nonni-Hochwassers. Es soll aber nach der Auskunft einer gerade entgegenkommenden Arbe nicht schlimm sein. So reitet Kuan durch das Wasser voraus, während die Arben auf wenige Schritte, knapp 10 m auseinander, folgen, um von der Gangart des Reiters profitieren zu können. Zunächst geht es auch gut. Kuans Grauschimmel ist nur bis zu den Knien im Wasser. Aber nun wird es plötzlich tiefer. Kuan stockt selbst und reitet nur langsam, schrittweise, weiter, während das Pferd mit den ganzen Beinen, bis an die Brust und bis zur halben Brust ins Wasser kommt. Auch die Arben stoppen, ehe Kuan sie weiterdirigiert.

Ein gespenstisches, unvergeßliches Bild: Die weite, fast glatte Wasserfläche, die dunkel vor den matten Grasschatten am Rande liegt. Der leichtbewölkte Himmel, durch den der Mond voll sichtbar ist, gerade vor uns, so daß sich die Silhouette Kuans scharf abhebt und ein silberner Streifen auf uns zu durch das Wasser läuft. Um Kuan plätschert die Flut auf, jeder einzelne sprühende Tropfen glitzert und funkelt. Von der Pferdebrust aus gehen die silbergekrönten Streifen der sich verlierenden Wellen an die Uferränder. Es ist, im Gegensatz zu dem Feuerreiter in der Geisternacht auf der Taiheho-Fahrt, der Wasserreiter, der im blassen Mondlicht mit dem weit von der silberumsprühten Pferdebrust sich verlierenden diamantenbesetzten Schweif mattsilberner Ornamente der Erde entrückt scheint. — Und wie die Arben sich in Bewegung setzen, glitzert die ganze bewegte Fläche, ein Meer der dem Mond dienenden leuchtenden Geister der Wasser ...

Doch schnell kommt die Ernüchterung! Vervollständigt zuerst das plätschernde Anfahren der Arbenräder den ästhetischen Genuß, so geht jetzt das Wasser über die Achsen. Noch 10 cm, und wir sitzen mit den Sachen drin. Ich sehe zurück zu der von Wu geführten zweiten Arbe mit etwas niedrigeren Rädern, auf der meine Koffer stehen. Wu, der den ganzen Tag schon seine kleine graue Katze und den danebengespannten Grauschimmel in einer unerschöpflichen Ton-, Laut- und Melodienskala ermuntert und dirigiert hat, ist mit seiner fast schönen, klaren Stimme bei den höchsten Tönen, kurz vor dem Kreischen, angelangt, die die größte und gleichmäßigste Anstrengung der Pferde herausfordern sollen. So singt er nur, wenn es gefährlich ist. Aber es geht nicht mehr tiefer, und Dulski beruhigt mich, daß die Koffer trockengeblieben sind.

Koffer im Wasser, Arbe schlägt um.

Das zweite Wasser, auch ein Stück des Nonni-Hochwassers, mißt nur 200 m; aber Kuans Pferd sackt gleich zu Anfang fast bis zur Kruppe ab und die Arben hinterher. Die Füße werden naß, das Gepäck dazu. Doch Dulski beruhigt: Bei den Koffern ist es nur bis zur Hälfte gegangen. — Das dritte Wasser, ein schmaler Bach, gibt den Rest. Unversehens geht es runter und rüber über die Koffer! — Nun ist nichts mehr zu machen. Nur schnell nach Mergen, auspacken und retten, was zu retten ist.

Aber in Mergen herrscht Ordnung! Die Stadtmauer samt Graben ist zwar zerfallen, so daß man bequem neben dem Stadttor durchgehen kann; nur mit Wagen geht das nicht, besonders wo das Hochwasser auch in den Gräben steht. Aber das Tor wird bei Dunkelheit geschlossen. Was zugleich eine kleine Einnahme für die Soldaten der Torwache bringt. Kuan pocht. Nochmals. Man fragt. Er ruft: „Ein Offizier und Soldaten und Ausländer mit Pässen." Da öffnet sich das Tor sogar ohne Bezahlung.

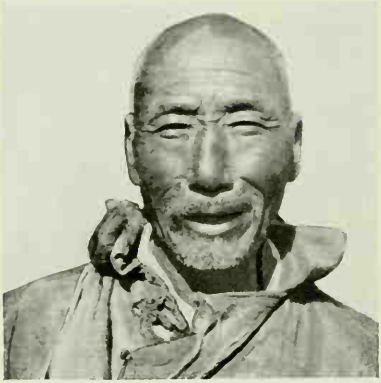
Damit sind wir noch nicht in der Solonenschule, in der uns der junge Kuan schon das Abendbrot bereitet. Der Schlamm steht in den Straßen meterhoch. Einzelne Fangdsen sind noch unter Hochwasser, so daß die Bewohner sich davor unter Zeltdächern etabliert haben. Durch den spritzenden Schlamm müssen wir uns erst durchfressen, wobei die Mondschatten der Bäume, Hecken und Zäune uns oft genug zum Aufsuchen der tiefsten Stellen verleiten. Einige Male bleiben wir denn auch stecken und müssen zurück, weil selbst Kuan mit dem Pferd nicht weiterkommen kann. Dieser Schlamm der Stadt ist für die Pferde die härteste Arbeit des Tages.

Endlich sind wir in der Hauptstraße. Wenige Schritte weiter ist die Schule. Doch unsere Pferde weigern sich am Tor, wollen nicht weiter, scheuen und bocken. Nun etwa die Pferde verständig zu führen, kommt nicht in Frage. Kuanlofu drischt auf die Gäule ein. Die — von dem schweren Marsch überanstrengt — gehen mit einem Satz mit der durch den Heuaufbau überladenen Arbe in rasendem Tempo durch. Die linke Nabe schlägt gegen den einen Tragbalken des Tors, das sich leicht vornüberneigt. Während ich noch zurücksehe, um das hinter uns herschlagende Tor auffangen zu können, liege ich schon mit dem Gesicht im Dreck, während sonst der Fall durch den links von mir sitzenden und nun unter mir liegenden Stötzner gebremst ist. Ich sehe noch, wie die Sachen von der umschlagenden Arbe fallen, die mit Vorsicht an das Geländer gebundenen Instrumente unter dem Arbengestell geschleift werden und unter lautem Geschrei die rasenden und lange noch schnau-

Die Schwägerin Kuans reicht der ermatteten Schamanin die entzündete Pfeife
(Zu Seite 168)

Die älteste Solonin des Dorfes, ständig betrunken, läßt sich von Stötzner den geliebten Fusel geben (Zu Seite 64)

Rechts unter den Arben haben wir 2½ Tage im Waſſer gelegen
(Zu Seite 186)



Wu laoje (Zu Seite 188)

Zeltlager im Gan ho-Buſch (Zu Seite 187)

benden Gäule am Zaun auf der anderen Hofseite zum Stehen kommen. Schon bin ich auf und helfe Stötzner, der an Stirn, Nase und Backe gefährlich blutet, aber nur trocken feststellt, daß wir es gar nicht so eilig gehabt hätten.

Solonen und Chinesen wollen sich um uns bemühen; aber erst müssen wir nach unseren Sachen sehen, bei denen merkwürdigerweise fast nichts passiert ist, wie sich auch unsere Schrammen als harmlos erweisen. Wir sind nur froh, nicht 15 cm weitergeschleudert zu sein. Dann wären wir mit den Köpfen gegen die Mauer geschlagen, die vermutlich schadhaft geworden wäre.

Nun aber schnell die Koffer auspacken, um die durch und durch nassen Sachen mit möglichst wenig Schaden trocken zu kriegen. Trocken sind sie bis zum Abmarsch am nächsten Mittag. Aber ob den exponierten, noch nicht entwickelten und den noch frischen Filmen das Wasserbad gerade vorteilhaft gewesen ist? Gelitten haben sie jedenfalls, soweit sie nicht völlig unbrauchbar geworden sind.

Bandenkämpfe in der Provinz. In der Post, die uns wegen des Hochwassers nicht nachgeschickt werden konnte, finden wir Nachrichten, die uns zu einer Änderung unseres Reiseplans veranlassen. Wie hatte Stötzner doch zu Anfang gesagt, als ich ihn bat, wegen meiner beschränkten Zeit einen möglichst festen Reiseplan aufzustellen, um die paar Monate gründlich zu nutzen? Sowieso kommt alles schon immer anders; in Asien aber sind Reisepläne nur dazu da, daß man sie nicht durchführen kann! Ich habe mich inzwischen darein gefunden. Aber zu dem großen Völkermarkt von Gandjur wollten wir beide doch gern hin. Ist er doch der größte der uralten nordasiatischen Märkte, auf dem alles an Völkerschaften zusammenströmt, was sich ein Völkerkundler wünschen kann.

Nun aber wird uns von Harbiner Freunden geschrieben und von den Mergener Beamten bestätigt, daß in den letzten Wochen größere Unruhen in der Provinz waren, die man z. T. schon in Tsitsihar befürchtet hatte. Dabei haben große Banden auch die Ostbahn an verschiedenen Stellen zerstört, so daß der Betrieb einige Tage hatte stillgelegt werden müssen. Züge sind ausgeplündert worden. Die chinesischen Behörden behaupten, die Beweise dafür zu haben, daß die Unruhen planmäßig von außen in die Mandschurei getragen sind. Die von der Kommunistischen Internationale eingerichtete Zentrale für die Unruhen soll ihren Sitz in Urga in der Mongolei haben. Gerade dieser Zeitpunkt ist wegen des Jahrmarkts von Gandjur gewählt, der verhindert werden soll, um das Durcheinander in der Mandschurei,

besonders der Barga, zu erhöhen und die geschäftlichen Verbindungen zwischen der Mandschurei und der Mongolei zu stören. Ist die Ostbahn inzwischen auch stark mit Militär besetzt, so daß kaum weitere Störungen des Betriebes eintreten werden, so rechnet man doch mit einem geringen Besuch des Gandjur-Marktes, so daß wir kein besonderes Interesse mehr an einem Abstecher dorthin haben.

Herbstparade der Mücken. Um so beruhigter können wir uns auf den Marsch an den Ganho machen. Zum Verlassen der Stadt auf den Schlammstraßen nehmen wir uns einen Einheimischen als Lotsen mit. Das Übersetzen über den Nonni beschleunigen unsere Pässe; die Torwache ordnet an, daß wir außer der Reihe auf die Fähre genommen werden. Zwei 10 m lange Kähne sind fest mit Brettern verbunden, auf die wir mit Pferd und Wagen kommen, dazu noch vier andere Arben. In schwerer Arbeit mit Staken, Rudern und wieder Staken schaffen uns die sieben Fährleute über den 1 km breiten Strom, der sonst um diese Jahreszeit zur Not mit der Arbe durchfahren werden kann, so daß auch die Schiffahrt einige Wochen ruht. Jetzt aber treiben Flöße vorbei; drei Dschunken liegen bei Mergen am Ufer.

Über ein Floß turnen wir an Land, die Pferde werden ins Wasser befördert. Wir können als erste Europäer zum Ganho fahren, müssen also auch wieder die peinliche Routenaufnahme machen.

5 km bleiben wir in der weiten Nonniebene. Die begrenzenden Berge zeigen deutlich den Charakter eines Plattenrandes, der von den Wassern im Laufe der Jahrtausende abgespült ist. Es geht allmählich zum Abend. In der schier unübersehbaren Nonnisteppe, in deren Tümpeln sich Schildkröten tummeln und über der Kormorane kreisen, die zwei Stunden unterhalb Mergen auf einem Felsen am Flusse nisten, brennen weithin die Feuer der Heumacher und der ruhenden Flößer, die sich bei dem hohen Wassergang beim Sinken der Sonne nicht weitertrauen. In schnell mit einigen Ästen gebauten Grashütten bleiben sie über Nacht draußen und halten die nun schon bekannten Rauchfeuer zur Abwehr gegen die Mücken. Es ist die beste Mückenzeit, gegen die die Mückenüberfälle in Haritun gar nichts sind. In Tausenden von 2—10 m hohen Türmen spielen die Mückenvölker und halten ihre große Herbstparade ab. Gegen die rot sinkende letzte Sonne hebt sich dieses Durcheinander von Mückentürmen in schaurigem Auf und Nieder über der Ebene ab. Wie Regen liegen Milliarden von Mücken vor uns, um uns, hinter uns, überfallen die Pferde ebenso wie uns.

Unsere Gesichter und Hände sind gesprenkelt von den Saugern und beim Abwischen und Zerdrücken rot vom schnell gesogenen Blut.

Romantik der Sumpfnacht. So geht es bis in die Nacht hinein, solange wir in der Ebene sind. Das Hochwasser, das die ganze Ebene verschlammt hat, sorgt dafür, daß wir nicht so schnell auf die rettenden Berge kommen. Bei der letzten Dämmerung bleiben wir im Sumpf stecken. Die Pferde können die Arben nicht wieder aus dem Morast herausschaffen, weil sie selbst im Zug mit ihrer eigenen Last immer tiefer auf der Hinterhand im Schlamm versinken. So packen wir zu und rucken die Arbe so weit herum, daß die Pferde an einer noch nicht zertretenen und einigermaßen tragenden Stelle herankönnen. Freilich hat es bei dem Rucken einen Knacks gegeben, dessen Bedeutung wir gleich kennenlernen sollen.

Inzwischen ist das letzte Licht weg und der Mond noch nicht aufgegangen. Wie wir so im knöcheltiefen Wasser uns überlegen, ob wir hier über Nacht bleiben wollen oder einen Weg zu den Höhen finden können, zieht mit Geschrei ein Zug Wildgänse über uns. Fern am Nonni lassen sie sich nieder. Der nächste Zug kommt, und so geht es fort. Rundum brennen die Feuer der Heumacher. Das Tal schwirrt und summt von den Mücken, die sich auf uns tummeln: Die Romantik der mandschurischen Sumpfnacht.

Schließlich gibt der Wunsch, weiterzukommen, den Ausschlag. Nach dem mit Kuan ausgeknobelten Marschplan wollten wir am ersten Tag den Ort Wudjase am Ganho erreichen, am zweiten Tag bei dem stillgelegten Bergwerk Mejjo sein, am dritten Tag bei der Herberge Wulpudjä, am vierten in Narakadji, am fünften in Laodokou und am sechsten bei der Mündung des Aliho in den Ganho. An Wudjase ist heute schon nicht mehr zu denken. Aber Kuan meint, wir könnten die verlorene Strecke noch einholen, wenn wir heute wenigstens aus der Nonniebene herauskommen.

Wir schaffen es auch bis zum Beginn der Berge, bis an Wus Arbe ein Rad bricht. Das war der Knacks vorhin. Nötig wäre der Radbruch jetzt noch nicht gewesen, wenn Wu es nicht glänzend herausgehätte, alle irgend erreichbaren Löcher und Gräben für seine Arbenräder wahrzunehmen. Wenn die vorangefahrene Arbe mal hereingeraten ist, läßt ihm sein Ehrgeiz keine Ruhe; er muß auch hinein. Beim Dösen singt er dann so leise in der chinesischen Art mit hoher Stimme und schrillen piepsigen Tönen dazwischen, pfeift auch gelegentlich eins vor sich hin. Ab und zu fällt mechanisch der Prügelstock auf einen Pferderücken, vielleicht auch ein aufmunterndes „Jü“ dazu. Ist die Arbe so ins

Loch gekommen, dann erwacht er mit schrillem „Jüa, jüa, jüa, jüä, aiii, wang batang“ und läßt den Stock knallen. Das ist ihm hier zum Verhängnis geworden. Bergauf ist der Weg vom Regen metertief ausgewaschen; und wie er im Dösen ins Loch geraten ist und wieder herausfluchen will, sind die Speichen samt der Felge dahin und die Nabe eingebrochen. Dazu fängt es an zu regnen. Heitere Situation!

Das Wichtigste wird auf die andere Arbe geladen, der Rest im Zelttuch regensicher verpackt. Als Kuan dann sagt, er wolle über Nacht bei den Sachen bleiben, springt Wu wütend dazwischen: „Bu ching! bu ching!“ (Das geht nicht!) Er will bleiben. Und er bleibt. — Wir anderen sind gegen 11 Uhr in Liu tun am Gan ho, einem Südchinesendorf aus der Zeit von Wu san gui, wo wir in einer eben errichteten Fangdse bei einer vielköpfigen, vergnügten Familie unterkommen.

Typen vom Gan ho-Tal. Unsere Fangdse ist ein Typ, den wir nun im Gan ho-Tal bei Chinesen, Dahuren und Solonen überall treffen, wie auch sonst die Südchinesen am Gan ho weitgehend übereinstimmende Kulturmerkmale mit Dahuren und Solonen haben. Normalerweise steht in der Mitte des Hofs das Lehmhaus mit dem guten Kangzimmer links, dem Leutekang rechts und dazwischen ein Küchen- und Herdraum, jeder Raum etwa 5×5 m; die Zimmer sind mit Türen versehen. Vom Hoftor aus rechts liegt senkrecht daneben ein hochgestelltes Holzblockhaus für die Vorräte, links ein Holz- oder Lehmhaus mit Leuteausbau und Vorratsräumen. Hinter dem Haus ist der Garten, in dem meist ein kleines Göttertempelchen mit dem einzigen nicht heruntergeschlagenen Baum steht.

Der Kang hat eine Breite von 1,80 m, so daß ein ausgewachsener Europäer gerade nicht mehr lang darauf liegen kann. Wir packen uns also regelmäßig quer hin, während die Chinesen sich nebeneinander mit den Köpfen zum freien Mittelraum legen. Darüber bin ich zuerst erstaunt gewesen. Man sollte meinen, daß der Kopf ein edlerer Körperteil ist und daher nicht so frei in die Stube gehängt würde. Wer streicht da alles vorbei? An der Wand kann einem auch nicht so leicht die Kehle durchschnitten werden... Das Staunen habe ich mir abgewöhnt. Es hat alles seinen guten Grund. Nicht nur, daß alles umgekehrt wie in Europa gemacht werden muß! Den Chinesen ist das Spucken Lebenselement. Das weite Zielen lieben sie nicht. Da sie ewig am Opium, an der Pfeife oder an der Zigarette sind, haben sie auch ewig das Bedürfnis, den Speichel loszuwerden. Da ist es schon

am bequemsten, wenn das einfach über den Kopf weg ohne große Anstrengung gehen kann. Ist man im Dösen, der beliebtesten Kangbeschäftigung, dann legt man sich auf den Bauch und sabbelt immer so vor sich hin. Wie könnte man das, wenn man mit dem Kopf an der Wand schliefe?

Diese Interna sind auch am Ganho die gleichen. Aber für den Hausbau gibt es einen besonderen Ganho-Typ: Die Dreiteilung im ungefähren Maßverhältnis ist die gleiche. Links die gute Stube, hat aber keine Tür, sondern lediglich eine der sonstigen Türfüllung entsprechende Öffnung von 2×2 m. Bei dem rechten Kangzimmer geht die Mittelöffnung bis zu dem Spitzdach, das innen mit Weidengeflecht belegt ist. An der Hinterseite des Hauses ist hinter dem guten Zimmer ein von außen zugänglicher Verschlag von 1,5 m Tiefe; ebenso hinter dem rechten Zimmer, aber von innen zugänglich und nicht abgeschlagen. Der Mittelraum mit je einem Herd links vorn und hinten und rechts hinten ist entsprechend 1,5 m tiefer. Rechts außen ist an die Seitenwand ein Vorratsraum angeklebt.

Von den Feuerstellen in dem als Küchen-, Vorrats- und Holzraum dienenden Mittelstück gehen die Abzüge durch die Kangs in die besonders neben jedem Haus auf beiden Seiten stehenden Schornsteine, die ein allgemeines Charakteristikum des chinesischen Hausbaus sind. Da gibt es mit viel Liebe und Kunst aus Lehmziegeln oder fest verstrichenem Lehm geformte Kangessen, die von vornherein den Hausbesitzer als reich und sauber kennzeichnen, die erste Visitenkarte für den Fremden sind. Andere sind verfallen, abgebröckelt oder nur einfach so lieblos hingesetzt und verschmiert, daß sie nicht mehr als eben ihren Zweck erfüllen, darunter ist ein warmes Loch für Schweine oder Hunde eingefügt und mit ein paar Knüppeln abgestützt. Es graut einem schon vor dem Inneren, wenn man diese anderen schäbigen Essen sieht, die unten von einem Lehmklumpen gebildet werden, aus dem ein ausgehöhlter Baumstamm morsch und windschief herausstehen oder ein paar schlecht zusammengeschlagene Bretter.

Von diesen Grundtypen gibt es mannigfache Abweichungen nach Zweck und Art des Hauses und seiner Bewohner. Die jetzt im Ganho-Tal neu zuziehenden Nordchinesen bringen auch andere innerchinesische Hofformen mit. Die Südchinesen hier sind, abseits vom Verkehr, nicht so verkommen wie ihre Landsleute an der Straße von Mergen nach Aigun. Dafür ist das Schweinigeln und maßlose Trinken an der Tagesordnung, von strenger Ehezucht keine Rede. An Albernheit sind die Leute kaum zu überbieten. Unser Wirt ist Pelzhändler. Noch hat er Wolfspelze hängen. Dazu kommen zu anderen

Zeiten der kleine mandschurische Tiger, der Elch von der kleinen Form des Amerikaners, dessen Geweih, gut erhalten, als Aphrodisiakum hoch begehrt ist, der Fuchs, das Wildschwein, das unverhältnismäßig gut bezahlte Eichhörnchen und natürlich das Reh.

Wu mit der Arbe ist inzwischen geholt. Aber an Reparatur ist nicht zu denken. So wird eine neue gekauft. Ein Reitpferd lahmt und kommt auch nicht wieder in Ordnung. Die Solonen können aber nicht feststellen, was es ist, trauen sich an das Pferd nicht heran und sind erstaunt, als Stötzner mit einem Griff die verletzte Fessel hat.

Vor dem Abmarsch setzen wir in einem Einbaum nach dem am anderen Ganho-Ufer liegenden Südchinesendorf Djjangtun über, weil dort ein Schamane sein soll. Am Fluß, der bei einer Breite von fast 400 m so flach ist, daß der Fährmann ganz hinüberstaken kann, liegt eine Reihe von Nadelholzflößen, die bei dem Hochwasser nicht weiterkönnen. Sie kommen vom oberen Ganho und zwei Nebenflüssen, dem Alihо und dem Chuilho, wo es jetzt noch in den höheren Bergen reichlich Fichten und Tannen zu schlagen gibt. Die Stämme werden aber auf 5—7 m geschnitten, so daß die Flöße sehr kurz oder aus mehreren Lagen zusammengesetzt sind. Die stärksten Stämme haben 50 cm Durchmesser; es wird aber auch Holz bis zu Kinderarmdicke geschlagen und geflößt, ein Raubbau, der den Wald schnell immer weiter hinauf beseitigen wird. Auf den Flößen steht ein kleines Birkenrindenhäuschen nach Art des Arbenauffatzes, die Unterkunft der Flößer. —

Der Schamane ist angeblich nicht zu Hause. Er verleugnet sich selbst. Denn nachher auf dem Rückweg stellt sich heraus, daß wir mit ihm gesprochen haben. Die Frau war schon bereit, den Anzug zu zeigen, als ein anderer Chinese sie warnt. Das ist die Furcht vor der Strafe; der Mergener Polizeiposten im Ort würde sofort davon erfahren und einschreiten. Hier stellt sich auch heraus, daß das Verbot, das praktisch nur für Chinesen und Dahuren gilt, im wesentlichen politische Gründe zu haben scheint: Einzelne Schamanen müssen ihr Ansehen und ihre für übersinnlich und gottbegnadet gehaltenen Fertigkeiten gegen die jetzige republikanische Ära in die Wagschale geworfen haben. Darum auch die Rücksichtslosigkeit der Verbotsdurchführung und die Scheu des Schamanen. Jedenfalls ist es nichts.

Unentwegt Routenaufnahme. Es regnet... Damit fängt das Tagebuch fast jeden Tag an und damit schließt es. Nur der Grad ist verschieden. Auf 4 Uhr früh war der Abmarsch angesetzt. Erst warten wir, lassen uns von Wu, den wir zu

unserem Brotbäcker und Koch erheben und der sich sogar angewöhnt, sich vor entsprechenden Verrichtungen die Finger zu waschen, Essen machen, bei dem er sich bemüht, dem europäischen Geschmack Rechnung zu tragen. Dann hilft alles nichts. Und so bleibt es: Auf der ganzen Ganho-Fahrt werden wir nun bis zum Schluß nicht mehr trocken...

So sieht die Routenaufnahme des 30. August aus:

„9 Uhr ab Liutun. Nach 0,1 km leicht bergauf an dem abseits an einem Berg am Fluß liegenden Tempel vorbei durch eine flache, weite, nach SSO ansteigende Mulde mit geschwollenem Regenbach, zunächst zu Fuß im plätschernden Wasser zur Schonung der Pferde. (Auf der anderen Flußseite kommt ein entsprechendes Tal 500 m stromauf, aber schmaler heran.) Dann flach auf Höhe steigend nach N in Eichenknieholz 800 m auf schwach koupierte Hochfläche, die steil in etwa 1 km Entfernung unregelmäßig zum Gan ho abfällt. Ganho-Talbreite auf der Sohle etwa 1—1,5 km. Über der Hochfläche sind zuerst auf beiden Seiten einzelne Reliquienberge sichtbar. Weiter nach W ist das Land flach. Beiderseits des Ganho nur schwaches Steppenunterholz, ganz selten einzelne Bäume, kein Wald. Weg auf der Höhe allmählich nach NO um einen Taleinschnitt. So bleibt es auch weiter: Der Weg geht oberhalb des Ganho in einer Entfernung zwischen 1—3 km. An der Talspitze (gut 1 km) biegt Weg nach N, während Ganho von NNW auf NW dreht. Nach 1 km nächstes Tal, dahinter links höhere Bergkuppen. Im Ganho-Tal, in jenseitigen Seitentälern und auf unserer Höhe noch Felder. Weg 1 km weiter, leicht steigend, dann, während links einige Kuppen stehen, leicht bergab 1 km. Ganho hat wieder NNW-Richtung bei Einmündung eines Doppeltales aus O (das kleinere) und 15° östl. des N (großes) und ist 4 km entfernt. Nach 1,2 km erste Gabelspitze des großen Tals. Weg eben nach NNW. 2 km links von uns Felskuppen. Die Formation am Fluß und w davon ist ganz anders als bisher: Sie zeigt einen ganz niedrigen, aber ausgesprochen felsigen Gebirgscharakter mit Verfalls- und Auswaschungserscheinungen. Nach 1 km zweite Gabelspitze des großen Tals. Nach O ist das Gelände leicht abfallende Hochebene, die in Hügelsteppe mit gegenüber den Ganho-Bergen niedrigen Erhebungen übergeht. Weiter NW 300 m macht Ganho große Schleife nach SW um kleines Felsmassiv mit 2 km Durchmesser, kommt danach noch 500 m weiter nach O, um im Bogen nach NW weiterzugehen. Jetzt beiderseits ausgesprochener Mittelgebirgscharakter, besonders im W. Erhebungen am Fluß 150—400 m Höhe, weiter nordwestl. 500- bis 700 m-Berge. Weg nach NW mit Biegungen nach WNW wieder

bergab, dann mit Bogen nach N um kleinen vorgelagerten Rücken in flaches S=N=Tal 2,2 km in ein aus ONO kommendes Tal. In diesem 500 m nach WSW, um mit dem Tal breit auf die Ganho=Niederung nach W zu drehen. 500 m weiter durch den kleinen Dunghogose, der aus einem ONO=WSW=Tal Zufluß bekommt. Weiter w 0,6 km durch den größeren Beihogose, der aus breitem, steilem N=S=Tal von NNO kommt. Beide entwässern in den Ganho. Nach 300 m wsw sind wir in Wudjase, dem Ziel unseres ersten Tages. Der Ort mit etwa 50 Familien ist von Südchinesen, einigen Dahuren und einzelnen Nordchinesen bewohnt. Wir werden in der Herberge von alten Ortseinwohnern nach allen Himmelsrichtungen ausgefragt, weil sie noch nie Europäer gesehen haben und hier noch keine waren. In der Herberge hängen Schamanentrommeln; ein Anzug ist auch sonst im Ort angeblich nicht vorhanden. Es wird chinesisch schamanisiert; hierher schon langt nicht der Arm der Mergener Verwaltung. Ganho kommt hier und noch ein Stück weiter aus WNW. Wir haben den ganzen Tag über einen scheußlichen feinen, überall durchdringenden Regen. Bei dem vielen Gehen sind wir alle durchnaß. Dabei gelegentlich geringe Sicht, so daß Routenaufnahme erschwert. Das Wasser ist besonders hoch; bei einzelnen Häusern hat es vor zwei Tagen in Kanghöhe gestanden, jetzt noch auf dem Fußboden. Auch ältere Leute erinnern nicht derartiges Wasser. Bei normalem Hochwasser bleiben alle Häuser wasserfrei. Wieder das ewige Gespräch über das schlechte Wasser, den schlechten Regen und den ungangbaren Weg. Es wäre bestimmt kein Haus mehr zu erreichen. Alle warnen vor dem auf den Höhen in Sumpf verwandelten Weg. Auch Kuan warnt vor Weitermarsch. Aber wir wollen hier noch nicht einregnen und steckenbleiben.

Nach Mittagessen 4 Uhr 20 los: Nach N in das 1 km breite N=S=Tal, nach 500 m dicht am Ort über den Beihogose. Am Ostrand des Tals sind große Felsen, aus denen gelegentlich Schleifstein gewonnen wird. Der im Tal bereits gespaltene Weg geht auch nach NNO-N weiter auf einen abriegelnden Höhenzug, der 2,5—3 km vor der Stelle liegt, wo wir, nach 2 km, durch den Beihogose zurück in Windungen auf gut 60 m hohe Höhe 1 km nach NW abbiegen. Auch auf dieser Bachseite geht ein Weg nach N weiter knapp 2 km zu einer einzeln liegenden Fangdse. Weg weiter 1 km nw durch ganz flache Mulde zwischen Feldern, die sich nach NO weithin bis zu dem nächsten, oben angegebenen Höhenzug erstrecken. Dann 700 m nach W." Das ist nur ein kleines Beispiel für die tägliche und stündliche Arbeit. Wo und wie man ist, alles, was irgendwie interessieren könnte, wird

erst mal sofort wahllos hintereinander notiert. Das mögen nun die eigentlichen Teile der Routenaufnahme sein, die Wegangaben, Orts- und Zeitbestimmungen, die sonstigen geographischen Beobachtungen, Festlegung von Flüssen, Bächen und Bergen, Höhenmessungen und Schätzungen, kurze Formationsbeschreibung mit Erklärungsversuchen, die sich aus dem Eindruck der Landschaft oder aus den Angaben der Leute ergeben, Baumbestand, Umfang des bebauten Ackerlandes und dergleichen. Dazwischen kommen die ersten Notizen über völkerkundliche Eindrücke und Feststellungen, Gesprächsergebnisse, Schlußfolgerungen, Unterhaltungen mit dem Kutscher, kurz, alles, was man vergessen oder später durcheinanderbringen kann. Das Büchlein enthält also nicht nur das, was zur Routenaufnahme gehört. Es ist die Urschrift für alle Ereignisse und Ergebnisse der Expedition, die lückenlose Chronik. Das Buch kommt mir kaum aus der Hand. In jeder Lebenslage müssen die Eintragungen gemacht werden. Die Arbe kann deshalb nicht halten; schleudert sie zu stark zum Schreiben, dann wird nebenhergelaufen. Der Regen hört deshalb auch nicht auf, Mücken und Pferdefliegen nehmen auf die Beschäftigung keine Rücksicht, die Dämmerung in der Chinesenbude bleibt dämmerig. So muß jede Gelegenheit benutzt werden, die erste Notiz nachzulesen, zu korrigieren, die Routenaufnahme für sich herauszunehmen und die eigentlichen Tagebucheintragungen in Zusammenhang zu bringen. Damit ist die Arbeit noch lange nicht getan. Die Notizen sind nur die ersten Bruchstücke, die der immer wiederholten Überprüfung bedürfen, bis endlich zum Abschluß vielleicht ein einigermaßen brauchbares Ergebnis herauskommt.

Zeltlager im Wasser. Ich bekomme gleich reichliche Gelegenheit dazu, die Aufarbeitung des Materials vorzunehmen. So ist die Fortsetzung der Eintragungen:

Es ist 5 Uhr 45 und beginnt schon zu dunkeln. Die Leute sind vollkommen durchnäßt und können offensichtlich nicht mehr, besonders die Kutscher, die schwere Arbeit mit den Pferden und den ma dshe (Pferdewagen) haben. Die Pferde selbst, die doch gewiß Kummer gewöhnt sind, pumpen und pfeifen in dem Wasser, Sumpf, Schlamm und Regen und müssen alle paar hundert Meter einige Minuten verschnaufen. Also bleibt tatsächlich nichts übrig, als nach Kuans Vorschlag die letzten, auf der leicht sich neigenden Höhe, 300 m abseits liegenden Heuhaufen zum Übernachten in der Nässe auf dem gänzlich durchweichten Boden in den stehenden Pfützen zu benutzen.

Die Arben werden mit den Deichseln zusammengefahren und wagerecht festgestellt. Darüber wird die große Zeltplan gebreitet und an den

Seiten mit vorsorglich mitgenommenen Pflöcken befestigt. Darunter werden dick Heubündel an Heubündel gelegt und unsere Schlafsachen drauf. So ist im strömenden Regen die niedrige, nicht einmal das Sitzen zulassende Wohnung für Stötzner, Dulski und mich fertig, die wir nun zwei volle Tage nicht verlassen sollen. Die Leute etablieren sich daneben unter Anlehnung an eine Arbe in einem schlechten, durchlässigen Zelt, während das Gepäck in einem kleinen Heuschober einigermaßen regensicher eingebaut wird. Die Pferde bekommen ihre ganz kurzen Fesseln an die Vorderfüße und werden sich zum Weiden selbst überlassen. Kurz nach 7 ist alles fertig. Wir pennen. Was sollen wir anderes machen?

Um ½2 Uhr nachts wache ich in Schweiß gebadet auf. — Wir hatten mit einer kalten Nacht gerechnet und die Selbsterhitzung des Heus außer Betracht gelassen. Das Heu war vorher schon feucht. Dazu ist die ständige Wasserzuführung durch das um uns und unter uns als breiter Bach durchfließende Regenwasser gekommen. Dabei haben wir im Dusel noch den besten Platz erwischt, um den die Hauptmasse des Wassers gerade eben herumgeht. In diesem Zustand hat der Druck auf das Heu zu so starker Selbsterhitzung geführt, daß es von der Selbstentzündung nicht mehr weit entfernt ist. Beim Aufwecken haben auch die Mücken mitgewirkt, die in Unmassen sich unter unserem trockenen Dach gesammelt haben und mich mit ihrem wahnsinnigen Gesumm und Gestecke nicht wieder zum Einschlafen kommen lassen. Dazu gibt es vorübergehend auch noch Gewitter und danach bleibt ein ununterbrochener stundenlanger Wolkenbruch, schon kein Regen mehr, der schaurig einen guten halben Meter über uns auf die Plane klatscht. Wild rauscht jetzt das Wasser um uns und unter uns. Man meint, fortschwimmen zu müssen, während bei den auch die Arben ins Schwanken bringenden Sturmstößen die notdürftig befestigte Plane wegzufliegen droht. Unmittelbar vor uns, so, daß wir es bei der ersten Dämmerung durch die Öffnung unter der Achse der einen Arbe gerade sehen können, ist in einem gestern noch trockenen winzigen Graben ein reißender Bach von 4 m Breite und 1½ m Tiefe entstanden, der auf uns zuschießt und 2 m vor der Arbe nach links dreht, aber um uns das Wasser so staut, daß unser Lager der einzige halbwegs trockene Platz in einem großen fließenden See ist. Das heißt, bei uns steht das Wasser zwischen dem Heu „nur" zwei Handbreit hoch. Der Bach rauscht mit dem Regen um die Wette.

Morgens liegen die Leute richtig im Wasser. Und es gießt weiter. Wir sind vom Regen und Unwetter belagert und können nicht vor oder zurück. Kaum aber läßt am Nachmittag der Regen etwas nach, da

überraschen uns die Leute mit frischem Brot und Tee. Kuan war der Anstifter, Wu das ausführende Organ. Holz ist nicht da. Mit Heu ist das Feuer entzündet; und Wu holt Reisig und Kleinholz gut 1 km weit von den beginnenden Flußhöhen. Dies einfachste Essen mundet wie ein Festmahl. Abgesehen davon, daß es eine angenehme Unterbrechung im Stumpfsinn des Regenzeltes ist.

Man liegt den ganzen Tag und hat nur den einen gut einen Quadratmeter großen Ausblick unter der Arbe, deren schwere große Naben mit der klotzigen Achse einen monumentalen Abschluß unseres Blickfeldes bilden. Man sieht und hört auf den Regen. Ein kleiner entfernter Berg, eigentlich gar nicht so weit, guckt über die flache Wiesenhöhe. Das ist unser Barometer: Ist er gar nicht zu sehen, so regnet es stark; sieht er verschleiert heraus, so glimmt ein Hoffnungsfünkchen auf Wetterbesserung; und wenn er fast klar ist, so steckt man schon die Nase unter dem flachen Dach heraus, um auch nach den anderen Seiten Umschau zu halten. — In derselben Blickrichtung am Regenbach steht eine kleine Blume, ein Enzian, eine der wenigen, die den Regen überdauert haben. Als es beim höchsten Wassergang hell wurde, war sie gar nicht zu sehen unter der gurgelnden Fläche. Aber dann sah man das blaue Köpfchen schaukeln; und um ein paar Stunden hatte sie sich schon wieder aufgerichtet in dem zurückgehenden Wasser. Wie ich gegen 5 Uhr nachmittags von einem Nickerchen erwache, steht sie ganz frei im klein gewordenen Rinnsal.

Da ist es Zeit, herauszugehen und zum erstenmal wieder mit Vorsicht herumzutreten. Zum Abrücken ist es für heute zu spät; aber wir können wenigstens auf morgen hoffen.

Wir hocken uns mit an das Feuer der Leute, um uns zu trocknen und zu wärmen. Auf einmal merke ich, daß ich hocke wie die Chinesen: richtig mit platt aufgesetzten Füßen und leicht vorgebeugtem Körper. Ich hatte es nie versucht und stets für unbequem gehalten. Jetzt habe ich es unwillkürlich gemacht und ertappe mich noch öfter dabei — kaum anders erklärlich als durch ungewollte und unbewußte Akklimatisierung.

Um uns sieht es trostlos aus. Auch der Beihogose ist weiter oberhalb, wo er gestern im Gras überhaupt nicht zu sehen war, auf gut 30 m angeschwollen und hat die Felder im Tal überschwemmt. Ging es gestern mit den Arben gerade noch durch, heute ist dies Wässerchen, sonst keine 10 cm tief, ein unüberschreitbares Hindernis. Tiefziehende Wolken lassen nichts Gutes hoffen.

Wie wir das Wetter betrachten, ist auch das angeregte Gespräch mit den Leuten im Gange. Wir haben Nordostwind. Kuan versichert, daß der

Wind schlimm ist. Nordwest- und Westwind ist gut. So spitzen wir nun bei jeder Änderung der Richtung des abziehenden Rauchs nach dem Wind. Und wie die Leute dann neues Brot backen und von dem mitgenommenen eingesalzenen Schweinefleisch ein richtiges Abendessen bereiten, kommen sie ins Erzählen und strahlen, noch klatschnaß, weil durch ihr Zelt gerade ein schöner Regenbach geflossen war, vor guter Laune, machen Späße über Späße. Die Solonen sind eben ganz anders als die Chinesen, ein alleweil in bescheidener Genügsamkeit und erstaunlicher Wetterfestigkeit vergnügtes und frisches Völkchen, dessen gute Laune sich auch auf uns überträgt.

Wu laoje und der alte, ehrwürdige Großvater Melzer.

Auch der chinesische Mafu, der auch sonst in Haritun lebt, hat sich der solonischen Umgebung angepaßt und gibt sich ganz anders als andere Chinesen. Er arbeitet unermüdlich, macht seine Witze oder läßt sie mit sich machen und strahlt in Zutraulichkeit und Zufriedenheit mit uns, seinen derzeitigen Herren. Er faßt Stötzner an die Brust:

„Ihr habt das Herz in der Mitte, an der richtigen Stelle. Die Chinesen haben das Herz irgendwo an der Seite, im Rücken. Dein Essen ist gut, sehr gut. Die Chinesen kümmern sich um ihre Mafus nicht, lassen sie hungern und frieren. Und schimpfen noch. Bei euch ist es anders!"

Er hat recht mit dem Unterschied. Im allgemeinen kriegen die Leute dasselbe Essen wie wir — wenn sie es mögen; jeden Tag, oft zweimal, Fleisch und gutes weißes Mehl. Als deutsche Offiziere können wir es uns auch nicht abgewöhnen, uns um das Wohl der Leute zu kümmern. Dem chinesischen Herrn ist das damit abgetan: „Wozu werden die Kerle denn bezahlt!" Und wir sprechen sogar, und viel, mit den Leuten — weil wir ja schließlich zu unseren mannigfachen Feststellungen auf die Auskunft und Vermittlung angewiesen sind. Wir haben auch nur den Vorteil, wenn die Leute bei Laune sind, weil es ihnen in ihrem ganzen Leben noch nie so gut gegangen ist. Freilich, wenn wir lauter Chinesen hätten, würde das nichts nützen. Schimpfen und Unzufriedenheit wären dann Ehrensache. Wenn wir überhaupt soweit gekommen wären, würden Chinesen hier den Krempel hingeschmissen haben und einfach nach Wudjase in die trockene Unterkunft abgehauen haben. Von guter Laune keine Rede! Und hätten wir sie doch im Zelt gehabt, so würden sie den Kopf nicht herausstecken. Darauf hatte sich wohl auch ein Mann aus Wudjase verlassen, der sich morgens an den Pferden zu schaffen machte und, von den Solonen gestellt, sich darüber beklagte,

daß wir sein letztes Heu ruiniert hätten. Am nächsten Morgen ist er wieder da, muß aber ebenso betrübt abziehen.
Nach dem Essen machen wir unsere „Betten"; diesmal aber spanne ich vorsichtshalber das Mückennetz über mich und kann mit derselben Schadenfreude einschlafen wie früher in Haritun. Stötzner kann sich nicht zum Mückenschleier entschließen und sichert sich durch Überziehen der Expeditionsunterhose, muß aber am anderen Morgen gestehen, daß nicht alle Mücken in der gewünschten Weise auf das Parfüm reagiert haben... Noch in der Nacht, während ich friedlich schlafe, geht er an das von den Leuten für die Pferde gemachte Rauchfeuer und bekommt von den Solonen die liebenswürdige Pflaume: Er müsse vor den Mücken geschützt werden yjang ma, wie die Pferde! „Yjang ma" bleibt seitdem die allzeit beliebte Redensart für jeden, der sich nicht ganz menschlich benimmt oder sich in einer allzu menschlichen Lage befindet.
13 Stunden habe ich durchgeschlafen; aber es regnet unverändert.
Kuan ist auf eine neue Methode verfallen, uns zu unterhalten: Im Laufe der Zeit hat er so einige deutsche Redensarten aufgeschnappt, insbesondere meine kurzen Zustimmungen. Plötzlich ruft er laut zu unserem Zelt herüber: „Jawolll, jawolll! Gutt, gutt!" und läßt sich von mir dazu noch eine etwas freie und burschikose Übersetzung von „bu jadin" (das macht nichts, immerhin, nu wenn schon) beibringen. Ich habe meinen Spitznamen bei den Solonen weg: „Jawolll, jawolll!" Allerdings redet nur Kuan mich gelegentlich so an. Und wenn er guter Laune ist, ruft er Stötzner kurz: „Bildan", was ein solonisches Wort ist und zu deutsch „Glatzkopf" bedeutet.
Als sich zum Mittag der Wind dreht und der Regen nachläßt, hängen die Leute die Sachen zum Trocknen aus und machen sich unter Späßen zum Abmarsch bereit. Wie da Stötzner den Mafu Wu freundschaftlich lich mit „Wu laoje" anredet, was soviel sagen will wie „alter ehrwürdiger Großvater Wu", wollen sich die Leute totlachen. Mit der Anhängung von „laoje" an den stets zu Anfang stehenden Hauptnamen drückt der Chinese, der das Alter als ehrenvolle Gnade ansieht, den besonderen Respekt aus. Aber so etwas zu einem Mafu zu sagen!! Wu selbst lacht am meisten darüber. Doch er selbst, der ergraute Wu, der durchaus Großvater sein könnte, der Mafu, gibt diese respektvolle Anrede nicht nur Stötzner, sondern spricht auch mich regelmäßig mit „Meilaoje" an und denkt gar nicht daran, einen Grund zum Lachen zu finden, als ich ihm klarzumachen versuche, daß es bei meinen 31 Jahren etwas früh für den „alten ehrwürdigen Großvater" wäre. — Kuan fühlt sich dagegen nur geschmeichelt und kommt gar

nicht auf den Gedanken, daß es nicht ernst gemeint sein könne, wenn Stötzner zu ihm „go goa“ sagt, ihn damit zu unserem „älteren Bruder“ erhebt, wobei man wissen muß, daß in der chinesischen Familie die jüngeren Brüder dem älteren zu gehorchen haben.

Lagerleben. Derweil hat der Regen aufgehört; wir können den Weitermarsch wagen. Bleiben wir nun auch meist auf der Höhe, so ist doch der Schlamm nicht geringer als in den Tälern, nur daß zur Abwechslung Felsblöcke und Steinschotter dazwischen liegen, um die munter das Wasser plätschert. Immer wieder müssen wir halten, um die Pferde verpusten zu lassen. Immer wieder brechen Pferde ein, kommt ein Arbenrad bis zur Achse in ein Schlammloch, aus dem heraus es nur über einen anständigen Felsblock geht. Und jedesmal reißen Geschirrteile. So sind schnell auch die letzten Reservestücke zu Ende und es muß an anderen Stellen halb abmontiert werden, um überhaupt weiterzukommen. Natürlich geht nun immer öfter etwas entzwei. Aber man kann es den Leuten fast nicht verdenken, daß vorher die Geschirre nicht instandgesetzt waren. Auch neue Geschirre müssen bei so ungewöhnlichen Beanspruchungen zu Bruch gehen.

Wie es zur Dämmerung geht, suchen wir eine Höhe im Busch für das zweite Lager. Nachts zu marschieren, wäre Selbstmord. Und wir haben doch auch schon mit Hängen und Würgen ganze 4,4 km, viertausendvierhundert Meter, geschafft!

Kaum daß wir abgestiegen sind, brennt Feuer, eins für die Pferde mit dickem Rauch und eins für uns zum Kochen. Der Teekessel hängt auch schon, mit Bergwasser gefüllt, an Stangen darüber. Die Zelte werden errichtet, diesmal für uns geräumiger, wo wir uns in Ruhe einrichten können. Stötzner und Dulski schlagen stolz ihre Feldbetten auf, während mein Lager aus Eichenzweigen und Mänteln auf der Erde gerichtet wird. Dazu wird auf der Bergseite ein Graben herumgezogen, so daß wir diesmal wenigstens von fließendem Wasser verschont bleiben.

Es ist ein warmer verspäteter Sommerabend, so recht dazu geeignet, stundenlang um das Feuer zu hocken, der Natur zu lauschen und sich dem eigenen Reiz der Lagerfeuergespräche hinzugeben. Rot geht der Mond über der jenseitigen Höhe auf, um im Steigen gelb den Hang zu übergießen, bis er bleich, weiß am fast glatten Himmel steht. Kein Tier regt sich. Nur leiser Wind bewegt die Blätter. Der Regenbach am Lager gurgelt. Frisch sprudelt eine Quelle. Beim Schlürfen des Tees und Schmatzen des frischen Brotes spannen wir auf Geräusche.

Am Hang waren frische Spuren eines Mannes und eines Hundes. Das mahnt in der menschenverlassenen Gegend zur Vorsicht, wenn es vielleicht auch nur ein Jäger gewesen sein mag, der uns gegenüber genau so vorsichtig ist.

So kommen wir auf absonderliche Erlebnisse. Stötzner erzählt von der Ausplünderung bei der ersten Expedition durch Persien. Im dichten Wald lagen sie auf einer Lichtung, die drei Europäer etwas getrennt von den Trägern. Stötzner merkt, wie ihm im Schlaf sein Gewehr unter dem Kopf weggezogen wird. Aber nichts ist zu sehen und zu hören, als er sich aufrichtet. Sein Freund will auch nicht an Räuber glauben. Da kracht ein Schuß. Die Träger sind im selben Augenblick in den Wald geflüchtet. Dann Schüsse von allen Seiten. Die drei Europäer werfen sich lang auf den Boden und bleiben auch unverletzt. Aber sie werden restlos ausgeplündert.

Kuan gibt seine Chungchuzen-Erlebnisse zum besten, die mit seiner Ernennung zum Offizier enden. Dann opfert er, wie er es am Lagerfeuer immer tut, dem Feuergott ein Stück Brot und erzählt weiter: Es war vor zwei Jahren beim Heumachen in der Steppe. Er ist so in die Arbeit vertieft, daß er einen im starken Wind mit rasender Schnelligkeit herankommenden riesigen Steppenbrand zu spät bemerkt. Schaurig klingt in der einsamen Nacht der Bergsteppe dies scharf artikulierte „dadade go“ mit weit gedehntem a, ganz großes Feuer! An Entkommen, Gegenfeuer und dgl. ist nicht mehr zu denken. So vergräbt er in der Angst den Kopf in den Haufen frisch geschnittenen Grases. Er ruft den Feuergott an und verspricht ihm, jedesmal am Feuer Brot zu opfern, wenn er verschont bleibt... Und das Feuer geht an ihm ein kleines Stück vorbei. Als er den Kopf wieder hebt, ist es rund um ihn schwarz... Außer dem Feuergott ruft Kuan bei jedem Essen auf dem Marsch zuerst den Wege- und Jägergott Bajenaza an; er hebt das Brot oder, was es ist, und ruft laut den Namen Bajenaza.

Inzwischen ist auch das Nachtleben der Natur erwacht. Im weißen Mondlicht bei ganz leichtem Nebel geistern Schatten durch das feuchtglänzende schulterhohe Holz. Die Grillen zirpen ihr ewig gleiches Lied und die Mücken summen auf der Windseite des Feuers. Wir alle hocken eng am Rauch wegen der Mücken und an der Glut zum Trocknen der Sachen. Die Pferde grasen im Unterholz, und der Rauch zieht weit über das Tal als ein breiter blaugrauer Streifen. Noch nach 10 Uhr sind die heraufkommenden Wolken rotgelb bis schwefelgelb von der Widerspiegelung der Sonne durch tiefer hinter dem Horizont hängende Wolken. Und wie sie weiter heraufkommen, stehen die beiden unteren

deutlich als weiße Füchse: das Symbol und die Personifizierung von Bajenaza. Von dem rauchenden Mafu kommt im leichten Westwind auf einmal ein Geruch nach „Thüringer Wald" herüber; und richtig: er hat sich seine letzten Tabaksreste, als Zigarette in Zeitungspapier gewickelt, mit frischem Eichenlaub verlängert. Aber es schmeckt ihm; und schließlich raucht es ganz gut!

Morgens erwachen wir von einem Schuß, dem schnell vier weitere folgen. Bei dem Satz aus dem Zelt sehen wir ein Reh über die Höhe flüchten. Der junge Kuan hat danebengeballert, wie vorher bei einem Schuß auf 6 m auf einen Fasan und wie später noch öfter. Die Solonen sind nun einmal miserable Schützen. — Nun machen wir uns gleich daran, die nassen Sachen zum Trocknen in die strahlende Sonne zu hängen, wobei ich entdecke, daß ein Ärmel an meinem Pelzmantel angefault ist. Aus Haritun hatte ich mir eine solonische Dacha, einen Winterrehpelz, mitgenommen, den ich als erstes echt solonisches Kleidungsstück nach Europa bringen will. Jedes Stück an dem schweren und langen Mantel stammt vom Reh; auch die Nähfäden sind in der üblichen mühseligen Art aus Rehleder gekämmt, gezogen und gedreht. Vorläufig ist er eine der Unterlagen meines Nachtlagers. Bald werde ich ihn aber bei den schnell sinkenden Temperaturen tragen müssen. Bei der Beschädigung kann ich mich damit trösten, daß es Kuan mit seiner kurzhaarigen Rehdecke nicht anders gegangen ist, obwohl er sich doch auf die Behandlung von Rehpelzen versteht.

Wieder geht es, auch auf den Höhen, durch klatschendes Wasser, in den Tälern durch diese tückischen, schmalen, aber bis zu 2 m tief eingeschnittenen Bäche, die der besondere Vorzug des Amurbogens sind. Nach jedem Tal werden die Berge höher. Wir befinden uns in einem breit vorgelagerten Mittelgebirgszug, dessen Hauptrücken von Ost nach West laufen, aber von kleinen unregelmäßigen Trennungs- und Verbindungsstücken von Nord nach Süd und Nordwest nach Südost unterbrochen werden. Dadurch hat sich der Fluß seinen Weg gearbeitet. Bei klarer Sicht ist nach Norden und Nordosten der Steppenbeginn in 10 km Entfernung zu sehen, während nach Südwesten und Süden die glatte Hügelsteppe erst nach 15—20 km beginnt. Dabei haben wir hier den auch später bestätigten Eindruck, daß dies Ganho-Gebirge als breite Platte ein einheitliches Gebilde mit der umgebenden Steppe war, zum flachen Gebirge zerfallen ist und beim Flußdurchbruch noch weiter und tiefer um die festen Felsgerippe ausgewaschen wurde.

Auf der letzten, zugleich größten Höhe bückt sich der vorangehende Kuan, schlägt an einen dort liegenden Gong und ruft laut „Baje-

naza". Auch Wu springt vom Wagen und macht an dem nun sichtbaren Tempelchen Kotau. Es ist eines der üblichen chinesischen Paßtempelchen, an dem Chinesen, Dahuren und Solonen ihren Wegegott verehren: Unten ein paar Steine, auf denen das kaum ½ m hohe Götterhäuschen steht; davor der flache Gong mit einem Stock zum Anschlagen, kleine Schälchen mit Opfern und drum herum und darüber ein großer Haufen wirrer abgestorbener Zweige, an denen Fäden und Stoff- und Papierfetzen hängen, und an denen auch der junge Kuan schnell aus dem Schwanz gerissene Pferdehaare befestigt.

Das Land der 10 000 Sümpfe

Wir haben einen weiten Ausblick auf die vor uns sich breitende Ganho-Ebene und die dahinterliegenden Bergzüge. Über die Ebene wollen wir heute noch. Doch ein entgegenkommender dahurischer Jäger lacht uns aus; schon die Ebene steht fast ganz bis zum Leib unter Wasser, weiter oben ginge der Schlamm bis zum Hals. Dasselbe sagen Holzfäller, die mit ihren Flößen schon zwei Wochen am Beginn der Ebene warten, weil sie das Hochwasser im Gebirgsdurchbruch fürchten. Beim Einbiegen in die Ebene kommen wir an einem natürlichen Modell eines Reliquienberges vorbei, ein kleiner Kegel, der von einem Steinhaufen gekrönt ist, dem Symbol für den Obobur chan, den anderen Wegegott, dessen Name aus dem Mongolischen stammt.

Durch einige Bäche geht es 2 km auf eine kleine Höhe in der Ebene, von der wir den Kessel übersehen können. Jenseits des Ganho zeigen sich auf vielleicht 5 km am Rauch der Fliegenfeuer die Dörfer Shamagei und Bajangei. Nordnordwestlich am Ende der Ebene zeichnet sich scharf in den jenseitigen Bergen ein Tor ab, hinter dem sich wieder eine Ebene zu breiten scheint, der Einbruch des Ganho in die Ebene. Dort liegt Shankou, Bergmündung, eine Herberge. Aber bis dahin steht alles unter Wasser: Das Land der 10 000 Sümpfe und der Milliarden Mücken. So präsentiert sich uns das Innere des Amurbogens. Die Mücken haben uns auch schon gefaßt, als wir uns angesichts dieser Trostlosigkeit dazu entschließen, uns vor der schweren Wasserfahrt auszuschlafen und die Pferde sich vollfressen zu lassen. Wir wissen ja aus Erfahrung, daß die umgebenden Steppenberge zwar weniger stehendes Wasser haben, dafür aber um so gefährlichere Sumpfstellen. — Am Wasser in der Ebene schreien die Rehe. Der Mond spiegelt sich in den 10 000 Seen bis zu den fernen Bergschatten. In Shamagei und Bajangei verglimmen die letzten Pferdefeuer. Ich träume in dem endlich gefundenen Patentlager: Auf die wagerecht gestellte Arbe, oder, wie die Solonen sagen, die Targan, ist mein Bettzeug gelegt, Mückennetz darüber, mit der Plane zugedeckt, die noch auslangt, die Feldbetten von Stötzner und Dulski regensicher danebenzustellen. Hier kann mir keiner. Ich kann mich sogar ausziehen! Trocken werden darum die Sachen bis zum nächsten Morgen nicht, aber wenigstens im Schlaf bin ich nun die klatschende Nässe los.

Der Mafu Wu hat meine gänzlich kaputten Überstrümpfe bekommen, wie früher schon eine lädierte weiße Weste, und behandelt mich dafür mit rührender Liebe. Ganz von selbst tut er alles mögliche für mich, versorgt mich mit Essen und Tee, hilft mir beim Bettbauen und Packen der Sachen, wäscht mir sogar mein Geschirr, das ich freilich vorsichtshalber noch einmal nachwasche, und bemuttert mich auch sonst wie ein Kind. Als es heute immer wieder durch Schlamm und tiefes Wasser geht und die Pferde nicht durchkommen, bietet er sich jedesmal wieder an, nicht nur meine Sachen, sondern auch mich selbst auf seinem alten Rücken durchzutragen. Und wie ich dann gehe und auch meine Sachen selbst trage, versichert er immer von neuem mit seinem freundlichsten Grinsen: „Hao jen, hao jen, iding hao jen, tieng hao!“ (Was für ein guter Mensch! Wahrhaftig ein guter Mensch! Ein sehr guter!) Das für die paar Freundlichkeiten, die kaum der Rede wert sind.

Wir sitzen fest. Um 8 Uhr sind wir aufgebrochen. Fünf Minuten später sitzen wir zum erstenmal fest. In einem Bach kommt die Arbe im Schlamm nicht weiter, trotzdem der junge Kuan die Stelle vorher ausgeritten und die beste Ecke ausgesucht hatte. Stötzners Arbe war gerade durchgekommen. Bei uns hat aber auch das Abspringen Wus in das Sumpfwasser und das Zerren der Gäule unter seinem melodischen Zuruf nichts geholfen. Erst verschwindet das Stangenpferd mit der Hinterhand, dann das Handpferd; beide können nur eben gerade noch die Nase über Wasser halten. Also führt der junge Kuan ein Reitpferd heran, auf dem erst Dulski, dann ich aufs „Trockene“ hinüberreiten; das heißt, eine wirklich trockene Stelle ohne stehendes oder fließendes Wasser habe ich auf der ganzen Ebene nicht gefunden. Wir sind schon froh, wenn es nicht über die halben Waden hinaufgeht. Aber Wu schafft es auch so nicht und muß die Pferde abschirren, um sie nicht rettungslos versacken zu lassen. Der unermüdliche Kuan streift sich kurzerhand den Anzug ab und geht ins Wasser, um zunächst mit Wu zusammen den Wagen so weit herumzuzerren, daß die widerspenstigen, den Sumpf scheuenden Pferde wieder angeschirrt werden können. So haben wir nach einer Stunde den ersten Sumpf hinter uns.

Zum zweitenmal. Nach 1 km bricht unsere Arbe wieder im stehenden Sumpf ein. Die Pferde sind diesmal, wenn es geht, noch tiefer drin und werden zitternd und schnaubend herausgeführt. Dafür sollen die kräftigeren des anderen Wagens heran; sie lassen sich aber nicht bis an die Arbe führen und gehen ab. Schließlich

hat Wu sie doch so weit. Aber da gerade an der Arbe das übelste Sumpfloch ist, sind sie nicht ins Geschirr zu kriegen, obwohl sie sonst auf jeden Zuruf reagieren. Wu zieht alle Register seiner auf- und abgehenden Melodien; er flucht die furchtbarsten Flüche und flötet dann wieder den Zuruf den Gäulen mit vor Liebe und Verzweiflung bebender Stimme in die Ohren, ganz dicht am Pferdekopf, so daß wir uns das Lachen nicht verkneifen können. Aber alles hilft nichts. Das Stangenpferd geht doch wieder los und schleift Wu, der es halten will, die 100 m bis ans Ende des Sumpfes durchs Wasser. Dulski wird die Sache zu kippelig, weil die Deichseln immer tiefer in den Schlamm nachrutschen, springt herunter und watet durch. Ich lasse mir diesmal noch ein Pferd bringen.

Kuan dreht dann mit Wu den Wagen, schirrt die Pferde ein und fährt zurück, um das Durchfahren noch einmal zu versuchen. Aber wieder kommt die Arbe trotz aller Vorsicht hinein. Die inzwischen tief aufgewühlte Schlammstelle saugt Pferde und Wagen an. So laden Kuan und Wu die Sachen ab und schleppen sie herüber, wobei sie bei jedem Schritt unter der Last bis zum Knie in den Schlamm sinken, so daß das Wasser bis über die Hüften geht. Kuan erläutert das in seiner nüchternen Art: „Go bu tshü Gan ho“ (Es ist unmöglich, am Gan ho zu marschieren). Die Pferde schaffen auch jetzt die Arbe erst heraus, nachdem Kuan die Räder hochgezerrt und ein Stück zur Seite gesetzt hat. Vor dem Aufladen müssen wir aber noch eine Weile durch knietiefes Wasser, während die Sachen auf den Pferden weitergeschafft werden. Derweil ist ein Pferd nach rückwärts zum Grasen abgegangen. Wu läuft durch den Dreck zurück und erwischt es auch nach kurzer Jagd. Aber noch zweimal muß er in den Sumpf, um abgerissene Geschirrteile zu fischen. Es ist ½12 Uhr geworden.

...und so fort... Doch nach 300 m haben wir den dritten Sumpf und nach wieder 300 m den vierten, jeder 200 m lang. Mit Vorsicht, Ach und Krach geht es gerade noch durch. Der junge Kuan reitet hin und her die Sümpfe ab, die schweren Stellen nimmt der Vater noch einmal vor. Wir stehen so lange und beobachten die Reiter: Jetzt patscht das Pferd nur mit den Hufen, jetzt hat es bis zum Knie Wasser, aber festen Boden. Auf einmal ist es vorn bis zur Brust drin, ein Moraftloch, aus dem es gerade noch ohne Absteigen des Reiters herausgeht. Daneben aber ist besserer Weg. Der Reiter kommt gut weiter. Bis plötzlich die Hinterhand versackt, beim Versuch zum Herausspringen auch die Brust. Aber mit einigen Prügeln geht es noch, und wieder daneben kommen wir auch mit den Arben wirklich

durch, nachdem die Festigkeit auch in der Spurbreite beim Zurückreiten einwandfrei gesichert war.
Die Kutscher freilich haben nach den bisherigen Erfahrungen darauf verzichtet, sich aus dem Wasser zu halten. Sobald der Morast beginnt, geht es runter von der Arbe, werden die Pferde am kurz gefaßten Zügel geführt, während wir das Antreiben der Pferde mit dem Reitstock übernehmen. Das Gepäck, vor allem Mehl, Zucker, Salz, Tee und die Photosachen, ist nach unten — wir haben wenigstens mal wieder warme, allerdings regenziehende Sonne, die den Schweiß treibt — durch die Zeltplane, Öltücher und Gummimäntel gesichert. So schwanken wir auf unseren Wagenbergen durch das von den ersten Pferden aufgewühlte, gefährlich undurchsichtige Wasser. Fliegen, Gnitzen und Mücken — sonst erst zum Abend lebendig, hier in diesem Mückendorado aber den ganzen Tag an der Arbeit — umschwirren uns.
Auch beim fünften Sumpf nach 150 m geht es gut. 100 m weiter fängt schon der sechste an, gleich 800 m lang, und mitten drin platzen die Geschirre. Aber es geht schließlich. Nach 400 m kommt ein kleiner versumpfter Bach, nach 200 m der achte 20-m-Sumpf und nach 800 m der neunte, in dem wir glücklich wieder stecken bleiben. Diesmal läßt Wu nicht locker und trägt mich auf dem Rücken heraus, nachdem er eben erst beim Führen der Pferde unmittelbar vor dem Steckenbleiben im Sumpfboden gestrauchelt und unter das Stangenpferd gekommen war. 100 m weiter kann der zehnte Sumpf umgangen werden. 700 m weiter der elfte mit 200 m geht glatt, aber nach 50 m der zwölfte ist unpassierbar. Alles Absuchen durch Kuan Vater und Sohn hilft nichts. Nirgends sind tragende Stellen, und an den Seiten wird es noch schlimmer. Also werden die Sachen abgeladen und einzeln hinübergetragen. Meine eigenen Sachen nehme ich selbst auf einmal, in die Hand einen Stock zum Abfühlen des Bodens, und so taste ich gut 300 m durch knietiefes Wasser von Grasbüschel zu Grasbüschel, weil man bei jedem Schritt daneben noch einen halben Meter tiefer in den ziehenden Schlamm kommt. Die Leute sind bei dieser Hundearbeit immer noch vergnügt und entwickeln um so mehr Humor, je übler die Situation wird, so daß einem der volle Ernst nicht zum Bewußtsein kommt. Wir wissen ja bei dieser Häufung von Sumpfstellen noch gar nicht, ob wir bis zum Abend Shankou, die Bergmündung, überhaupt noch erreichen können oder hier im Wasser übernachten müssen, weil bei Dunkelheit jeder Schritt ein sinnloser Leichtsinn wäre. Dazu wird uns auch noch Dulki krank, der schon vorher über Kopf- und Gliederschmerzen geklagt hatte, der Beginn einer schweren Malaria!

Nach dem Aufladen haben wir nach 300 m schon den dreizehnten Sumpf. Der junge Kuan bricht mit dem Pferd beim Abreiten bis zum Hals ein. Nur ein schneller Sprung aus dem Sattel rettet ihn und das Pferd. Nach dem Aufsitzen rutscht ein paar Schritte weiter das Pferd regelrecht zur Seite aus und fällt platt hin. Klatschend fliegt der Reiter ins Wasser. Also wieder zu Fuß die Sachen durchbalancieren. Allerdings schaffen es auch die leeren Arben erst nach mehrmaligem Abschirren. — So geht es in ganz kurzen Abständen weiter bis zum achtzehnten Sumpf. Wu wird dabei noch mehrmals so weit von den im Schlamm scheuenden Pferden untergetreten, daß er bis unter die Arbenräder kommt. Wir fahren nun auch die leeren Wagen nur noch vierspännig.

Da endlich, als wir gar nicht mehr weiter können, findet Kuan nach langem Suchen einen Umweg, der uns an einem Hang entlang nach 2 km zum Ende der Sumpfebene nach Shankou bringt.

So haben wir bis 6 Uhr unsere schwere Tagesleistung unter völliger Auspumpung der Pferde und Leute hinter uns und haben in den zehn Stunden, genau abgeschritten, 12,58 km geschafft!!! Sind froh, sie überhaupt geschafft zu haben! Beim Abmarsch morgens hatte selbst der erfahrene Kuan vorheriges Essen für überflüssig gehalten, weil wir ja bei dem nach allen Angaben nur knietiefen Wasser die 12 km in zwei bis drei Stunden schaffen würden!

Vorposten der chinesischen Kolonisation.

Ehe noch die Arben die 5 m vom Weg zur Fangdse hinauf sind, ruft man uns entgegen: „Wo wollt Ihr denn hin? Gleich weiter oben um den Berg steht das Wasser bis zum Hals!" So warnen alle Hausinsassen nach den ersten Höflichkeitsfragen eindringlich vor dem schlechten Weg. Wir halten zwar die Warnungen jetzt schon eher für berechtigt, aber nach der Unterbringung des malariakranken Dulski auf dem warmen Kang und der Errichtung der Lager für uns andere im Freien ist uns das erste Essen des Tages, Tee und Brot, zunächst wichtiger. An den Weitermarsch können wir morgen denken, wo wir doch den Pferden und Leuten erst einen wohlverdienten Ruhetag gönnen müssen.

Die Fangdse, seit vier Wochen erst im Bau, ist bis auf einen Teil der Mauern und das Verstreichen des Kangs schon fertig; noch 14 Tage und die Herberge ist für den Winter gerüstet. Es ist ein Ausbau drüben von der anderen Seite der Ganho-Ebene, von Bajangei. Die Knechte sind sogar erst diesen Sommer aus Nordchina ins Land gekommen. So ist Shankou der erste Vorposten der allmählich

auch im Gan ho-Tal vorstoßenden geschäftigen chinesischen Kolonisation. Vor vier Wochen war hier noch nichts. Jetzt steht schon eine Herberge, die mit über 20 Chinesen und einigen Dahuren übervoll ist und dem Wirt — 15 Cents je Kopf und Nacht — augenblicklich jedenfalls 5 Mark täglich Überschuß bringt. Im nächsten Jahr wird die gegenwärtig nur aus einem winzigen umzäunten Garten bestehende Landwirtschaft dazu kommen, und über zwei Jahre wird ein neues Dorf entstanden sein. Die Besiedelung im Gan ho-Tal wird inzwischen schon weiter oberhalb über neue Vorposten verfügen.

Durch die Bodenbearbeitung werden die Höhen allmählich das überflüssige Wasser verlieren; der Motorpflug wird auch hier herankönnen und das Werk der ersten Pioniere der Chinesierung mit dem Steppenumbruch im großen lohnen. Dann wird es auch nicht mehr lange dauern, bis das der Hingan kung hse gehörige Kohlenbergwerk Meijou mit dem Vertriebskontor in Mergen wieder in Betrieb genommen werden kann. Auf den chinesischen und den russischen Landkarten geht von Meijou am Gan ho zum Nonni herunter bei Busi eine richtige Eisenbahn. Die Bahn hat nie existiert. Wie wir noch an dem kurzen Stück eines verfallenen Bahnkörpers vor der Fangdse erkennen können, hatte es sich um eine schmalspurige Feldbahn gehandelt, die lediglich im Pferdebetrieb mit Kipploren befahren wurde. Von Meijou auf der anderen Seite des Gan ho über den weiter oben einmündenden Chuil ho wurden je vier Loren von einem Pferd über den Gan ho nach Shan kou herüber und durch die Ebene hinter Bajangei wieder auf die andere Gan ho-Seite auf die Berge gezogen, von denen sie nach Busi herunter allein liefen. Aber das ist nun schon neun Jahre her. Nach ganz kurzen Versuchen mußte damals der Bergwerksbetrieb wieder eingestellt werden. Wochenlang ist Meijou durch das Hochwasser überhaupt von jedem Verkehr abgeschnitten; auch sonst sind die Verkehrsschwierigkeiten so groß, daß an Rentabilität nicht zu denken ist. Ein voller Jahresbetrieb wird auch erst möglich sein, wenn die Verkehrsverhältnisse durch Regulierung der Flüsse von Grund auf gebessert sind, vielleicht in Jahrzehnten. Aber vorher schon wird die fortschreitende Kolonisierung eine teilweise Wiederaufnahme des Betriebes herbeiführen. Heute freilich steht bei Meijou kein Haus mehr; allein die gekreuzten Hacken auf den Karten erinnern an die vergangene und zukünftige Herrlichkeit.

Die Leute in der Herberge sind alle in ihrer Art Vorposten der chinesischen Kolonisation. Es sind Freibeuter der Wildnis, die hier ein anderes Metier betreiben als drüben an der schon kultivierten Strecke

zwischen den Goldminen und Taihe ho. Mit Pilzen und dergleichen ist hier nichts anzufangen. Einige leben von der Jagd und ihren Erträgnissen. Eine Arbe steht vollgeladen mit Elchgeweihen, die freilich bereits halb verfault sind, also keinen guten Preis mehr erzielen. Fuchs- und Wolfspelze werden sowieso schlecht bezahlt. Auch der mittlere braune Bär in schwarzer Färbung bringt nur 25 Mark. Er wird lediglich im Winter während des Schlafes geholt. Die Jäger, die die Stellen kennen, stechen mit langen Holzgabeln in den Schnee, bis sie die Bären festhaben; ohne ihn vor dem Verenden zu sehen, schießen sie dann blind in den Schnee. —

In der Hauptsache sind es aber Holzmacher und Flößer, die seit einem Monat schon stromauf oder stromab wollen und über Wetter und Weg fluchen. Bei der Wetterfestigkeit der Leute will das schon etwas besagen. Das Holzgreifen, das pai mu, ist ein harter Beruf. Der Unternehmer muß sich die Erlaubnis zum Holzmachen für je ein Jahr in Mergen gegen eine Abgabe kaufen, mit der er das Eigentum an dem geschlagenen und geflößten Holz erwirbt. Im Sommer kauft er sich dann in Mergen Pferde und Wagen und zieht den Nonni, den Gan ho, Chuil ho oder Ali ho aufwärts. Unterwegs verdient er oft für sich und die Pferde den Unterhalt durch Heumachen, das einen Tageslohn von fast zwei Mark bringt. Die angeworbenen Kulis gehen meist selbständig in geschlossenen Trupps als Heumacher. Für den Winter richten sich alle im Wald in Hütten ein und schlagen bis zum nächsten Sommer Holz, schleifen es mit den Pferden an die Flüsse und verbinden es zu Flößen. Im Sommer bei beginnendem Wasser wird dann geflößt; der Unternehmer geht mit dem ersten Floß. In Mergen, wo ein Teil des Holzes bereits verkauft wird, wird ein Floßzoll auf alles durchschwimmende Holz erhoben. Das meiste Holz kommt in Tsitsihar zum Verkauf, wo während des Liegens der Flöße ein Stromgeld zu entrichten ist. Die Pferde gehen indessen zu Land nach Mergen und werden verkauft, falls der Konzessionär nicht mit neuer Konzession auf ein weiteres Jahr in die Berge gehen will. Gute Kulis verdienen im Monat 8000 Djau (eine Provinzwährung, 100 Djau etwa 40 Harbin-Cents = 0,65 Mark), schlechte 6000. Der Oberflößer, der bei größeren Unternehmern einen Teil der Flöße dirigiert — es gehen im allgemeinen 10—20 Flöße zusammen — hat 60000—80000 Djau für eine Fahrt, die Unterflößer 20000—40000 Djau. Auf jedem Floß sind zwei bis drei Kulis. Große Unternehmer erlösen aus dem Holz zwei bis drei Millionen Djau, kleine 200—300000 Djau, müssen davon aber Konzession, Löhne, Wagen, Verpflegung der Kulis und Abgaben tragen.

Im Gan ho-Sumpf (Zu Seite 195)

Der letzte chinesische Vorposten: die Fangdse Shan kou
(Zu Seite 198)

Kuan und Wu vor einem chinesischen Paßtempel
(Zu Seite 193)

Die Pferde haben den Grund verloren, die Arbe treibt . . .
(Zu Seite 207)

Die Abgabe richtet sich nach der Zahl der Flöße, die Konzession nach der Arbeiterzahl, je Kuli zwei Harbindollar. Kleine Unternehmer gehen mit zwei bis vier, große mit dreißig bis fünfzig Kulis.
Wie genügsam und unempfindlich die Leute dabei sind, zeigen sie uns an einem unappetitlichen Beispiel: Dicht bei der Fangdse liegt ein totes Pferd, das vor zwei Tagen an einer Krankheit eingegangen ist. Drinnen im Haus die Leute essen mit Genuß gesotten das eben vom gefallenen Pferd geschnittene Fleisch... Welches Volk soll mit diesen „Kolonisatoren" an Genügsamkeit konkurrieren?

Sumpfpatrouille. 1 km oberhalb Shankou dehnt sich wieder eine breite Ebene, die sich von dem Berg, an dessen Hang die Fangdse liegt, als ein einziger See zeigt, viel schlimmer als die hinter uns liegende. So sprechen wir immer noch einmal mit den Flößern, Holzfällern und den Wirtsleuten. Aber das Bild ändert sich nicht. Noch auf Wochen wird nach aller Meinung der Weg flußaufwärts unpassierbar bleiben. Wir sind sowieso die ersten, die seit geraumer Zeit überhaupt den Weg bis Shankou geschafft haben. Umwege über die Randhöhen der kommenden Ebene gibt es nicht, weil dort der Sumpf noch unergründlicher ist. Auf der anderen Ganho-Seite ist überhaupt kein Weg und keine Wegmöglichkeit, weil dort das breite Mündungstal des Chuilho kommt. Auch vom Rückmarsch wird uns abgeraten, wenn wir es nicht auf der anderen Flußseite versuchen wollen, wo der Weg besser sein soll. Aber weiter stromauf? Unmöglich! Auch unsere Solonen, denen man gewiß nicht Mangel an Mut und Unternehmungslust vorwerfen kann, die aber keinen Forscherehrgeiz kennen, halten das Unternehmen für aussichtslos.
Doch im Einvernehmen mit Stötzner will ich noch einen Versuch wagen und mit dem jungen Kuan allein zu Pferde so weit vorstoßen, wie es irgend zu schaffen ist. Aber der junge Kuan zögert den Aufbruch hinaus und weigert sich schließlich unter Hinweis auf den Regen. Er hält es für sinnlos, die Pferde noch weiter in den uns sicher erwartenden Dreck hineinzuschinden. — Dann reite ich eben allein.
3½ km geht es ohne Schwierigkeiten. Gelegentlich kann ich sogar in dem leicht aufspritzenden Wasser traben. Da verliert sich der Weg in das stehende Wasser. Jetzt erst bin ich an den riesigen, die weitere Ebene deckenden See heran. Das Pferd tastet nur zaghaft Schritt für Schritt und muß immer wieder angetrieben werden. Zuerst sind nur die Hufe im Wasser. Nach 10 m geht es schon bis zu den Knien. Jetzt

aber weigert sich das Pferd, auch nur einen Schritt weiter zu machen. Erst nach gehörigen Prügeln, nach Schütteln und Bocken ist es voranzukriegen. Mit dem Ergebnis, daß ich denke, das Wasser schlägt über uns zusammen. Bis über die Kruppe und über den Sattel rauscht das Moraſtwasser. Aber das brave Pferd arbeitet sich heraus und ist mit drei zerrenden Sprüngen zurück. Ich bin froh, daß ich nicht aus dem Sattel muß; hier würde auch mir das Wasser bis zum Hals gehen. Ich versuche es an anderen Stellen, mit demselben Ergebnis.
So wähle ich einen Umweg am Hang der östlichen Höhen. Auch dort weigert sich bald das Pferd, obwohl das Wasser bei der leichten Senkung nur um die Hufe plätschert. Schließlich macht es einen verzweifelten Sprung und ist bis zur Brust im dicken, zähen Moraſt eingebrochen, aus dem es allein nicht herauskommt. Also heraus aus dem Sattel und dem Pferd nach vorwärts geholfen. Aber so sinke ich nur bis zu den Knien ein, und das Pferd kommt nicht höher. Also wieder zurück.
Noch ein Versuch auf der Randhöhe selbst! Mit nur geringem Kleben der Hufe geht es gut: 100 m, 200, 300. Ich glaube schon, mit der Umgehung der unteren Schlammstellen gewonnen zu haben. Da sind die Vorderbeine im zäh packenden Höhensumpf. Herunter, und das Pferd geführt. Man muß ja nicht immer reiten. Wenn es mit den Arben nicht geht, dann wenigstens zu Fuß unter Mitführung der Pferde! Aber wie ich weitergehe und rings nach allen Seiten den Hang und die Höhen abschreite, ist es überall gleich: Das Pferd sinkt schon unter der eigenen Last so ein, daß ein Durchkommen unmöglich ist.
Was bleibt noch nach den letzten verzweifelten Versuchen? — Die Leute, die uns gewarnt haben, haben recht. Langsam und betrübt reite ich zurück und notiere mir dabei die letzten geographischen Beobachtungen dieses Rittes, auf dem ich den Gan ho-Lauf wenigstens bis zur Einmündung des Chuil ho und darüber hinaus bis zu den jenseitigen Bergen, in denen Meijou liegt, habe überschauen können.

Warum wir den Gan ho-Vorstoß abbrechen müssen. Wie die Leute in Shankou neugierig-amüsiert das voller Moraſt klebende Pferd betrachten und fragen, ist meine einzige Antwort an Stötzner: „Bu ching! Es geht nicht!"
18 km vor uns hinter der neuen Ebene liegt das Bergwerk Meijou. Von dort zu der von einem Chinesen gehaltenen kleinen Herberge Wulpudjä sind 32 km, weiter zu der gleichartigen Herberge Narakadji 40 km. Wieder 40 km weiter kommt die eben erst wie Shankou in der Anlage begriffene Herberge Lao dao kou, Alte-Weg-Mündung. Damit ist jegliche Besiedlung am Gan ho zu Ende. Von

Lao dao kou bis zu unserem Ziel, einem rätselhaften Inschriftenfelsen, sind noch einmal 15 km und weiter zur Mündung des Ali ho 5 km. Dort dachten wir, spätestens heute zu sein, um noch einige Tage zu Pferde in die Ali ho-Berge vorzustoßen! Statt dessen haben wir noch nicht einmal Meijou, das Ziel unseres zweiten Tages, erreicht.

Bis das Wasser sich verlaufen hat — wenn endlich der Regen aufhört — müssen wir mindestens zwei bis drei Wochen warten. Vorher könnten wir, Stötzner, Kuan und ich, höchstens zu Fuß ein kleines Stück weiterkommen und würden bis zu den nächsten Menschen in Wulpudjä mindestens fünf Tage brauchen, ohne uns Lebensmittel mitnehmen zu können. Bis zum Ali ho vier Wochen und dann nach Ablaufen des Wassers 14 Tage nach Mergen wäre das mindeste, wo wir für die ganze Tour 2½ Wochen gerechnet hatten. Unsere mitgenommenen Lebensmittel langen noch etwa zehn Tage. Oben können wir mit vernünftiger Nahrung nicht rechnen. Auch in Shan kou sind die Vorräte der Herberge schon am Ende. Das Heranschaffen aus Mergen ist unter zwei Wochen nicht denkbar und erforderte ein sündhaftes Geld, über das wir nicht verfügen. Den Ausschlag gibt aber Dulkis schwere Malaria mit täglichen Anfällen bei hohem Fieber, das auch durch Chinin nicht herunterzubekommen ist. Ihn weiterschleppen können wir nicht. Ihn bei den Chinesen zurückzulassen, kommt nicht in Frage. Und das Gan ho-Wasser steigt bei immer neuem Regen unentwegt weiter.

So bleibt nur der schwere Entschluß: Zurück. Durch Neuland auf dem anderen Gan ho-Ufer unter gleichzeitiger Kontrolle der bisherigen Routenaufnahme zurück!

„Nur keine Angst!" Oberhalb der Herberge wird ein großes flaches Fährboot herausgeholt. Mit drei Fuhren geht es hinüber, während die Pferde schwimmen müssen. Bei der Revision der Wagen ist dann ein Halfter zuviel da; Wu, der Filou, hat es „gefunden". Nun, bei dem ewigen Reißen der Geschirre können wir es brauchen. Dafür merkt Kuan nun auch schon, daß eine Felge entzwei ist. Als ich vorgestern darauf aufmerksam gemacht hatte, war die lakonische Antwort: „bu pa". Nur keine Angst! Gestern am Ruhetag kam die Instandsetzung nicht in Frage; wir sind doch in Asien. Jetzt auf dem gut 5 qm großen Fleck zwischen dem 400 m breiten Gan ho und einem knapp 10 m breiten Überschwemmungsarm, der sich beim Durchwaten als 1½ m tief erweist, jetzt wird repariert! Der zeitlose Asiate kennt den Begriff „zu spät" nicht.

Gleich ist wieder so eine Gelegenheit: Zur Überwindung des Überschwemmungsarms hatte ich einen Umweg am Weidengebüsch entlang vorgeschlagen, den dann auch die erste nach uns mutig übersetzende Arbe, die unter unserem Schutz den Weg wagen will, wählt. Aber der junge Kuan hat den Arm abgeritten, nur diesmal vergessen, daß eine Arbe zwei Räder und zwei Pferde hat. Mein Wagen mit Kuan geht zuerst. Wu, der die Pferde führt, gleitet ab und wird untergetreten. Im letzten Augenblick, ehe er unter Pferden und Arbe verschwindet und sein Hut davonschwimmt, noch ein Schrei der Todesangst, das übliche „wang batang". Und er ist weg. Die Zügel schwimmen im Wasser. Die Gäule scheuen, zerren die Arbe nach in das Loch, so daß das Wasser oben herübergeht, und stellen sich schnaubend und bockend quer, nur mit dem Kopf noch über der gurgelnden Flut. Kuan, wie immer bei derartigen Anlässen, lacht breit. Ich drücke ihm meine Instrumente in die Hand, um Wu nachzuspringen, als der hinter der Arbe auftaucht, unter Spucken seinen Fluch fortsetzt „zoa nidi ma", den Hut fischt und mit dem Stock auf die Gäule losgeht, so daß wir mit drei verzweifelten Sätzen auf dem Trockenen sind. Wu muß noch einige Male baden, um die von der Arbe gespülten Sachen zu fischen.
Doch Kuan hat daraus auch für die zweite Arbe nichts gelernt. Sie muß den Scherz an der gleichen Stelle und mit dem erwarteten Ergebnis nachmachen. Mit Hallo geht es ins Wasser, ein Ruck, der krank ausgestreckt liegende Dulski fällt um ein Haar vom Wagen, die Arbe steckt im dicksten Dreck. Dann kommen die üblichen Schikanen: Pferde abschirren, Arbe herumzerren, Geschirr flicken usw. — Nun erst kann der Rückmarsch beginnen.

Malariahöhlen. Als wir nach Bajangei kommen, das sich mit dreißig Fangdsen 1 km weit am Bach Bajel ho bis zur Mündung in den Gan ho dehnt, ist es bereits dunkel, zuerst noch ein schwacher Abendschimmer, dann schwarz in schwarz. Gleich zu Anfang bleiben wir in dem zähen, bis an die Achsen reichenden, wohlriechenden Straßenschlamm stecken; und es bleibt nicht das einzige Mal. Die Kutscher müssen dabei unter wahnsinniger Anstrengung und entsprechendem Gefluche die Pferde führen. Der Dreck spritzt, auch von den Pferdeschwänzen herumgesprüht, überall hin, so daß wir im Augenblick schwarz-weiß gefleckt sind. Das Non-plus-ultra des chinesischen Dorfdrecks! So geht die Schlammfahrt auf der Quartiersuche über eine Stunde; und es regnet noch.
Schließlich landen wir beim Ortsgewaltigen, einem schnoddrigen Unteroffizier, der mit seinem Volk beim Kartenspiel sitzt und sich auch

nur widerwillig stören läßt. Durch ein Loch im Zaun seines Hofes, das man durch knietiefes Schlammwasser ertasten muß, weil der eigentliche Weg über die Straße überhaupt nicht gangbar ist, verweist er uns in die danebenliegende Schule. Das klingt sehr entgegenkommend. Aber schon gleich hinter dem Zaunloch ist der Schlupfweg nicht mehr so „trocken" wie auf dem Polizeihof. Auch das vorsichtige Abtasten mit Füßen und Händen, das Klettern an Viehgattern, das Rutschen scharf an der Mauer und das krampfhafte Beobachten der Künste des Vordermanns rettet nicht vor dem Durchdringen der Jauche, die in mehreren Tagen ihr Parfüm nicht verliert.

Das Haus ist dunkel, unbewohnt, wenigstens von Menschen. Dumpfe, stickige Luft eines schwammigen Kellers schlägt uns beim Aufstoßen der Tür entgegen; hier ist lange keine Schule mehr gehalten. Wir patschen und schlittern im Küchenraum, wo ein Ortseinwohner uns am Ärmel um den Herd und ein davorstehendes tiefes Wasserloch herumdirigiert. Beim Anzünden einer Kerze sehen wir, daß auch im linken Kangzimmer noch Wasser steht, das den Lehmfußboden in einen schlüpfrigen Brei verwandelt hat. Bis über den Kang herauf ist mit der Nässe der Schimmelpilz gezogen. Die Fensterlöcher gähnen wie Gefängnisgitter; an keiner der Holzgitteröffnungen des üblichen Verschlages ist mehr ein Fetzen Papier. Von den Wänden hat sich nicht nur das angeklebte alte Papier, sondern auch der Lehm über den zur Stützung der Wände eingesteckten Stöcken gelöst und hängt in dicken Fladen herunter und liegt auf dem Kang. Im Dach gähnen dazu einige Löcher, von denen es unausgesetzt trippt. Das Wasser ist also nicht allein von unten gekommen.

Hier ist an Schlaf nicht zu denken. In großer Polonäse, den Vordermann am Rock, wird der rechte Raum besichtigt. In der hintersten Ecke ist der vor Dreck starrende Kang, auf den sich die Schwaben und anderen many insects aus dem ganzen Haus gerettet haben, trocken, weil zufällig darüber im Dach kein Loch ist. Auch die Solonen schütteln sich. Hier sollen wir mit dem kranken Dulski bleiben? Wer noch nicht krank ist, muß es morgen früh sein. Der junge K u a n bricht uns da auch noch mit Magenkrämpfen zusammen, auch Malaria!

Also raus aus der Pestbude und zurück zu einer Solonenfamilie, von der K u a n freilich erzählt, daß es da zwischen Solonen und Dahuren etwas durcheinander gegangen sei. Die Leute selbst wissen nachher nicht, ob sie Solonen oder Dahuren sind.

Hier geht es auch gleich heiter los: Der Hof ist unter Wasser. Die Arben halten davor am Zaun. Der einzige einigermaßen trockene Weg ins Haus geht über den 2 m hohen Zaun aus rohen, zugespitzten und

oben über Kreuz gestellten Holzstämmen. Dann muß man sich am Vorratshaus rechts vorsichtig anpirschen, wobei ein fast unausgesetztes Wetterleuchten das fehlende elektrische Licht ersetzt. — In der Haustür schlägt uns dicker warmer Mief entgegen, aber schließlich ist er besser als kalter Ozon und erst recht besser als der feucht-kalte Mief in der Schule.

Schlaftrunken gucken die vom Kang aufgescheuchten Bewohner uns an. Bei der einzigen, schnell angesteckten Ölfunzel ist nichts an festen Umrissen zu unterscheiden. Man tritt auf irgend etwas Schwarzes; es quiekt: ein Kalb. Beim nächsten Schritt noch eins. Dadurch wird auch das andere Viehzeug lebendig, das bei der Überschwemmung draußen keinen Platz hat und schon hier hustet. Ich zähle nachher acht Kälber, sechs Schweine, drei Katzen, vier Hunde und einen Haufen Hühner. Vielleicht habe ich noch einiges übersehen.

Wir setzen uns erst einmal auf den Kang und betrachten uns die Menschen und ihr Milieu. Einen merkwürdigen Eindruck machen diese Leute, die größer und besser gewachsen sind, als wir es bisher getroffen. Besonders jetzt bei der halben Dämmerung, wie sie sich auf dem Kang rekeln und nach und nach herunterkrauchen, glaubt man, bei weißhäutigen Indianern zu sein. Auch am nächsten Morgen bei Tageslicht bleibt dieser auffallende indianische Gesichtsschnitt. — Der Raum verliert sich aber im Halbdunkel, auch als wir noch vier Kerzen angesteckt haben. In den Kangecken stehen die üblichen chinesischen Truhenschränke mit matt leuchtenden Messingbeschlägen. Die verräucherten Wände sind mit chinesischen Buntdrucken und Zeitungspapier verklebt, das teilweise in Fetzen herunterhängt. Neben der Tür unserer Stube hängt, mit der Mündung nach unten, das russische Gewehr mit der solonischen Gabel zum Auflegen. Kleider, Tücher, Bettbündel liegen und hängen bunt und schmierig herum. Durch die Türöffnung sehen wir frei in den großen Mittelraum, in dem sich eben drei Leute um das Zustandebringen von Feuer bemühen. Da das Feuer vor der Herdöffnung gemacht werden muß und der Herd auch bei gutem Zureden nicht zieht, liegt bald dichter blauer Dunst im ganzen Haus. Im Hintergrunde, im Vorratsraum und an den großen tönernen Wassertonnen betätigt sich der unermüdliche Wu mit Essenbereitung... Kümmern wir uns lieber um die Schwalben, die zur Vervollständigung des Zoo ihre Nester im Gebälk haben, und freuen wir uns lieber an den in einer Anwandlung bemerkenswerter Sauberkeit daruntergebundenen Stücken Birkenrinde! Wir haben Hunger! Da soll man nicht nach dem Essen sehen!

Um 5 Uhr weckt Kuan bereits. Er will weiter, vor allem aus dem

Dreckloch heraus. Während sonst alles erst auf das Essen erpicht ist, macht heute keiner Anstalten dazu. Sogar Wu erklärt nachher, in dem Schmutz könne man nichts essen. Die Luft ist unausstehlich geworden; abgesehen von den Ausdünstungen der Menschen, haben auch die Tiere keine Rücksicht darauf genommen, daß sie nicht im Freien sind, so daß selbst Hunde und Schweine gemeinsam dagegen nicht ankommen.

Von Mergen abgeschnitten! Nur schnell weiter! Der Bajel ho, in dessen starkem Strom die Pferde einen Augenblick keinen festen Grund mehr haben, sorgt dafür, daß wir nicht zu früh trocken werden. Über Shamagei, das wie Bajangei eine dahurische Gründung ist, in die später einzelne Solonen, viele Südchinesen aus der Mergener Gegend und einige Nordchinesen zugezogen sind, schaffen wir heute eine ordentliche Strecke. Mögen die Arben einbrechen, die Geschirre reißen, wir kommen vorwärts. Der Weg ist gewiß nicht gut, aber weit besser als auf dem anderen Gan ho-Ufer.

Wir können auch geographisch allerhand feststellen: Der lange breite Rücken, auf dem wir seit dem Mittag marschieren und der zugleich die Wasserscheide zwischen Gan ho und Nonni darstellt, gestattet uns einen weiten Überblick bis zu den Ausläufern des Kleinen Hingan im Osten und zu den Bergen unterhalb Mergen, durch die sich der Nonni durchbricht. Nun ist ganz klar ersichtlich, daß in der Höhe von Wudjase ein Bergland, das nur teilweise zu Bergsteppe zerfallen ist, die sonst weit sich breitende Steppe durchschneidet und vom Kleinen Hingan im leichten Bogen über das Gan ho-Gebirge eine Verbindung zum Nonnidurchbruch herstellt. Die Gebirgseintragungen auf den Landkarten sehen einigermaßen anders aus; aber wir haben ja schon zur Genüge die Phantasie kennengelernt. Es handelt sich um ein zusammenhängendes Bergsystem mit nur geringen Höhenunterschieden. Und wieder, wie auf dem Hinweg, bestätigt ein chinesischer Paßtempel unsere Höhenschätzungen. In ausgesprochen chinesischer Manier ist der Steinhaufen mit dem Götterhäuschen von zwei Fahnenstangen flankiert.

Gegen Abend hat Wu mir gerade eine neue Liebeserklärung gemacht: Mein Herz sei gut; denn ich hätte vier Söhne und Stötzner nur einen! — als die völlig erschöpften Pferde bei der Quälerei um die bis zu 1 m tief eingeschnittenen Wasserrinnen durchgehen und nur mit Mühe in einem aufgeweichten Stoppelfeld zum Stehen gebracht werden können. Kuan benutzt die Gelegenheit — wir sind kurz vor Djjang tun — zu dem üblichen Heugreifen.

Als wir weiterziehen ist die Dämmerung vorbei, der Himmel bedeckt, kein Stern zu sehen, stockdunkel. Ich sitze auf dem 2½ m hohen schwankenden Turm des lose gepackten Heus auf der Arbe. Kaum die Umrisse der Pferde sind zu erkennen; Wu, der die Pferde führt, ist ein weit entfernter Schatten. Nur selten mal ist der Boden zwei Schritte vor den Pferden dürftig zu erkennen, eigentlich nur, wenn wir auf den unmittelbar davorfahrenden Wagen auffahren. Schwankend, durch Löcher und Rinnen, bald im Schlamm steckenbleibend, bald an einem Grabenrand langsam, aber sicher bis zur Achse abrutschend, um gleich dahinter über einen Stein hochzuholpern und nach der anderen Seite zu kippen, schaukelt die Arbe durch die stockdunkle Nacht. Wu kann wiederholt nur im letzten Augenblick gerade noch die Gäule herumreißen und das Umschlagen der Arbe abwenden. Jederzeit bin ich zum Absprung bereit und soll dabei Routenaufnahme machen! Ab und zu blitzt Wasser in den Weglöchern; zuletzt hebt sich der Gan ho als graues Band ab. Nun blinken auch vereinzelte Lichter aus den Fangdsen von Dsjang tun. Totenstille um uns. Auch die Mafus, die sonst die Pferde mit lautem Zuruf anfeuern, wollen die Pferde nicht scheu machen. So ist das Mahlen und Holpern der Räder im Schlamm das einzige Geräusch und gelegentlich noch das Rieseln der Regenbäche am Weg, bis wir das rauschende Gemurmel des Gan ho-Hochwassers hören.

Das erste in Dsjang tun ist wieder die Frage nach dem Weiterkommen: Man zeigt nach dem täglich noch gestiegenen Fluß und zuckt die Achseln. Schon das Übersetzen nach dem gegenüberliegenden Lin tun ist schwierig. Nach Mergen gibt es keine Möglichkeit; die ganze Nonniebene, über die wir neulich gefahren sind, steht unter Wasser! So sollen wir zu guter Letzt auch noch von Mergen abgeschnitten sein? Morgen werden wir sehen. Wir haben erst einmal den Schlaf in der uns von dem entgegenkommenden Ortsbeamten zugewiesenen, recht sauberen Schule verdient.

Es gibt chinesische Schamanen!

Bei Lichte sind die Aussichten, nach Mergen zu kommen, auch nicht besser. Der Beamte zählt uns alle möglichen überschwemmten Ortschaften auf. Allein nach den bisherigen amtlichen Feststellungen sind am Gan ho über 300 Holzfäller ertrunken; man rechnet damit, daß von allen Holzfällern keine 10% mehr zurückkommen. Das schlimmste für uns aber ist, daß auch nirgends in den Nachbarortschaften ein einigermaßen brauchbares Boot aufzutreiben ist. Schon über den Gan ho nach Liu tun will uns auf den allein vorhandenen Einbäumen niemand übersetzen. So sind wir zu unfreiwilliger Ruhe verurteilt.

Dazu wird nun auch noch Kuan magenkrank, Malaria! Der dritte auf der Gan ho-Fahrt, und Stötzner hat es noch in den Gliedern. Der junge Kuan wird mit dem chinesisch-solonisch-dahurischen Allheilmittel behandelt, das dem Rizinusöl des preußischen Kommiß entspricht, er wird zur Ader gelassen. Zunächst wird eine schmutzige Nähnadel zur Desinfektion abgeleckt und mit den Fingern trockengewischt. Dann sucht der „Arzt" die Stichstelle in die große Ader innen im Ellbogengelenk, massiert sie, darauf die Muskeln des Ober- und Unterarms. Schließlich wird der Oberarm über dem Bizeps straff abgebunden und der kräftige Stich geführt. Einige Sekunden bleibt die Nadel drin, dann werden durch Massieren vier bis fünf Blutstropfen gefördert, und der Fall ist mit neuem, kurzem Massieren der Stichstelle mit dem Daumen erledigt.

Beim Vater Kuan wird zuerst massiert, auch Rücken und Leib mit den Füßen gehörig durchgeknetet und dann erst der Ellbogenstich wie bei dem Sohn vorgenommen. Damit noch nicht genug, muß ihm ein anderer mit Kraft auf den Leib treten, bis der Erfolg im Übergeben da ist. Nun werden die Waden massiert und von einem heilkundigen Chinesen aus dem Ort die Brust beklopft, und die Herzgrube sachverständig betrachtet. Damit fängt erst die eigentliche Behandlung an. Eine Nähnadel wird in den Wulst zwischen Daumen und Zeigefinger an der rechten Hand gestochen, und zwar bei gestrecktem, straff mit den Fingern festgehaltenem Arm, nachdem vorher die Stichstelle massiert

war. Man drückt dem Patienten in die Achselgrube, quetscht die Halsschlagader und den Puls und nimmt dann die Nadel heraus und massiert. Dieselbe Prozedur wird unter Stöhnen und Ächzen am anderen Arm vorgenommen, wobei vor jedem neuen Drücken oder Quetschen die Nadel ein Stück weiter ins Fleisch geschoben wird. Nun wird ein Arm nach dem anderen kräftig geschüttelt, straff gespannt und brutal gerissen. Die Stichstellen, aus denen kein Blut ausgetreten ist, werden nochmals massiert und zum Abschluß beide Arme geschüttelt, gestrafft und gerissen. Dulski ist bei dieser „ärztlichen" Behandlung schon vom Zusehen schlecht geworden. Kuan läuft schnell hinterher und legt sich dann matt ans offene Feuer, wo er entblößt die Nacht über bleibt, während der Sohn ein prasselndes Feuer mit strahlender Wärme unterhält. Aber trotz all dieser Bemühungen — oder etwa deswegen? — ist Kuan bis zu unserer Trennung nicht wieder gesund geworden.

Schamanen aus Yünan. Die erste Wut über den unfreiwilligen Aufenthalt ist einer unerwarteten Freude gewichen. In diesen Tagen findet Stötzner die Bestätigung eines wissenschaftlichen Traumes. Nach der ersten Entdeckung haben wir nun den Nachweis der Existenz eines echten chinesischen Schamanismus, der nicht, wie die Wissenschaftler bisher annahmen, nur von den tungusischen Ureinwohnern der Mandschurei übernommen ist. Das ist die Sensation der Expedition, mit der niemand rechnen konnte.
Auf dem Hinweg hatten wir hier schon versucht, den chinesischen Schamanen zu erwischen; er war aber angeblich nicht zu Hause. Auch jetzt ist er bei wiederholten Besuchen „nicht da". Bis Kuan uns rät, zunächst mit dem im Ort stationierten Mergener Polizeiposten wegen des bestehenden Verbots des Schamanisierens zu sprechen. Nach vielem Hin und Her bekommen wir die Erlaubnis. Nun stellt sich heraus, daß der, der bisher mit brummigem Gesicht den Schamanen verleugnet hatte, selbst der Schamane ist.
Stötzner fragt den Leuten nun die Seele aus dem Leib, erkundigt sich nach den kniffligsten Dingen, um zu möglichst genauen Ergebnissen zu kommen. Danach ist kaum mehr ein Zweifel möglich, daß der Schamane ein echter Chinese ist, und daß auch sein Schamanisieren echt chinesischen Ursprungs ist. Bei dem chinesischen Traditionsgefühl und der verblüffend genauen Familienkenntnis kann man sich auf derartige Auskünfte im allgemeinen voll verlassen. Vor allem erzählt der Schamane, was wir auch vorher schon gehört hatten, daß seine Vorfahren das Schamanisieren aus ihrer Heimat in der Yünan-Provinz, der

Grenzprovinz neben Tibet, mitgebracht hätten, wo auch heute noch wie damals schamanisiert würde. Man wird diesen bisher unbekannten Dingen in Yünan selbst auf den Grund gehen müssen. Die Behauptung bekommt aber große Wahrscheinlichkeit allein schon dadurch, daß die erste chinesische Besiedlung von Tsitsihar herauf in der Zeit von Nurhadze durch Wu san gui mit Yünanleuten durchgeführt wurde, und daß wir überall in den entsprechenden südchinesischen Orten auf einen Schamanismus gestoßen sind, der in der äußeren Aufmachung und in der Ausführung sich sehr wesentlich von den uns bekannten Arten des tungusischen und dahurischen Schamanismus unterscheidet.

Toro shaman. Aber auch nun müssen wir noch stundenlang auf den Schamanen einreden, bis er uns seine Gerätschaften zeigen will. Die Sachen sind in einer schweren Truhe im Vorratshaus versteckt. Wir lassen ihn bei seiner nach der Erlaubnis der Polizei uns merkwürdig anmutenden Scheu ruhig erst seine Gerätschaften herausholen und sich ankleiden, wobei er uns immer wieder von den Sachen fernhalten will. Er hat eine Schellenkappe, wie wir sie auch am Schluß der Taihe ho-Fahrt schon gesehen hatten, außerdem eine große Vogelmütze mit drei Messingvögeln, Schellen und langen bunten Bändern, alles beweglich angebracht, so daß es rund um den Kopf herumgeschüttelt werden kann. Er legt einen dünnen schwarzen Stoffrock, eine an beiden Seiten offene Schürze mit bunten vom Leib herunterhängenden Stoffstreifen, um den Unterleib und bindet sich einen doppelten Gürtel mit vorn und hinten je 30 Eisengongs in der spitzen Form der chinesischen Schnapsflaschen und mit je fünf Schellen vorn und hinten darüber. Eine Jacke hat er nicht. In die Hand nimmt er eine kleine Kalbfelltrommel, wie Stötzner sie bereits besitzt.
Nun, wo die Sonne schon sinkt, so daß Film und Photos nicht recht mehr etwas werden können, beginnt er vor dem versammelten Dorf zu tanzen: toro shaman, die Götterherbeirufung, wie sie uns soloniſch die Schamanin in Haritun gezeigt hatte. Aber der chinesische Tanz ist ganz anders, kaum oberflächlich vergleichbar.
Der Schamane und sein Gehilfe trommeln in einem neuen abgerissenen Rhythmus. Der Gehilfe bewegt sich nur wenig, während der Schamane mit wackelndem Gehen, Schieben und Schwenken unter fortwährender vielfacher Bauchbewegung beginnt. Beim Trommeln hält der Gehilfe nicht immer genau den gleichen Takt wie der Schamane. Gelegentlich schwenkt dieser mit dem Kopf, so daß die langen Bänder mit dem ganzen beweglichen Kopfaufsatz in großem Schwung herum-

fliegen. Man legt auf einen Schemel Räucherstäbe. Nach fünf Minuten singt der Gehilfe in einer Melodie, die in nichts an das solonische Schamanisieren erinnert.

Der Schamane bekommt einen Anfall, den ich zuerst für markiert halte, der aber nach allem zweifellos echt ist. Die Gottheit kommt über ihn. Er schaut sie und hört von ihr Fragen und Antworten und spricht nach ihren Weisungen. Eigenwille und Eigenbewußtsein sind bei ihm ausgeschaltet. Er fliegt hintüber und wird von drei bereitstehenden Männern aufrecht, leicht angelegt, gehalten. Er zittert am ganzen Körper, vor allem am Leib, und stößt unartikulierte Laute aus. Die Arme hängen schlapp herunter, ohne daß ihnen aber die Trommel entfällt. Das Volk ist dabei im Wechselgesang mit dem Gehilfen geblieben, wie überhaupt der Schamane im Unterschied zur solonischen Art den eigentlichen Wechselgesang nicht mitmacht.

Der Gesang geht immer abwechselungsreicher von einem Rhythmus in den anderen, wird immer kürzer und bewegter. — Der Schamane erwacht, schreitet wieder und schwingt unter fortwährendem Bauchwackeln. Es ist nur ein unbeholfenes Trippeln ohne eigentlichen Tanzschritt, meist auch nicht im Takt. Die anderen sind verstummt. Nun singt er, nur einzelne Trommelschläge fallen dazwischen, bis der Schamane sich über die Räucherstäbe beugt und nochmals zurückfällt. Leise beginnt der Gesang des Gehilfen mit monoton gesprochenem Schluß, auf den das Volk hoch und bewegt antwortet. Der Zustand des Schamanen geht vorbei, wieder dasselbe Schauspiel.

Dann ist alles still. Schamane und Gehilfe stützen die Trommeln auf den Schemel und beugen sich über die Räucherstäbe. Der Gehilfe spricht. Der Schamane klappert mit dem Gürtel und singt unartikuliert, leise, monoton, ohne festen Rhythmus. Dazwischen singt das Volk. Und noch einmal wiederholt sich der Tanz und der Anfall. Diesmal fängt der Schamane aber schon vor Beendigung seines Anfalls mit dem Gesang an. Während der Rhythmus des Volks noch wilder wird und die Trommeln schneller tönen, verfällt der Schamane ein letztes Mal in seinen Zustand.

Nur das Klappern des Gürtels ist zu hören. Sonst ehrfurchtsvolles Schweigen. Das ist der Ausklang der Götterherbeirufung. Der Tanz ist beendet. Der Schamane kommt zu sich. — Es ist nun nach 27 Minuten auch fast völlig dunkel.

Aber die Strafe des Gottes kommt.

Mit allen Zeichen des Entsetzens erzählt der Schamane uns am nächsten Tag, daß der Gott ihm in der Nacht nochmals erschienen sei und ihn geschlagen habe, weil er in Anwesenheit von Fremden den

heiligen Tanz getanzt habe. Dabei sieht der Schamane elend aus, glaubt zweifellos selbst daran und an sein Schamanisieren, wie er auch bei den anderen Chinesen in hohem Ansehen steht. Für die Ehrlichkeit zeugt schon die Scheu auch nach der Erlaubnis der Polizei; eine für die besondere große Götterbeschwörung erforderliche große Gabel in der Form des Neptundreizacks hat er vor uns überhaupt zu verbergen gesucht, wenn ihm das auch nicht ganz gelungen ist.
Schon körperlich ist die Anstrengung auch so groß, daß bei der bewußten Autosuggestion die Überzeugung des Schamanen glaubhaft ist. Ebenso verblüffend wie für den Schamanen zeugend ist aber die einwandfreie Beobachtung, daß er schon beim Anlegen der Geräte ohne jede gemachte Bewegung zu zittern anfängt und trotz des Willens zum Stillhalten in die schamanisierenden Bauchschwingungen kommt. Schon vor dem Beginn des Tanzes ist er dadurch auch nach kurzem Stehen in Schweiß gebadet und reagiert auf kein Gespräch mehr. Es ist so, als ob mit der Berührung der Schamanengeräte und erst recht mit dem Anlegen des Gewandes der Gott über ihn käme, ihn ganz in Besitz nähme und ihn als Werkzeug benutzte, um seinen Willen der Masse des zur Heiligung unfähigen Volkes zu verkünden.

Die Syrkull lassen uns nicht los

So ist es unter täglichem Regen der 10. September geworden. Seitdem wir im Ort sind, ist das Wasser des Gan ho einmal um ½ m gestiegen, sonst täglich 2—3 cm gefallen. Insgesamt steht es über 2 m höher als auf dem Hinmarsch. Aber wir wollen nun doch einen Versuch unternehmen, nach Mergen zu kommen. In Choa pie shan soll ein brauchbares Boot sein, mit dem man auch die Fahrt über den Nonni wagen kann. Auf zwei zusammengestellten Einbäumen schaffen wir die Arben nach Liu tun hinüber, nehmen zunächst den alten Weg, den wir s. Z. von Mergen gekommen waren und biegen dann nach Osten auf Choa pie shan ab.

Im Einbaum durch das Nonnihochwasser.

Nach wenigen Minuten haben wir die letzte Höhe vor der Nonni-Ebene. Das Nonnihochwasser soll schon etwas zurückgegangen sein. Nun aber liegt es in der strahlendsten Sonne gewaltig als riesige blaue Fläche in der braunen Einfassung der überschwemmt gewesenen Wiesen vor den grau verregneten Steppenhängen und Feldern mit den schwarz gewordenen Getreide- und Heupuppen darauf. Die Stelle der Ebene, an der wir auf dem Hinmarsch im Schlamm eingebrochen waren, ist mit dem größten Teil des weiten Tals, in dem damals die Heumacher arbeiteten und über dem sich die Mücken tummelten, unter dem eilig dahinfließenden Hochwasser des Flusses verschwunden, den wir bei normalem Hochwasser in einer Breite von 1 km gesehen hatten und der eigentlich um diese Zeit ein flaches Wässerchen von 200—300 m sein sollte.

20—30 km breit liegt die Fläche des ausgeuferten Nonni.

Und wie sieht es in Choa pie shan, dem Ort mit dem lieblichen Namen Birkenrindenberg, aus? Schon vor dem Ort kommen wir in das matt stehende Nonniüberflutungswasser, das überall an den Ort heran, in fast sämtliche Straßen und in die z. T. geräumten, unterspülten und bereits zerfallenen Fangdsen hineinreicht. Hier aber vor den Häusern ist es kein friedlich und träge stehendes Wasser, sondern gurgelnder, reißender Strom. Die ganze, nun nahe vor uns schwarz-

blau dahinschießende Fläche ist bei scharfem Wind mit weiß gischtenden Schaumkämmen bedeckt. Die Brandung der Strömung rauscht durch den Zaun im sauberen Hof des Ortsbeamten, bei dem wir Unterkunft finden. Am Zaun liegen Flöße, die sich aus dem eigentlichen Nonnibett die gut 4 km weit in den Ort geflüchtet haben.
Aber ein Boot gibt es auch hier nicht!
Nach langem Suchen können wir wenigstens einen dürftigen Einbaum auftreiben; und die Leute lachen uns aus, daß wir bei dem Wasser nach Mergen wollen. Solange die Wellen so hoch gehen wie heute, ist auch nicht daran zu denken.
So sitzen wir wieder einmal in der Mausefalle. Der Nonni ist nur noch eine Schaumkrone auf tiefschwarzer Fläche, auf die ein schauerlicher Wolkenbruch niedergeht. Wie der Regen weiterzieht, stehen feierlich in hoher Wölbung zwei volle farbenprächtige Regenbogen am abendlichen Himmel. Über dem tiefgrünen Wasser liegt ein blasses gelb-rotes Licht, in dem hellgrün eine flache Insel sich wenig oberhalb abhebt.
Am Morgen ist der Nonni eine glatte, weite, silbern-goldig glänzende Fläche. Ist das Wasser auch nur 3 cm gefallen, so wollen wir doch das gute Wetter ausnutzen. Wir finden auch schließlich die zwei Leute, die den Mut haben, Stötzner und mich überzusetzen; denn ohne ortskundige Führer, die den Strom, die Untiefen und die gefährlichen Stellen kennen, würden wir wenig Aussicht haben, durchzukommen.
Ich habe es jetzt aber doppelt eilig, weil ich eine beginnende Augenkrankheit spüre, die ich zunächst für eine harmlose Bindehautentzündung halte, die sich aber nachher bei dem deutschen Spezialarzt Dr. Isaak in Harbin als eine ausgewachsene mandschurische Regenbogenhautentzündung entpuppt. Gestern habe ich einen Schlammspritzer ins linke Auge bekommen, das Auge ausgewischt und nicht weiter darauf geachtet. Heute früh war das Auge völlig verklebt, wie es ja schließlich auch mal vorkommen kann. Aber nun schmerzt es noch. Immerhin, mit gelegentlichem Zuhalten des Auges kann ich ziemlich normal sehen. Aber für das Wagnis der Hochwasserfahrt über den Nonni in dem Einbaum, der nicht einmal so breit ist, daß man glatt auf dem Boden sitzen kann, ist das kein besonderes Vergnügen.
Das Wasser strengt das Auge denn auch unangenehm an. Um 9 Uhr geht die Fahrt los. Gleich vor dem Haus erfaßt uns die scharfe Strömung, die wir ausnutzen, soweit sie uns dem anderen Ufer näherbringt. Wo wir eine Staustelle wahrnehmen können, springt schnell einmal einer heraus und zerrt den Einbaum, bis wir über den kleinen Wasserfall auf Weidenbüschen und Wiesengründen wieder in die Strö-

mung rutschen. Einige Male wirbelt uns ein Strudel herum, ehe die langen Stangen Grund fassen. Aber trotz der gurgelnden Strömung und der vielen Strudel schöpfen wir nur einmal bei einem besonders großen Strudel am Beginn des Hauptstroms Wasser. Hier allerdings ist es einen Augenblick kritisch. Die fast ½ m hohe Randwelle des Strudels greift mit einem den Einbaum herumreißenden Ruck über die Mitte der Backbordwand; aber mit verzweifelter Anstrengung können wir dem Boot noch soviel Schwung geben, daß es sich von dem Rand löst, mit dem hinteren Ende einen Augenblick in der Luft schwebt und dann das Schwergewicht drüben jenseits des Strudels hat. Noch einmal plätschert etwas Wasser herein. Es ist geschafft. Um 11 Uhr sind wir an dem Stadttor von Mergen, in das wir fast hineinfahren können.

Auch Mergen vom Verkehr abgeschnitten. Mit der Außenwelt besteht nicht die geringste Verbindung. Auch der Telegraph funktioniert nicht, weil ein großer Teil der Leitungen im Wasser liegt. Die Post wird seit über einer Woche auch etappenweise nicht mehr nach Tsitsihar befördert. Autos fahren seit Wochen schon nicht mehr, und es besteht nicht die geringste Aussicht auf Wiederaufnahme des Betriebs. So wäre das einzige der Wasserweg auf dem Nonni. Doch gerade eine halbe Stunde vor unserer Ankunft ist eine Dschunke abgefahren, und die einzige am Ufer liegende will es bei den unsicheren Wasserverhältnissen noch nicht riskieren.

Für Stötzners Rückfahrt nach Haritun steht es nicht besser. Mit Purgali tun schon ist kein Verkehr mehr. Wir sitzen wieder einmal auf dem Proppen. Dazu haben wir kein chinesisches Geld mehr. Mein deutsches, russisches und amerikanisches Geld bewundert man zwar eifrig, aber kein Kaufmann läßt sich auf das Wechseln ein. So muß sich Stötzner schließlich auf seine nächste Geldsendung hin etwas borgen, damit ich das für den Abmarsch nach Harbin unentbehrliche Kleingeld mitnehmen kann. Ich bringe davon dann gerade noch 50 Cents mit nach Harbin ins Hotel!

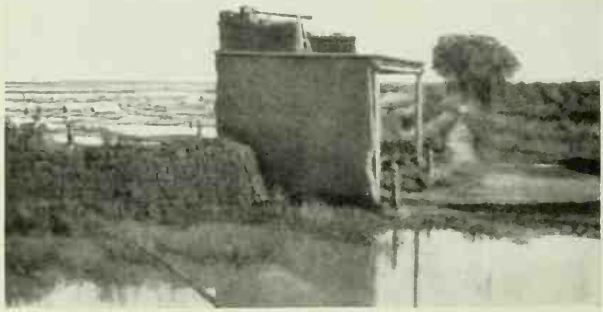
So vertreiben wir uns die Zeit mit Spaziergängen durch den Schlamm der Stadt und gehen auch einmal an der Dschunke vorbei. Dort stellen wir uns noch dummer an, als wir sowieso schon sind, und unterhalten uns mit krampfhaft gespielter Gleichgültigkeit mit den Schiffsleuten. Dabei markiere ich die größte Abneigung dagegen, mit der Dschunke nach Tsitsihar zu fahren; das wäre mir zu unsicher, ich wollte lieber auf die Wiederaufnahme des Autoverkehrs warten. Natürlich muß ich unbedingt die Dschunke benutzen, um noch rechtzeitig nach Harbin

Der chineſiſche Schamane tanzt

(Zu Seite 211)

Aussicht vom Fenster unseres Gehöfts in Choa pie shan
(Zu Seite 214)

Einbaumfahrt über den Nonni (Zu Seite 214)



Mergener Stadttor im Hochwasser (Zu Seite 216)

und innerhalb meiner Urlaubsfrist nach Deutschland zurückkommen zu können. Aber wir wollen bei den Schiffern den Ehrgeiz wecken, möglichst bald zu fahren, und wollen außerdem verhindern, daß wir einen zu hohen Preis für die Fahrt berechnet bekommen. So lasse ich mich erst von Stötzner und den eifrig werbenden Schiffsleuten dazu „überreden", den Versuch zu wagen! Wir lassen uns sogar als Russen anreden! Und ich habe meinen Platz auf der Dschunke, den wir gleich im voraus einschließlich Verpflegung mit 17 Mark bezahlen. Dann allerdings stellen wir sofort all die verschiedenen Irrtümer der Schiffer richtig und ernten dafür die Anerkennung der Leute, die als Chinesen auch dann an einem geschickten Geschäft ihre Freude haben, wenn sie selbst die Unterlegenen sind. Beim Geschäft gelten nun einmal alle Kniffe. Hinterher wird das als sportliche Angelegenheit betrachtet und gelobt. Wir sind nur in der Achtung der jederzeit zur Überheblichkeit neigenden Leute gestiegen. Vor allem besitzt der Chinese nun den Anstand, die einmal getroffene Abmachung auch unbedingt einzuhalten.

Freilich ist an die Abfahrt der Dschunke noch nicht zu denken. Der Kapitän vertröstet immer auf morgen. Zwei Tage ist das nun schon so gegangen. Inzwischen ist auch Dulski im Einbaum herübergekommen, während die Solonen mit den Wagen in den Steppenbergen bei Choa pie fhan den Rückgang des Wassers abwarten wollen. — Das dauert denn noch drei Wochen, bis zum Winter, bis der erste Schnee die Steppe deckt... — Stötzner hat das Warten satt, requiriert sich eine Arbe und wagt mit Dulski die Fahrt nach Haritun, das die beiden dann auch unter unendlichen Mühsalen erreichen, um — auch bis zum Winter — wieder vom Wasser eingeschlossen zu sein.

Es ist schon so, die bösen Geister der Mandschurei, die Syrkull, wollen uns nicht lassen, wollen uns keine Schwierigkeiten ersparen. Haben wir denn wirklich als erste Europäer im Innern gar so viel gesehen?

300 km als Dschunkengefangener. Wer weiß, wann plötzlich das „Morgen" ist, von dem der Kapitän immer spricht. Man nimmt so etwas nicht so genau. Auf einmal ist die Dschunke ohne mich weg, und ich merke davon nichts in unserer Solonenschule. Also ziehe ich auf die Dschunke um und nehme von Stötzner und seiner Expedition endgültig Abschied...

In zwei Tagen, meint auch der Kapitän, kann ich in Tsitsihar sein, von wo der Expreß mich in sieben Stunden nach Harbin bringen wird. Mit meinem schmerzenden Auge habe ich auch das Bedürfnis

nach schneller ärztlicher Behandlung. Morgen früh, versichert der Kapitän. Also kaufe ich noch Fleisch, Kartoffeln, Brot, Zucker, Reis, Tee und Obstkonserven in der Stadt, um nicht nur auf die eintönige Schiffskost der ewigen Wasserhirse angewiesen zu sein, und richte mich auf der leeren Dschunke ein.

Der Kahn ist 18 m lang und 5 m breit. Ich etabliere mich in einer der mittleren Luken, die ein Ausmaß von 4,50 : 1,80 m hat, zusammen mit drei Chinesen, und zwar wegen der Regensicherheit in dem Verschlag unter dem Laufgang auf Backbord. Es ist nun einmal wichtiger, trocken zu bleiben, als sich aufrichten zu können. Die dünne Leinwand, die über den Mittelteil der offenen Luken gespannt ist, hält nicht viel ab. Nachts regnet es denn auch das erstemal durch. Der Verschlag allerdings hält auch nicht dicht. So ziehe ich zusammen mit einem Chinesen um Mitternacht in die Nachbarluke um, wo wir uns mit Birkenrinde vorsichtige regensichere Konstruktionen bauen können.

Am nächsten Morgen ist Ruhe auf dem Schiff. Man macht um 8 Uhr früh das übliche Mittagessen. Die Schiffsleute reißen faule Witze, sind aber sonst nett, hilfsbereit und sogar respektvoll. Sie sind auch der erste Stand, der nicht spuckt, im Schiff wenigstens, während sich nachher die anderen Reisenden auch hier keinen Zwang auferlegen. Überhaupt kommen die Schiffer in ihrer sympathischen Art gleich nach den Goldarbeitern. Aber Abfahrt? Morgen! Bei dem Regen und dem hohe Schaumkämme treibenden Sturm geht es nicht! Das Wasser klatscht gegen die Bordwand und rieselt durch die Planken, so daß alle drei bis vier Stunden, wenn der Schiffsrumpf bis an die Fußbodenbretter voll ist, gepumpt werden muß. Dazu sind die Augenschmerzen so stark, daß ich weder arbeiten, noch schlafen, noch auch vernünftig essen kann.

Am anderen Morgen ist der N o n n i wieder um ½ m gesunken. Dazu gibt es prächtiges Wetter. Es soll nun wirklich losgehen. Um 10 Uhr kommt die erste große Freude für mich: die Segel gehen hoch. Wie schön klingt der mit scharfem Skandieren lebhaft und rhythmisch herauf- und heruntergehende Wechselgesang zwischen dem ersten Bootsmann und den Schiffskulis! Noch ein Dutzend Chinesen kommt zu den bereits an Bord befindlichen zwei Dutzend dazu. Aber kaum ist das Segel los, als ein Strick reißt und das Segel herunterklatscht. So bleibt noch die Zeit, ein weiteres Dutzend Passagiere an Bord zu nehmen. Wir sind in unserer Luke nun glücklich zu sechsen mit Gepäck. Die Polizei kommt auch aufs Schiff, um alles gründlich nach Opium zu durchsuchen; nur bei mir genügt die Erklärung, daß ich Deutscher

bin. Allmählich ist auch der neue Strick da, so daß es bald nach 2 Uhr mittags wirklich abgehen kann. Die Besatzung, neun Mann außer dem Kapitän, läßt mit Gesang die Segel hochgehen, Ruder und Stangen kommen heraus, Singen, Schreien und Rufen mischen sich zu einem unbeschreiblichen Lärm, am Bug wird das unvermeidliche Feuerwerk abgebrannt, die Dschunke kreuzt stromab gegen den Wind. Man geht nun auch daran, wenigstens die größten Löcher in der Bordwand provisorisch mit Werg zu verstopfen. Als es allerdings anfängt, zu regnen, wird geankert, und noch einmal ein Pause eingelegt, während der Kapitän von den Chinesen das Fahrgeld einhebt. Bei Dunkelheit legt sich die Dschunke am Ufer zur Nachtruhe fest.

Am Morgen ist alles weiß. Es hat den ersten starken Frost gegeben, am 16. September! Sind die Segel auch vor 6 Uhr hoch, so wird doch um ½10 schon Schluß gemacht. Wir haben bei einigen im Hochwasser auf Land gegangenen Flößen angelegt und laden zwei Luken voll Holz und Holzkohle; außerdem kommen neue Passagiere an Bord, so daß wir in unserem Loch sieben werden. Nach dem zweiten Essen wird das Holz langweilig und ungeschickt umgepackt.

Der Steuermann versichert mir zwar, daß wir morgen in Tsitsihar wären, aber es geht nicht weiter. Unter Krach und Geschrei wird Kao liang konsumiert. Der Wind wäre so schlecht, daß man nicht weiter könne! Dabei ist er gegen den Morgen sogar schwächer geworden. Aber der Kao liang ist wichtiger! Abends gibt es dann noch Lärm, als der zungenfertige, aber freundliche sanguidje, der Geschäftsführer, uns noch einen achten in die Luke legen will. Das ist auch den sechs Chinesen zu viel. Sie brüllen durcheinander: Es ist kein Platz! Es ist schon zu eng! Wir haben doch bezahlt! Die Kulis sollen pumpen, weil das Wasser schon über die Planken geht! Wir müßten längst schon in Tsitsihar sein! Immer heißt es nur morgen! Der lao ban, der Kapitän, der Schiffseigner, will aber immer noch mehr verdienen! Er hat damit den Tag verbummelt! — So schimpft es durcheinander. Also selbst den Asiaten ist die Geduld gerissen. Ein kleiner Trost für mich!

Doch mir ist es schon fast gleichgültig, daß am Morgen noch einmal Zeit mit dem Umpacken des Holzes vertrödelt wird. Auch das rechte Auge hat sich inzwischen entzündet. Wenn ich die Augen öffne, geht ein stechender Schmerz durch den Kopf. So liege ich meist mit einem über beide Augen gebundenen, immer schmutziger werdenden Tuch und brüte stumpfsinnig vor mich hin. Wenn auch der zweite Steuermann, der zugleich als Schiffskoch für mich sorgt, ebenfalls ein schlimmes Auge hat, so wird es darum für mich doch nicht angenehmer. Und

gewiß, die Leute meinen es gut, wollen mich damit trösten, indem sie mir versichern: „Yjang fa jaoze!“ (Ebenso schlimm wie Malaria), aber der Trost ist man schwach.

Frühnachmittags wird auch schon angelegt, obwohl bei hellem Wetter nur schwacher Wind geht.

„Doja li lu dao Tsitsihar?“ (Wieviel Li bis Tsitsihar?)*)

„Oer bei do. Mintien. Deke föng bu hao. Go bu tshü!“ (Über 200. Morgen. Dieser Wind nicht gut. Weiterfahren geht nicht!) Aber als nach 6 Uhr abends noch zwei noble Chinesen mit ihren Dienern an Bord kommen, wird doch noch eine Stunde bis zur Dunkelheit weitergerudert. Der eine Gent kommt in unsere Luke. Da er eben ein Gent ist, wagen die anderen Chinesen nicht zu widersprechen; und ich werde nicht in Mitleidenschaft gezogen. Immerhin sind wir nun acht in einem Raum von 4,50 : 1,80 m bei kaum 70 cm Höhe!

Am nächsten Tag wird vier Stunden gesegelt und gerudert. Wieder die Ankündigung: Morgen Tsitsihar. Und wieder: Der schlechte Wind. Dabei sind noch über 100 km bis Tsitsihar. Doch was nützt mir meine ohnmächtige Wut!

Das Augenlicht versagt! Und wieder: Morgen Tsitsihar! Nun läuft aus beiden Augen der dicke Eiter. Ich kann so gut wie nichts mehr sehen. Nur wenn ich mit dem schmutzigen Tuch gewaltsam den Eiter auswische und mit den Fingern die Augenlider auseinanderzerre, kann ich schwache Umrisse erkennen. Und auch dann kann ich nur unter größter Anstrengung mit dem linken Auge für Sekunden einen schwachen Schimmer sehen. Ich halte mich nur noch durch Medikamente aufrecht.

Wie soll das noch werden? Wer weiß, wie lange ich noch auf der Dschunke gefangensitzen muß? Und was mir sonst bevorsteht? Wenn ich in chinesische Behandlung komme, bleibt nichts zu hoffen. Irgend etwas Sauberes an Lappen oder Wäsche habe ich schon längst nicht mehr. Der herunterlaufende Eiter kommt also immer wieder in denselben schmierigen Lappen.

Zustand!

Wiederholt ertappe ich mich bei einer Ohnmacht. Für alle Fälle raffe ich daher meine letzte Energie zusammen und schreibe in stundenlanger Qual buchstabenweise einen Abschiedsbrief an meine Frau und einige englische Zeilen an den deutschen Generalkonsul in Harbin... Ich bin am Ende meiner Kräfte und habe abgeschlossen. Wenn die Schiffs-

*) Ein Li = ½ km.

kulis von vornherein zugefahren wären, könnte ich längst in Harbin in Behandlung sein!
Ich begreife, daß wir heute bei ziemlich scharfem Wind gute Touren machen. Wir schurren in einem fort auf mitten im Strom angeschwemmten Sandbänken und Felstrümmern. So geht es wiederholt in die Uferüberschwemmung in die Wiesen, so daß wir ein paarmal festsitzen. Alles macht sich dann gegenseitig Mut durch unausgesetztes Geschrei „bu pa!“ keine Angst! Und wer am meisten Angst hat, schreit am lautesten. Dazu wird die Hilfe der Götter durch mehrmaliges Abbrennen von Feuerwerk herbeigerufen. — Aber abends sind immer noch 30 km bis Tsitsihar.
Was ich schon nicht mehr zu hoffen gewagt hatte, wird Wirklichkeit. Am 20. September um ½12 Uhr mittags fahren wir bei strahlendem, meine Augen schmerzendem Wetter in den Außenhafen von Tsitsihar ein, in die gleich Mergen unter Wasser stehende Provinzhauptstadt. Nach langem Bemühen kann mir der rührend um mich besorgte Schiffskoch, dem ich meine Bettsachen vermache, eine Droschke heranholen, die mich zur Kleinbahnstation bringt. Doch erst abends um 9 Uhr geht der Zug zur Ostbahn nach Onon shi. Im riesigen Trubel muß ich mich mit meinem ganzen Gepäck in den überfüllten Kleinbahnwagen tasten. Doch während der Wartezeit in Onon shi finde ich wenigstens einen russischen Offizier in chinesischen Gendarmeriediensten, der sich meiner annimmt, bis um 2 Uhr nachts der Luxuszug nach Harbin geht.

Ich rieche Europa. Welch ein Genuß ist im Wartesaal I. Klasse richtiges Weißbrot mit richtiger Butter und wirklichem Käse, Tee mit Zitrone und ein Kognak!!
Und dann das saubere Bett im Schlafwagen, in das ich mich in meiner Aufmachung kaum hineintraue! Jetzt weiß ich, daß ich morgens in Harbin zum Arzt gehen kann. Die Lebensgeister kehren wieder.
Und rasieren lasse ich mich in Harbin und Haare schneiden. Baden, richtig in einer Wanne mit warmem Wasser! Was sind doch diese einfachsten europäischen Dinge für ein Genuß, wenn man sie drei lange Monate entbehrt hat, wenn man schon nicht mehr wieder mit ihnen gerechnet hatte!
Viel von Harbin sehen kann ich freilich nicht, wenn der tüchtige deutsche Augenarzt Dr. Isaak sich meiner auch mit erlesener Freundlichkeit annimmt. Immerhin genügt es, den Pulsschlag dieser merkwürdigen, in 35 Jahren aufgeblühten Millionenstadt zu fühlen, die als russische Gründung mit russischem Zuschnitt zwar noch an die

70 000 Russen beherbergt, aber chinesisch geworden ist, eine traurige Stadt, die Stadt der weißen Kulis, Bettler und Dirnen, über die der Chinese herrscht.....

*

So schrieb ich bei der Mitteilung des Flugzeugs, mit dem ich in Tempelhof landen würde, an meine Frau, so bleibt mir die Expedition in der Erinnerung:
Der Schwarze Drache ist bis zuletzt gegen uns aufgestanden, hat uns mit den Syrkull, den bösen Geistern des Amurbogens, bis zur letzten Minute verfolgt und gepeinigt; aber wir haben ihm abgetrotzt, was irgend abzutrotzen war!

Buch- und Kunstdruckerei E. Haberland, Leipzig C 1

University of British Columbia Library

DUE DATE

ET—6

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 01277 3542

AUTHOR Meltzer, F

TITLE Malaria, Gold and Op

PLACE PUBLISHER DATE Leipzig, 1

EDITION

SERIES

VOLUMES PRICE USD

BOOK REQUEST UBC LIBRARY *Please type or*